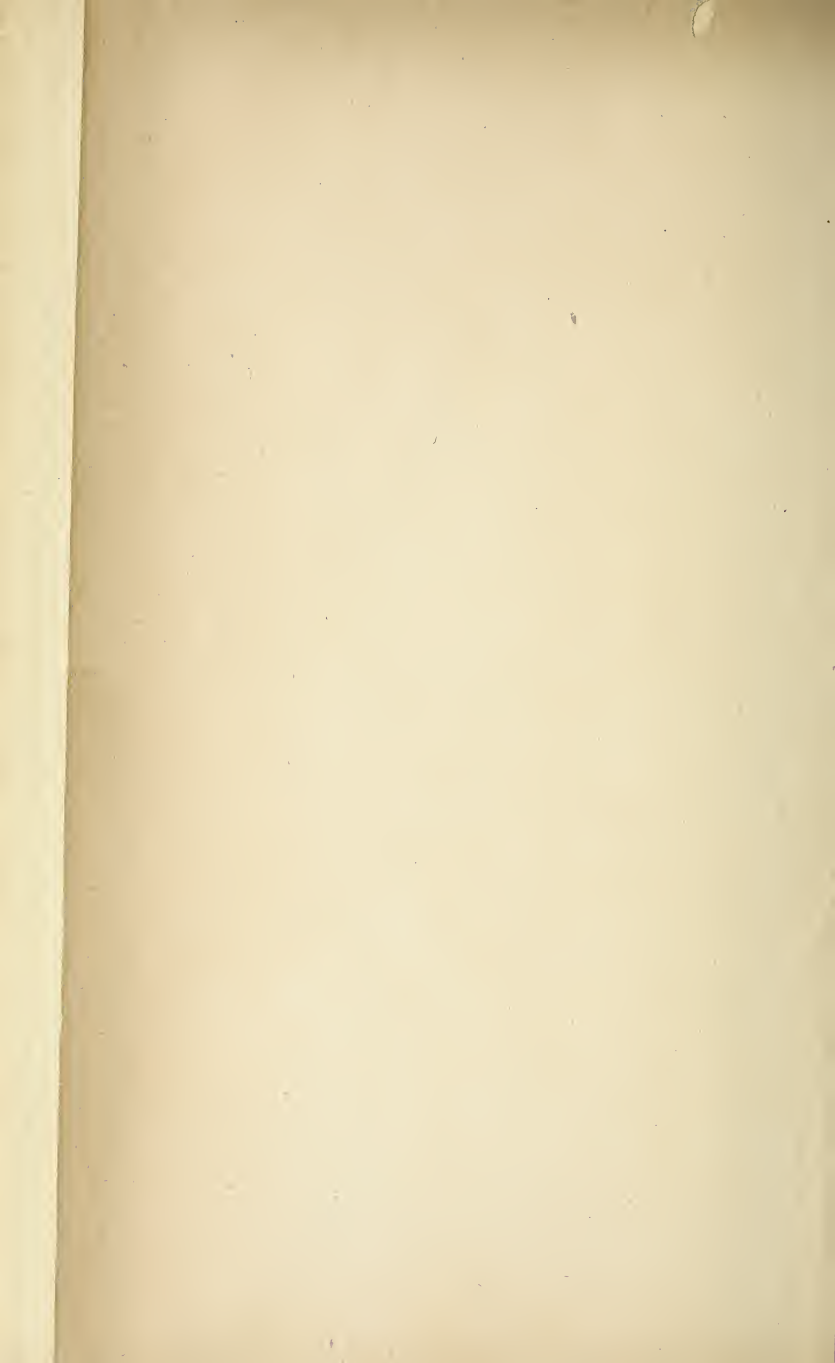


Schein



Kurt Vollmoeller

Schein



1 · 9 · 2 · 2

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin

1.—3. Tausend

Herrn und Frau
Hans Schmid-Guisan
in Riehen bei Basel
freundschaftlich
zugeeignet

I

Am Abend wird man sagen: heute war ein recht heißer Tag. Ja, vielleicht wird ein Gewitter kommen, so heiß ist es schon jetzt, da es noch nicht einmal Mittag geschlagen hat. Der Himmel ist rein klar und leuchtend, und gar so flimmernd die ganze Atmosphäre, daß einem die Augen leicht wehe tun. Die Steine des Pflasters sind spröde und weiß mit Staub; weiß oder eigentlich gelbweiß sind auch die Häuserreihen, der Asphalt des Trottoirs scheint zu kochen, und die Gipfel der Lindenbäume, die an der Straße stehen, sind schon ganz kraftlos und gelb. Allerdings ist heute auch der erste August.

Die Häuser auf der Sonnenseite drüben haben ihre Läden und Jalousien fest verriegelt und sind wie eine einzige Mauer, an der man nicht hinaufschauen mag, weil der Verputz so blendet und glüht. Nur vor einem Fenster des zweiten Stockwerks stehen zwei Geranien, zwei rote einsame Geranien, und auch die sehen recht traurig drein.

Die andere Seite der Straße ist bislang noch im Schatten. Die wenigen Fußgänger halten sich deshalb auf dem Fußsteig ganz nahe den Häusern, und wenn einer über den Fahrdamm in eines der anderen hinüber muß, bleibt er wohl zaudernd auf dem schattigen Trottoirrand stehen und schickt einen letzten Blick und Stoßseufzer zum Himmel, als gälte es einen Kopfsprung.

Ein paar Lastwagen kriechen vorbei. Die Pferde lassen elend die Köpfe hängen, und die Fuhrleute sitzen zusammengeduckt auf ihrem Kutscherbock. Wenn einer aber ein Pferd hat, dessen er ganz sicher ist, so bindet er die Zügel am Wagen selber fest und wandert auf der schat-

tigen Seite im Randstein nebenher. Er reibt sich dann mit einem roten oder blauen Sacktuch den Schweiß von der Stirn und schreit von Zeit zu Zeit hü! oder hö!, ohne sich erst nach seinem Fuhrwerk umzuschauen. Doch darf er dies nur tun, wenn er sein Roß genau kennt und keiner von der städtischen Aufsicht in der Nähe ist. Sogar die sonst so muntere Peitsche steckt trübselig am Wagen.

Da gefällt mir jenes Marktfuhrwerk, das rattert lustig die Straße entlang. Auf dem Bock sitzt eine junge Frau, unter einem großen roten Schirm. Und das Roß mit den grünen Ohrenkappen trabt ganz lustig drauflos, aber das Gefährt ist auch leer, und dann geht es ja der Heimat zu.

Die Frau mit dem Obstkarren neben mir schaut ärgerlich hinüber, denn sie hat noch lange nicht all ihre blau und gelbe Ware verkauft, und wenn es so weitergeht, wird sie noch am Abend da stehen müssen. Allerdings nicht an der gleichen Stelle, denn um zwei Uhr wird sie ihren Karren auf die andere Seite ziehen müssen. Bis um zwei Uhr nur hat sie auf dieser Seite Schatten.

Vor dem Portal des ‚Ecu', zwischen den verstaubten Lorbeerbäumchen, steht der Hausknecht und gähnt. Von Zeit zu Zeit tritt auch der Portier heraus (man erkennt ihn leicht an seinem goldbestickten Gehrock) und sieht die Straße hinauf. Es ist nämlich halb Zwölf vorbei, und der Omnibus ist noch nicht da, der die Fremden vom Bahnhof bringen soll.

Wenn er dann wieder ins Haus zurücktritt, wo es kühler ist, streift sein Blick strafend den Hausknecht. Er kann nämlich nicht verstehen, daß ein junger Bursch so faul und müßig stehen mag. Doch man sieht, auch ihm ist ordentlich warm. Wenigstens hat er die Mütze mit den goldenen Tressen tief in den Nacken gerückt, und manch-

mal lüftet er sie auch, den glänzenden runden Schädel ein kleines abzukühlen.

Vom Münster schlägt es jetzt dreiviertel Zwölf. Die Frau beim Karren ist erschrocken aufgefahren. Sie späht das Trottoir entlang, ob nicht Kundschaft nahe und ob es überhaupt der Mühe lohne, ihre Früchte als frische und kräftigende anzupreisen, wie schon so oft heute, rüttelt ihre Ware auf, streicht mit der Schürze über das leuchtende Messing der Wage, blickt auf die Straße, mißt, ob der schattige Streifen nicht in der Tat wieder etwas schmäler geworden ist, und sitzt dann wieder hin. Aber einnicken darf sie gewiß nicht mehr, denn um zwölf Uhr beginnt das große Geschäft, wenn die Bureaus Mittagspause machen und die Leute nach Hause gehen. Inzwischen ißt sie selber eine von ihren Birnen.

Jetzt poltert auch der Hotelomnibus die Straße entlang. Der Hausknecht mit der grünen Schürze ist erwacht, eine Glocke tönt schrill, und der Mann im Goldrock stürzt an den Wagenschlag. Eine alte Dame, ein noch älterer Herr und eine junge Dame klettern mühsam heraus und verschwinden im Portal. Der Hausknecht und der Kutscher wälzen schwere Koffer vom Wagendach.

Noch fünf Minuten bis Zwölf. Ein paar Fremde treten eilends aus der Türe. Hinter ihnen erscheint auch wieder der dicke Portier, ihnen den nächsten Weg zum Münster zu weisen, und seiner Rede entnehme ich, daß sie das berühmte Kirchenspiel zu sehen wünschen. Da ich aber selber dies seltsam ergreifende Spiel so gerne immer und immer wieder vor Augen habe, in der Tat es seit meinen Knabenjahren oft besucht und bestaunt habe, biete ich mich den Herren als kundiger Führer an, und ehe noch viel Zeit vergangen ist, stehen wir auch schon am Münsterplatz.

Wenn sich nun der Erzähler versagt, selber eine Beschreibung dieses wundersamen Baues zu unternehmen, wie eine solche schon des öfteren versucht wurde und wohl gelungen ist, sondern sich auf das beschränkt, was ihm zur Erleuchtung des Nachfolgenden besonders dienlich und wichtig erscheint, so geschieht es allein des Unvermögens halber, das er fühlt, sich mit Berufeneren zu messen.

Denn was nützte es dem Leser, spräche er in ungelehrten Worten von der vielgerühmten Kunstrose, vom herrlichen Turm und dem prächtigen Querschiff, oder etwa auch von den klugen und törichten Jungfrauen am Seitenportal, er vermöchte nicht, eine Vorstellung zu vermitteln, weshalb jene alten Meister dies so anbetenswert gebildet haben und was die Seelen derer bewegte, die solch Gewaltiges geschaffen.

Worüber er berichten will, ist allein das kunstvolle Uhrwerk, das jener ungenannte erste Meister ursprünglich entworfen und gebaut hat, von dem die Sage geht, daß er auf Befehl seiner Oberen sterben mußte, damit er nicht ein zweites dermaßen gelungenes oder gar noch ausgezeichneteres Werk für eine andere Stadt erstelle. Ob solches Sage sei, dem grausamen Witz eines zeitgenössischen Chronisten entsprungen, oder aber wahrhafte Wahrheit, liegt wiederum nicht beim Erzähler zu entscheiden. Auch steht es nicht in seiner Absicht, den feinsinnig gearbeiteten Mechanismus zu erklären, den jener zweite wohlgelernte Meister so vorzüglich erdacht und geschaffen hat, noch den ewigen Kalender und das Planetarium nebst den täglichen Bewegungen der Himmelskörper, wie dies der führende Schweizer tut. Ihm scheint es wichtiger und ergreifender, jener bunten Figuren zu gedenken, die von

Kunstverständigen wohl gering geachtet werden, doch nicht so von dem Knaben, der ein Denkmal nicht seiner Schönheit noch auch seines Wertes willen liebt, sondern allein des allewigen Gedankens halber, der es ersonnen und mit ungelenker Hand nach seinem Bild gestaltet hat: der regelmäßigen Erneuerung des gleichen Spieles, der ewigen Wiederkehr der gleichen Figuren, ihres ewigen Kommens und Gehens, des Todes stündlichen Pochens, des steten Ein- und Ausgangs von Kindheit, Jugend, Mannheit und grauem Alter, der kreisenden Wagen der Götter, und des leise klagenden Chors der Apostel, der jeden Mittag vor der segnenden Hand des HERRN vorüberziehend mit ruckweis linkischer Gebärde sich verneigt, auf daß Ihm Zeugnis sei von ihrem Glauben und ihnen Wohltat aus ihrer Ehrenleistung, und dem Beschauer Fühlung vermittelt werde von Seiner unermeßlichen Güte. Und solches, bis der Hahn zum drittenmal kräht und ihnen wieder Zweifel sei und Ihm Verleugnung, gleich wie von jenem Petrus, der auf dem Wasser wandelte ...

Der letzte Schlag ist verklungen. Die Touristen machen befriedigt kehrt und gehen wieder ins Hotel. Drüben poltert die Trambahn, und der ganze Platz wimmelt von Menschen, die hungrig nach Hause eilen. Auch ein Schutzmann hat sich eingefunden und promeniert an der Straßenkreuzung. Ein paar Droschken rasseln vorbei. Rolläden werden krachend in die Höhe gezogen. Die Alte beim Obstkarren verkündet triumphierend ihre frischen Beeren und Früchte. Jedermann hat der großen Hitze ganz vergessen. Nur der Mann mit der grünen Schürze lehnt müßig unter seinem Lorbeerbaum, denn die schweren Koffer sind längst in ihren Zimmern.

Auch ich wohne im ‚Ecu'. Gleich vorne im zweiten Stock nach der Straße. Auch ich habe zwei schwere große Koffer, denn ich habe vieler Herren Länder bereist. Jetzt aber bin ich in meine Vaterstadt zurückgekehrt.

Das Haus, in dem ich geboren bin, habe ich freilich noch nicht betreten. Warum, weiß ich letzten Endes nicht zu sagen. Denn es ist nicht weit vom Hotel bis zum Haus. Kaum fünfhundert Schritt. Gleich dort hinten biegt die Straße ab, in der es steht. In einem großen düsteren Garten. Vielleicht ist es dieser Garten eben, der mich noch zurückhält. Die Tannen und die alten Thujen, die an einen Friedhof erinnern.

An dem Abend, an dem ich ankam, wollte ich geradewegs zum Haus gehen. Ich habe gleich am Bahnhof mein Gepäck dem Diener übergeben und gesagt, daß ich zu Fuß nachkommen würde. Als ich aber über den Münsterplatz wanderte, fühlte ich mit einemmal, daß ich heute noch nicht gehen dürfe. Der Mond stand hoch am Himmel, und der Schatten des Münsters, eine einzige schwere, lastende Masse erschreckte mich. Ich flüchtete in das Café nahebei und blieb dort, bis geschlossen wurde. Ich sagte mir, daß ich nicht mitten in der Nacht wie ein Dieb oder Schatzgräber durch unseren alten Garten schleichen dürfe.

Als ich wieder auf den Platz hinaustrat, wehte ein leichter Wind. Der Mond war ein gut Stück abwärts gerückt, und der Schatten des Münsters schien mir nun freundlich, beruhigend, heimatlich. Es schlug gerade Mitternacht.

Das war vorgestern. Gestern bin ich den ganzen Nachmittag auf dem Münster herumgeklettert und habe die Löwen besucht, die dort hausen und sich mit den Drachen

balgen, und die Himmelskönigin im Innern der Kirche, vor der die Löwen und Drachen demütig kriechen und wie Lämmer sind. Dann die Engelssäule im Querschiff, und sogar die Glocken oben im Turm. Der Pförtner hatte mich erst freundlich belehrt, aber auf den Turm hieß er mich allein steigen, denn er ist schon ein alter Mann.

Es war ein prächtiger Tag. Man sah weit hinaus übers Land, in die Vogesen und tief hinein in den Schwarzwald. Da drüben fließt der Rhein, dort hinten die Ill, und tief unter mir liegt die ganze Stadt. Hier die breite Straße mit dem ‚Ecu', und hinter jenem Häuserblock ein paar Tannen und zwischen ihnen ein graues Schieferdach. Das erinnerte mich an das, dessenthalber ich überhaupt nach Straßburg gekommen bin.

Aber heute sitze ich schon den ganzen Morgen beim Fenster und starre auf die glühende Steinmasse drüben, bis es mir die Augen verschlägt und alles vor mir zu schwimmen und zu tanzen beginnt. Denn meine Augen sind voll Tränen von dem langen Hinstarren, und die zwei armseligen Geranien fangen mit einemmal an, sich zu recken und zu lächeln und sich zu verbeugen gleich zwei zierlichen Tänzern mit roten Mützen und grünem Wams. Und dieser Tanz fesseltmich so, daß ich nicht wage, den Blick abzuwenden; denn irgend etwas wird jetzt geschehen, dessen bin ich ganz sicher.

Und wirklich, meine Tänzer drehen sich immer schneller, hüpfen und springen. Bald stehen sie auf dem Kopf oder gehen auf den Händen, alles mit den merkwürdigsten Verrenkungen, heimlichen bösen Zwergen gleich, vor denen sich die kleinen Kinder allein im Walde fürchten. Und dieser Tanz wird immer toller, wilder, rasender.

Jeden Augenblick kann einer auf die Straße fallen und blutig zerschmettert drunten liegen. Bestürzt sehe ich weg.

Vor dem Fenster im ersten Stock liegt eine weiße Katze. Ganz reglos. Ihr scheint die heiße Sonne zu behagen. Manchmal hebt sie wohl den Kopf und blinzelt zu mir herüber. Wirft auch einen Blick auf die Straße und erinnert sich ihrer großen Ahnen und Vettern, der Tiger und weißen Pumas, wenn ihr ein kleiner Vogel allzulaut in den Zweigen zwitschert, ringelt den Schwanz und läßt sich dann ganz unvermittelt und nach einem letzten Blick in mein Fenster wieder zurückfallen.

Im Zimmer unter mir spielt jemand Klavier. Irgend eine Melodie, die ich nicht kenne. Das Fenster wird wohl geschlossen sein, denn es klingt ganz gedämpft. Vermutlich eine der jungen Damen von der Table d'hôte.

Das gemahnt mich wieder meiner Tänzer. Die stehen ganz zerknirscht und elend auf ihrem Brett, aber der Laden, der vorher so fest verriegelt schien, ist nun geöffnet.

Eine junge Frau sitzt dort, eigentlich ein Mädchen. Sie hält etwas im Arm, was es ist, kann ich nicht genau unterscheiden. Irgend ein Bündel. Doch dann neigt sie den Kopf und küßt das Bündel. Nun sehe ich, daß es ein Kind ist, das sie da in Armen hält. Es hat helles blondes Haar wie sie selber.

Sie scheint nicht allein im Zimmer zu sein. Ich sehe undeutlich, daß sich irgend eine Form hinter ihr hin und her bewegt. Nach einer Weile steht sie auf und verschwindet. Wahrscheinlich hat man sie aus dem Innern des Hauses gerufen. Das Fenster ist nur noch ein viereckiges schwarzes Loch.

Ich schaue wieder nach dem ersten Stock. Die Katze

liegt noch immer dort. Sie hat aufgehört zu blinzeln, scheint zu schlafen.

Unter mir höre ich, daß ein Fenster geöffnet wird. Ich höre deutlich zwei, drei Sätze, dann aber werden die Stimmen gedämpft und wie von ferne her. Es waren Frauenstimmen. Gleich darauf fängt das Klavier wieder an. Dieses Mal viel lauter, voller. Das Fenster scheint in der Tat offen.

Anfangs lausche ich mit halbem Ohr. Erst mit dem Beginn des zweiten Satzes fühle ich ein leichtes Schwingen, irgend ein Lockendes, das sich gegen das Ende zu einem mächtigen Verlangen zusammenballt und dann ganz plötzlich in gegenteiliges Entsagen umschlägt. Das gewaltige Wogen des menschlichen Herzens, das in stürmischer Nacht Häuser und Berge verrücken will und bei Morgengrauen in jenes sanfte Rauschen übergeht und mit leiser schmerzlicher Sehnsucht der Sonne entgegenströmt ...

Wer, sagen wir an einem schönen Sommermorgen um sieben Uhr, in der Hauptstadt aufbricht und dem Nordlauf der Ill folgend seinen Weg über den Rücken des sogenannten Schafbergs nimmt ins Ammerbachtal hinunter, kommt, wenn er nicht allzulange verweilt und sich in den Laubwäldern zu beiden Seiten des Baches vergißt, etwa um elf Uhr nach Zinsdorf. Wer dann müde und durstig ist und nach einem Glas Wein Verlangen trägt, der wohl herb und zuweilen gar sauer ist, wenn einer sich an feinere Weine gewöhnt hat, soll gleich am Anfang des Dorfes ins ‚Gasthaus zum Hirschen‘ treten und soll die Wirtin, die hinter dem Herd steht — er erkennt sie leicht an ihrer blauen Schürze und den blauen Augen,

die gar freundlich unter der weißen Haube hervorlugen — von dem kleinen Buben grüßen, der früher (es ist schon lange her) jeden Morgen dort vorbeikam, um sein Glas Milch zu trinken. Sie wird dann wohl lustig lachen, denn sie hatte den kleinen Burschen gerne, doch vielleicht hat sie ihn auch vergessen. Und das tut nichts zur Sache.

Wenn der Wanderer aber weiter will nach Helmstadt und in Helmstadt zu Mittag essen, darf er sich dort nicht aufhalten, sondern muß weiter ziehen die Hauptstraße entlang. Gleich hinter Zinsdorf wird das Tal weiter, — nein, erst kommt noch das kleine Seitental, aus dem der Moosbach in den Ammerbach mündet, und dann die scharfe Kurve von Zell, wo vor vielen Jahren der Haselbauer mit seinem Fuhrwerk verunglückt ist und hinter der gleich die Ammerbachmühle klappert. Ich weiß nicht, ob das heute noch so ist, damals aber standen drei Tannen dort und ein Denkstein für den Haselbauer. Also gleich hinter jener Mühle wird das Tal weiter, der Laubwald zu beiden Seiten hört auf, und nun sind mit einemmal Weinberge da, Weinberge und zuweilen ein Kleeacker, damit der Boden seine Ruhe hat.

Auch werden die Berge rechts und links niedriger und verflachen zu breiten Hügeln, bis auf den Eberstein, der dem Wanderer von nun ab immer vor Augen bleibt, bis er nach Helmstadt kommt. Aber all die anderen Berge treten wie gesagt zurück, und alles, was vorher eng war, ist nun weit geworden. Weit und fruchtbar, braune Felder und immergrüne Wiesen.

Auf einem der letzten Ausläufer steht eine alte zerfallene Burg. Nur noch ein paar hohe Mauern, an denen dichter Efeu emporrankt, und ein grauer Turm.

Dort sollen einmal Raubritter gehaust haben, die auf reiche Kaufleute lauerten, die an Markttagen nach Helmstadt zogen, bis ihnen Kaiser Rudolf, der jetzt in Speyer ruht, ihr Handwerk am Galgen verleidete. Doch wird von anderer Seite erzählt, daß die Ritter im Gegenteil treue Lehensmänner des Herzogs von Lothringen waren, und daß deren letzter sein Leben in einem Gefecht gegen die Truppen des Herzogs von Burgund, zwei Jahre vor der Schlacht bei Nancy, verloren habe und die Burgunden dann das Schloß zerstört hätten. In der kleinen Kirche von Zinsdorf ist ein alter Grabstein, der der seinige sei, die Sage aber will wiederum wissen, daß seine Knechte ihren Herrn nicht auf dem Schlachtfeld gefunden hätten, wo sie ihn doch fallen gesehen, sondern ein paar Meilen weiter entfernt, vor der Waldkapelle auf dem Sankt Annaberg. Auch habe man keine Wunde an ihm entdecken können und keine Spuren des Kampfes, sondern er habe ganz still und friedlich mit gekreuzten Armen dort gelegen, als schlafe er. Deshalb hätten seine Diener nicht gewagt, ihn gleich davonzutragen, sondern hätten selber die Nacht dort zugebracht, denn manchmal sei ihnen gewesen, als müsse er erwachen, und zuweilen hörten sie ihn seufzen, wenn es nicht etwa der Wind in den Bäumen war. Erst am kommenden Morgen hätten sie gesehen, daß er ganz kalt gewesen und seine Augen gebrochen waren, und so hätten sie ihn denn nach Zinsdorf gebracht, wo er dann begraben ward.

Doch all dies ist Sage. Eine Zeit später zog ein neues Geschlecht in jenem Turme ein, das Geschlecht der Raben, und von dem Geschlecht stammten wohl auch die Raben ab, die ich selber dort gesehen.

Wenn nun der Wanderer um einer schönen Aussicht

willen die Mühe und die zehn Minuten Umweg nicht scheut, soll er bei dem kleinen Teich, kurz bevor er endgültig das Ammerbachtal verläßt, den schmalen steinigen Steig zur rechten Hand wählen. Eine Steinbank steht dort, auf der die Frauen ihre Körbe abstellen, wenn sie auf den Wochenmarkt nach Zinsdorf gehen, und ein morscher Wegzeiger, auf dem ehedem zu lesen stand, daß hier der Fußweg nach der Burg abzweigt.

Denn fürwahr, von dem Rundgang vor der oberen Mauer genießt man eines herrlichen Ausblicks auf eine der fruchtbarsten und sonnigsten Gegenden jenes gesegneten Landes, das von wasserreichen Flüssen durchzogen bis zu den fernen blauen Bergen der Vogesen hin sich ausdehnt und mit Recht die Korn- und Schatzkammer des ehemaligen Herzogtums Lothringen genannt worden ist.

Auf der linken Seite zwar bleibt der Ausblick durch den Sankt Annaberg begrenzt, dann aber wird die Fernsicht nur noch einmal durch den schon erwähnten, mit Tannenwald gekrönten Gipfel des Ebersteins unterbrochen, und vielleicht erhöht gerade dieser letzte Bergkegel durch seinen dunklen Umriß den seltsam lieblichen Reiz jener Landschaft.

Von dem Rundgang aus führt eine schnurgerade schmale Treppe hinunter auf die Landstraße und mündet dort etwa fünfzig Schritte vor dem Dorf Altbach neben einem freundlichen Haus mit rotem Ziegeldach und grünen Läden, das in einem kleinen umzäunten Garten steht und auf der Südseite ganz mit wildem Wein bewachsen ist. Dies ist das Haus meines Oheims, das Haus, in dem ich nach dem Tod meines Vaters aufgewachsen bin.

Wenn der Wanderer aber die Hauptstraße entlang

kommt, wird ihm wohl erst der Hund auffallen, der mitten auf der Straße im Sonnenschein liegt. Nicht als ob dieser Hund ein besonders schöner oder ein ausgezeichnet häßlicher Hund wäre, oder gar ein gefährlicher, bissiger Hund, vor dem der Wanderer achthaben muß, nein, er ist im Gegenteil ein sehr guter Hund, der wohl weiß, daß der Sonnenschein warm ist und daß die Katzen den Hunden nicht wohlgesinnt sind, und ebensowenig die Fliegen, die seinen Mittagschlaf stören, nein, all dies ist nicht, was diesen Hund so merkwürdig macht. Was diesen Hund allein so auszeichnet, ist, daß er einmal hier vor vielen Jahren der Dame begegnete, von der diese Geschichte handelt und die damals gleich unserem Wanderer zu Fuß von Zinsdorf nach Helmstadt gewandert ist.

Für den Fall aber, daß der Wanderer den Hund nicht beachtet, wird er doch den Rauch aus dem Kamin jenes Hauses aufsteigen sehen und sich erinnern, daß es vorher, als er durch Zinsdorf marschierte, elf Uhr schlug. Dann wird er vielleicht selber Hunger verspüren und ins Haus treten wollen und um eine Schüssel warmer Suppe bitten, denn das ist unserer Gegend nichts Außergewöhnliches. Genau so wenig wie die Hühner und Enten außergewöhnliche sind, die im Hof spazieren. Darum soll er auch ruhig in die Küche treten, die gleich linker Hand zum Eingang ist, und der Magd am Herd sein Begehren sagen. Sie wird gewiß nicht viele Worte machen, sie ist nämlich keine gesprächige Frau, die alte Rieke, sondern wird einen Stuhl vor den Tisch rücken und ihm einen Teller dampfender Suppe reichen. Wenn der Besucher aber verweilt, bis es im Dorfe zwölf Uhr schlägt, wird er meinen Oheim ins Haus treten sehen, denn jeden Tag um zwölf Uhr kommt der Oheim den Berg herab.

Mein Oheim war ein großer stattlicher Mann, den ich — ich zählte damals neun Jahre etwa — wohl sehr fürchtete, insgeheim darum aber nicht weniger verehrte. Im ganzen Land galt er als Sonderling, und wenn ich heute auf jene Zeit zurückblicke, scheint mir dieses Urteil der Leute nicht im geringsten verwunderlich.

Ich sah ihn täglich um zwölf Uhr, wenn er vom Berge kam. Pünktlich wie (wenn mir der Vergleich verstattet sei) die Sonne.

Wohl kam auch Peter, der Hund, jeden Mittag mit überraschender Genauigkeit, — ich bin überzeugt, daß er die Schläge der Turmuhr recht aufmerksam zählte, aber manchmal hatte er wohl auch der Zeit ob eines kleinen Häsleins vergessen.

Der Oheim indessen kam immer zur Zeit. Ertönte auf der kleinen Dorfkirche der erste Schlag, sah man ihn schon oben an der steilen Treppe beim Rundgang auftauchen, und kaum war der letzte verklungen, öffnete er die Haustür unten im Hof.

Doch war sein Gang nicht, wie man annehmen könnte, ein hastiger. Im Gegenteil, ich habe nie wieder solch majestätischen, sicheren Gang gesehen all die Jahre hindurch, und nie solch edlen, stattlichen Wuchs, es sei denn bei einem der griechischen Götterbilder, und nie solch strahlende ewige Jugend, es sei denn die der Sonne.

Ich erinnere mich genau, daß ich in jenen Jahren, wenn ich mich auf dem Schulweg verspätet hatte, die letzten paar hundert Meter im Laufschritt zurücklegte, um ja Schlag Mittag am Fuß jener Treppe seiner zu warten. Dann sagte er mir wohl zwei, drei gütige Worte, und dann gingen wir zu Tisch. Während des Essens wurde selten ein Wort gesprochen, und doch hatte der düstere

Raum, in dem wir saßen, nichts Langweiliges oder gar Erschreckendes.

Diese kurze Halbstunde war die einzige am Tage, zu der ich den Oheim sah, denn wenn ich des Morgens aufstand, war er schon fort, und wenn er abends heimkehrte, war ich bereits zu Bett.

Was er aber den ganzen Tag oben auf der zerfallenen Burg tat, habe ich nie erfahren. Vielleicht hielt er sich auch gar nicht unter jenen Ruinen auf, sondern nahm seinen Weg weiter fort in die dichten Wälder, die sich gleich hinter dem einstigen Burggraben stunden- und stundenweit ausbreiten. Wohl habe ich mit heimlichem Bangen die alte Rieke mehrere Male befragt, aber sie wußte oder wollte nicht Auskunft geben, und der Knecht murmelte etwas in seinen Bart, das ich nicht verstand.

Nur einmal, es war im Sommer, als mein älterer Bruder, der in einer anderen Stadt das Gymnasium besuchte, im kleinen Haus zu Gast war, also damals — wir schliefen im gleichen Zimmer, und ich konnte den Schlaf nicht finden — kamen mir wieder die wunderlichsten Gedanken. Wie ich mich nun in meinem Bett derart unruhig gebärdete, fing mein Bruder mit einem Mal zu reden an: „Was fehlt dir denn?"

Ich war erschrocken aufgefahren, aber weil es so dunkel im Zimmer war, faßte ich mir ein Herz: „Weißt du, was der Oheim tut, wenn er so allein auf dem Berge ist?"

Mein Bruder schwieg eine Weile.

„Nein. Ich weiß es nicht," sagte er dann langsam. „Hast du es auch bemerkt?"

„Ja," sagte ich, „was er wohl dort tut?"

Wir beschlossen, ihm am folgenden Morgen heimlich nachzugehen. Aber als wir erwachten, war er schon fort,

und ich mußte zur Schule nach Zinsdorf. Hingegen versprach mein Bruder, daß er das Geheimnis schon lüften werde.

Am nächsten Morgen war das Bett meines Bruders leer.

Am Abend, als wir uns schlafen legten, fragte ich ihn, ob er nun Bescheid wisse, aber er sagte nach einigem Zögern nein.

Und am Abend darauf ebenso. Und so die ganze Woche lang.

Als ich nach etwa acht Tagen wieder zu fragen wagte, wurde mein Bruder zornig und erklärte mir, daß ich zu schlafen hätte. Am nächsten Morgen reiste er wieder in die Stadt.

Allein aber fürchtete ich mich, auf die Burg zu gehen, und wenn der Knecht mich zuweilen mitnahm, wagte ich kaum, mich umzuschauen. Es war so einsam und düster dort, und die Raben auf dem Turm krächzten so schauerlich.

Und dann vergaß ich alles. Wir bekamen einen neuen Lehrer in Zinsdorf und ein neues Pferd in unseren Stall. Einen neuen Braunen.

Außerdem kam der Oheim ja regelmäßig am Mittag, pünktlich, pünktlicher noch als der Hund.

Während der Ferien durfte ich jeden Samstag mit dem Knecht und den Braunen auf den Markt nach Helmstadt.

Er war ein sonderbarer Mann, der alte Thomas, und sehr gut zu mir. Er antwortete auf meine Fragen, deren ich viele hatte, und ich erzählte ihm jeweils auf der Fahrt alles, was ich wußte, und auch von Dingen, von denen ich nichts wußte.

In Helmstadt aber ist die Eisenbahn, und wenn ich die

Eisenbahn sah, war ich glücklich. Zwar verkehren in Helmstadt keine Schnellzüge, sondern es ist dort nur eine kleine Eisenbahn und ein kleiner Bahnhof, an denen gemessen, die ich später kennen lernte. Dafür aber läutet die Glocke der Lokomotive, wenn sie einen Weg passiert, und während der Alte nach der Arbeit im Wirtshaus seinen Schoppen trank, sah ich zu, wie sie auf der Strecke dampfend hin- und widerkeuchte.

Zuweilen durfte ich auch mit dem Alten im ‚Bären' sitzen. Ich war dann sehr stolz auf ihn, denn er sprach sehr viel und gescheit, und es wurde ihm daselbst auch weit größere Ehrerbietung zuteil als bei uns zu Hause. Doch saß er zumeist allein mit einem Bauern, den man wohl seines weißen Haupthaars halber Vater Bertram nannte, in einem Winkel der Stube. Sie sprachen dann allerlei, dem ich zuhörte, wenn ich die Lust dazu verspürte, häufiger noch aber hörte ich nicht zu, sondern beobachtete den Wirt, der mit einer weißen Schürze hinter dem Schanktisch hantierte. Über den Vater Bertram wurde viel Unglaubliches erzählt: er sei ein Hexenmeister, der kranke Pferde mit allerlei Salben zu behandeln wisse, und wenn ein Hund toll geworden, brauche er ihn bloß anzusehen.

An eine der Geschichten aber erinnere ich mich heute noch, eine von den vielen, die Vater Bertram zu berichten wußte. Sie scheint mir damals großen Eindruck gemacht zu haben, vielleicht eben weil es sich um die Eisenbahn handelte.

Er erzählte nämlich, daß er einen Freund bei der Eisenbahn hatte, gleich nachdem sie eingerichtet worden war, und dieser Freund war Heizer auf der Lokomotive ‚Mainau'. Er hatte aber auch einen Feind, und der war Zug-

führer auf der ‚Mainau'. Nun habe er, der Alte, sich oft gewundert, welcher von diesen beiden der Mächtigere gewesen, der Freund oder der Feind, und er habe lange und oft darüber nachgedacht, wie er das erproben könne. Eines Abends nun, als der Zug mit der ‚Mainau' von Helmstadt nach Landshof gefahren, sei er vor der Lokomotive auf dem Bahndamm hergelaufen und nicht aus dem Weg gegangen, denn er wollte doch wissen, welcher von den zweien der Stärkere sei, sein Freund oder sein Feind.

Ich weiß, damals bin ich heftig erschrocken und habe den Knecht fest am Arm gepackt, und auch der schien mir ganz verstört. Der Alte dagegen lächelte leise vor sich hin.

Auf der Heimfahrt aber hat keiner von uns zweien ein Wort mehr gesprochen.

Eines Tages, ich war ungefähr zehn Jahre alt, stand ich wieder an der Treppe, die vom Schlosse führt. Ich war gerannt, ja rechtzeitig dort zu sein, den Oheim zu sehen. Ich hatte ihn fragen, über irgend etwas befragen wollen, worüber es aber gewesen, wußte ich selber nicht. Ein unbestimmt besorgendes Gefühl hatte mich auf dem Heimweg überfallen, und da war ich denn gerannt.

Als ich anlangte, fehlten noch wenige Minuten, und nun wartete ich auf den Schlag der Uhr. Richtig, der Hund war schon da. Er stand unter der Tür, die des heißen Tages halber offen war, und schaute zu mir herüber. Mir war, als lächle er mich an.

Im gleichen Augenblick ertönte der erste Schlag der Turmuhr, der zweite, dritte — ja dort kam der Oheim, ich sah deutlich seinen grünen Hut oben am Rundgang —

der vierte, fünfte, sechste — nein, das war nicht des Oheims Hut, irgend ein anderes, das ich nicht erkennen konnte — und dann der zwölfte und dann keiner mehr. Der Oheim war nicht gekommen. Ich stand wie gelähmt, ein leises Schluchzen ging mir durch den Kopf. Vielleicht auch bloß das Wimmern der großen Kirchturmglocke.

Gleich darauf sah die Alte durchs Küchenfenster. Das Essen stehe bereit. Vielleicht, daß der Oheim früher gekommen war. Ich rannte ins Haus und stieß hastig die Tür des Eßzimmers auf. Es war leer; der große gelbe Lehnstuhl, auf dem er sonst gesessen, gähnte mich an. Auf dem Tischtuch lag nur mein eigenes, kleineres Besteck.

Ich setzte mich, doch war mir sonderlich zumute. Ich sah mich mit einem Mal verlassen, trostlos, grenzenlos allein. Die schweren alten Möbel schienen mir bedrohlich, geheimnisvoller noch als sonst. Ich hatte Angst, Angst um meines Alleinseins willen. Meine Augen suchten verzweifelt irgend ein Lebendiges, Bewegliches, sich dran zu klammern und daran zu halten. Doch alles blieb reglos und stumm. Selbst durchs Fenster drang kein Laut. Die alte Wanduhr, die, als ich ins Zimmer trat, noch lustig tickte, war plötzlich verstummt. Der Pendel bewegte sich noch zwei-, dreimal lautlos hin und her und blieb dann mit einem leisen Seufzer stehen.

Eine düstere Leere tat sich vor mir auf, ein plötzliches Entseeltsein all der Dinge, die die suchende Phantasie des Knaben mit den ihr eigenen Bildern begabt und bekleidet hatte. Ich hatte Angst. Einen Augenblick hatte ich an Flucht gedacht, allein der Stuhl, auf dem ich saß, schien mir nun gar zu hoch. Meine Hände krampften sich an der Lehne fest. Am liebsten hätte ich geschrien. Irgend ein

Ungeheuerliches mußte sich jetzt ereignen, irgend ein Gewalttätiges, Unbegreifliches, schreckhaft Grausames.

Die Augen füllten sich mir langsam mit Tränen, ich fühlte schwere Tropfen über mein Gesicht rinnen. Und vor jenen Tränen begannen die großen, schwarzen Möbel und Truhen sich zu drehen und zu tanzen, bedrohlicher noch, als sie vordem gewesen.

Meine Blicke flüchteten zur Decke. Dort war noch alles ruhig. Nein, auch dort begann es sich zu rühren. Eine einsame Fliege wanderte dort in irrem Zickzack. Blöde und lästig, wie sie mir ehedem erschienen, deuchte sie mich nun herrlich, erhaben fast, beglückend über alle Maßen. (Denn sie lebte, wenigstens eines lebte.) Und dann habe ich laut aufgejauchzt vor Freude ...

Dann kam auch die Alte mit der Suppe. Sie stellte sie wortlos auf den Tisch. Es war nichts Außergewöhnliches an ihr zu bemerken, sie war nicht freundlicher und auch nicht weniger freundlich als sonst. Drum faßte ich Mut und fragte: „Wo ist denn Vater?", aber weil ich fühlte, daß das nicht richtig war, verbesserte ich rasch: „der Oheim?"

„Er ist verreist," gab sie ganz trocken zurück, und eben der barsche Ton ihrer Stimme beruhigte mich.

Nach der Mahlzeit saß ich draußen auf der Türschwelle und starrte in den Hof. Die Sonne brannte so heiß auf die weiße Mauer des Stalls, daß ich die Augen schließen mußte. Eigentlich war ich nicht müde, sondern nur erschöpft und leer. In der Küche nebenan klapperte Rieke mit den Tellern. Zuletzt bin ich, glaube ich, eingenickt, denn ich fühlte mich plötzlich ziemlich unsanft beiseite geschoben. Als ich verdutzt die Augen öffnete, sah ich, daß es der Hund gewesen war, der nun im Hof auf und ab

wanderte und sich schließlich seufzend in einem schattigen Winkel niederließ. Dann bin ich gewiß abermals eingeschlafen, denn als ich nach einiger Zeit, es mochte wohl drei Uhr nachmittags sein, wieder aufschaute, stand drüben vor der Stallmauer eine vermummte Figur. In einem großen Mantel, der auch den Kopf verhüllte, und mit einem Stab in der Hand. Zuerst war ich sehr erschrocken, bis ich dann sah, daß es bloß ein Schatten war, ein recht merkwürdiger Schatten zwar. Irgend einer mußte auf dem Dach des Hauses stehen, irgend ein geheimnisvoller, stiller Mann. Denn er stand ganz reglos. Vielleicht wollte der Mann sich nicht verraten, vielleicht war er auch gar kein Mann, sondern ein Gespenst. Bei dem Gedanken überrieselte es mich kalt. Doch sah er gar nicht so unheimlich und furchtbar drein, er sah sogar recht freundlich aus. Ich schloß auf den Propheten Elias.

Ich rief leise der Alten, doch antwortete sie nicht. Und laut zu rufen wagte ich nicht, sonst flöge der Prophet gewiß sehr zornig davon. Also saß ich still und wartete hoffend zwischen Angst und Freude.

Nach einer Weile kam der Knecht den Gang entlang. Ich winkte ihm zu, und als er näher trat, deutete ich auf den Schatten. „Der Prophet Elia!" flüsterte ich. Er sah mich einen Moment verdutzt an und erklärte dann, daß das der Schatten des Kamins auf dem Dach des Hauses sei. Kopfschüttelnd ging er davon.

Für mich aber blieb es der Prophet Elias. Ich hatte nun einen neuen Beschützer und Freund. Jeden Nachmittag, den ich nicht zur Schule mußte, und wenn die Sonne schien, wartete ich auf ihn. Er kam langsam quer über den Hof, zwischen der Halben nach zwei und drei

Uhr. Wenn es aber regnete oder bewölkt war, pflegte ich traurig am Fenster zu stehen.

Hingegen habe ich an einem Regentag die nähere Bekanntschaft des Hundes gemacht, und schließlich wurde sogar Freundschaft daraus. Bislang waren wir gleich flüchtigen Bekannten achtlos aneinander vorbeigegangen.

Der Oheim kam nicht zurück.

Dafür kam eine Tante, die recht freundlich tat und mich einen braven Jungen nannte. Gleich darauf äußerte sie allerdings zur Frau des Pfarrers, die mit ihr gekommen war, ich sei ein recht verwahrlostes Kind. Es sei Zeit, daß man sich mit mir beschäftige.

„Im Frühjahr komme ich mit der Kleinen hierher," fuhr sie fort (wir waren gerade im September), „hingegen wäre ich Ihnen, liebe Freundin, sehr verpflichtet, wenn Sie von Zeit zu Zeit nach dem Jungen sehen wollten . . ."

Nicht viel später stand ich vor dem Haus auf der Straße. Ich war geflohen, und ich glaube gar, der Weg ging durchs Fenster. Und von da die vielen Stufen hinauf zur Burg. Schneller und immer schneller, denn mir schien, daß drunten mein Name gerufen wurde. Es mochten aber noch etwa zwanzig bis dreißig Stufen sein, als sich ein zorniges Keuchen hinter mir vernehmen ließ. Umzuschauen wagte ich nicht, ich rannte nur schneller. Noch zwei oder drei Stufen, und ich war gerettet. Aber gerade dort lag ein tückischer Stein, und der endigte die Jagd. Ein schnaubendes Etwas ging über mich weg, wie ich dann sah, bloß der gute Peter, der nun neben mir stand und verwundert auf mich niederschaute.

Meine Hände und Knie waren arg zerschunden, doch

kümmerte mich das gerade jetzt wenig. Im Gegenteil, weil man noch immer den Kamin des Häuschens sah, kroch ich mühselig weiter. Dann aber entschwand auch er, und nun befand ich mich mit einem Mal in einem fremden Land.

All die Geheimnisse der alten Ruine und ihrer Wildnis taten sich vor mir auf. Die bemoosten Steine, die klare Quelle, der Efeu, der sich an die grauen Mauern klammerte, die Blätter der Buchen, die sich langsam bräunten, das hohe wilde Gras. Oben im Turm krächzte der Rabe, und ein paar Finken zwitscherten im dichten Laub.

Im inneren Hof, den Rücken gegen einen hohen Felsblock gestützt, ließ ich mich nieder und beschloß, das Ende abzuwarten. Sicher würde die Tante mit dem Sechsuhrzug von Helmstadt aus wieder abreisen. Jetzt war es vier Uhr, wie die Kirchturmuhr vor kurzem verkündet hatte. Jetzt würde der Prophet unten im Hof an der Stallwand stehen, und daß ihn die beiden Frauen sehen könnten, erfüllte mich mit Ärger und Neid.

Neben mir saß der Hund und schnappte nach den Mücken, die in der Abendsonne tanzten. Das brachte mir wieder andere Gedanken.

Nach einer Weile hörte ich Schritte. Es war der alte Knecht, der da um die Ecke kam. Er stand betroffen still, als er uns sah, indes der Hund freudig ihm entgegenging. Erst jetzt erinnerte ich mich, daß ich ihn seit dem Morgen nicht gesehen hatte. Gewiß war auch er geflohen, genau wie ich.

Wir sahen uns eine Weile fragend an: „Sind sie fort?" begann ich mit leiser Hoffnung. Er zuckte ärgerlich die Achseln.

„Unser Wagen war ihnen nicht vornehm genug," sagte er

schließlich, „sie kamen mit der Kutsche des Sonnenwirts in Helmstadt.“ Er blickte zornig in die Landschaft hinaus.

Nun hatte ich in der Tat am Mittag die Chaise des Sonnenwirts vor dem Pfarrhaus stehen sehen, und sie hatte entschieden mein höchstes Wohlgefallen erregt. Sie war blau gepolstert und fein glänzend lackiert, so daß man sein eigen Gesicht darin spiegeln konnte. Wenn ich sie jetzt in Gedanken mit unserem Fuhrwerk verglich, so war mir unser Wagen wohl sehr ans Herz gewachsen, den Vorzug hatte ich aber zuletzt doch dem glänzenden fremden gegeben. Hingegen waren mir unsere Braunen lieber als der Rappe des Sonnenwirts. Ich ahnte dunkel, daß ich von nun ab zwischen zwei Dingen wählen müsse: Hier schöne Kleider und die vornehme Kutsche, nebst der schwarzen Tante als Dreingabe, dort unser alter Wagen, geflickte Hosen, die Freundschaft des Knechts und eine gewisse Freiheit. Hier das fromme Roß des Sonnenwirts (ich verdächtigte es der Scheinheiligkeit), dort unsere strammen Braunen. Was wunders, daß ich da ein gewisses Schuldgefühl zu überwinden hatte.

Als der Kampf ausgekämpft war, der für diesmal zu Gunsten unserer Braunen entschieden wurde, und ich wieder aufsah, war der Alte verschwunden. Auch der Hund war fort.

Dafür beginnen die Blätter der Pappeln leise zu flüstern, kleine leuchtende Strahlen spielen in dem dunkeln Efeu der Mauer, violette Schatten gleiten über die immergrünen Zweige der Tannen. Die Grillen zirpen laut, das hohe Gras rauscht sachte im Abendwind.

Von der Landstraße her hört man den kurzen Trab eines Pferdes, die Glocken weidender Kühe steigen vom Tale auf. Ein Eichkätzchen hastet über den Weg.

Irgendwo wird mein Name gerufen, zwei-, dreimal. Ich rühre mich nicht.

Es ist wieder still, und die Dinge um mich her sprechen wieder lauter. Der Schatten an der Mauer ist höher geworden, das tiefe Dickicht überzieht sich mit einem leichten Blau. Die Blätter der Pappeln summen eifriger, eindringlicher. Die Mücken tanzen immer rascher, unentwirrbar.

Im Dorfe schlägt es sechs Uhr. Ein leichtes Zittern ist in der Luft, irgend ein freudig-schmerzlicher Ton. Ein Wimmern zwischen Schmerz und Lust.

Oben in der Turmnische sitzt der alte Rabe. Er schaut grämlich aufs Land hinaus. Zuweilen wendet er den Kopf und schielt zu mir herab. Ein paar Schwalben kreisen in der Höhe. Irgendwo singt eine Amsel, gleich als sollte es erst Frühling werden.

Die Mauer liegt jetzt ganz im Schatten. Die Gipfel der Bäume vergolden sich. Der Himmel im Osten und Norden verfärbt sich in Grau und Rot. Unter den Tannen und im Dickicht dämmert es schon.

Der Rabe sitzt noch immer reglos in seiner Nische. Alles ist jetzt ganz still. Nur die Grillen zirpen lauter. Der alte Turm steht feurig, denn hinter meinem Rücken ist Sonnenuntergang. Der Schlag der Amsel klingt mir wieder im Ohr. Oder sind es allein die Stimmen des sterbenden Tages, oder dort hinterm Berg am stillen Teich die Nachtigall?

Neben mir raschelt es im Grase. Es ist der Hund, der mich da freundlich wedelnd begrüßt. Und gleich hinterher kommt die alte Rieke. Sie heißt mich aufstehen und faßt dann meine Hand. Ein leichtes Frösteln huscht durch meine Glieder. Die Dämmerung hat begonnen. Hinter dem Sankt Annaberg steht schon der Mond.

Ich glaube, die Alte ist mir böse. Wir gehen auch so schnell die Stufen hinab. Meine zerfallenen Knie beginnen zu schmerzen. Erst unten beim Haus hält sie inne. Ihre rauhe Hand streicht schwer über mein Haar, und indem ich zu ihr aufschaue, liegt ein liebes, gütiges, fast trauriges Lächeln auf ihrem harten Gesicht.

Im Kirchturm läutet man das Abendangelus.

Die letzten Früchte des Sommers sind gebrochen. Die Schwalben sind fortgezogen, vor drei Tagen das letzte Paar. Auch die Störche auf der Kirche in Zinsdorf rüsten zur Reise. Nur die Reben warten noch auf warme Tage, doch will die Sonne nicht mehr so hoch am Himmel steigen. Die Nächte sind schon ganz kühl. Bald werden die ersten Herbststürme ins Land ziehen. Am frühen Morgen ist das Tal voll langer weißer Schleier. Der Sankt Annaberg gleicht dann einer grünen Insel im Schnee.

Auch ich möchte wandern. So wie meine Gedanken allabendlich zu den umstrahlten grauen Wolkenbuchten wandern im feurigen Karmin des Sonnenuntergangs. Kleine bekränzte Schiffe kreuzen dort, gleiten hinter der Sonne drein, verlieren sich und kommen wieder. Mir scheint, ich höre die Gesänge der Schiffer, den Jubel der verzückten Menge am Strand. Denn ein Freudenfest ist es am Himmel.

Und der Weg dorthin führt gerade über den Eberstein, durch den dichten abendlichen Wald, und die Straße dort durch den Hohlweg, wo die drei Birken stehen, mündet ins Abendrot.

Ich wollte wandern, hinter meinen Gedanken drein. Während es hier im Zimmer dunkelt, flammt dort das ewige Feuer der Liebe und Lust. Dort leben die alten Ge-

stalten der Fabel, dort ist die Heimat derer aus Asgard und der von Nebelheim. Zwischen ragenden Felsen und lodernden Vulkanen ergießen sich glühende Lavaströme ins festliche Meer, Pfeile zuckenden Lichts fliegen bis weit ins dunkle Gletscherreich der Toten. Midgard aber hüllt sich schaudernd in Nacht.

Irgend ein Gedanke von Unsterblichkeit durchzuckte mein Gehirn. Während hier Nacht war und dort Licht. Und ich stammelte im Anschaun solchen Lichts ...

Rieke kam jeden Abend, um mit mir zu beten. Auf Verlangen meiner Tante und der Frau Pfarrer las sie mir jetzt jeweils ein Kapitel aus der Bibel. Während ich im Bett lag und an die Decke starrte, suchte sie umständlich ihre Brille hervor, setzte sich an den Tisch, schlug das Buch auf, rückte die Lampe näher und begann mit fester Stimme zu lesen. Sie las mir die Geschichte von Jesus Christus, und von Mose, und vom König David, und die von Abraham, Sohn des Tharah.

... Zu Ur in Chaldäa wohnte ein Mann mit Namen Tharah, der hatte drei Söhne, Abram, Nahor und Haran. Haran aber starb vor seinem Vater Tharah. Da nahm Tharah seinen Sohn Abram und Lot, seines Bruders Haran Sohn, und Sarai, seines Sohns Abrams Weib, und führte sie aus Ur in Chaldäa, daß er ins Land Kanaan zöge; und sie kamen gen Haran und wohneten daselbst. Und Tharah ward zweihundertundfünfzig Jahre alt und starb in Haran.

Und der HERR sprach zu Abram: Gehe aus deinem Vaterland und von deiner Freundschaft und aus deines Vaters Haus in ein Land, das Ich dir zeigen werde. Und Ich will dich zum großen Volk machen und will dich segnen, und in dir sollen gesegnet werden alle Geschlechter auf Erden.

Also nahm Abram sein Weib Sarai und Lot, seines Bruders Sohn, mit all ihrer Habe, die sie gewonnen hatten, und die Seelen, die sie erworben hatten in Haran; und zogen aus zu reisen in das Land Kanaan. Abram aber war sehr reich an Vieh, Silber und Gold ...

Und diese Geschichten verdichteten sich vor den Augen des schlaftrunkenen Knaben zu wundersam ergreifenden Visionen.

Dürre Steppen und glühender Wüstensand wechseln mit dunkel grünenden Oasen, öde Trümmerhaufen und graue steinerne Klüfte mit hohen rauschenden Palmenwäldern und heiter springenden Brunnen. Jähe Ströme durcheilen das Land ... Gewaltige Karawanen ziehen dahin, schwerbeladene, schwankende Kamele und geduldig tragende Esel. Ich höre das Wiehern der Pferde, das Knirschen der Wagen und das Brüllen zahlloser Rinder. Abram zieht aus dem Land der Ägypter mit all seinem Gut und all seiner Habe, mit Sarai seinem Weib und Lot, seines Bruders Haran Sohn. Ich sehe viel Gold und Silber und blinkende Geräte, purpurne Tücher und blaue, schimmernde Gewänder, und seiner Schafe sind so viele, daß sie in dichten, langen Herden wandern am lichten abendlichen Himmel, rosig goldene Schafe, unzählig und unzählbar von Morgen bis Mitternacht ...

Meistens hörte ich nicht mehr, wenn Rieke das Licht löschte und das Zimmer verließ.

Kurz vor Zinsdorf steht eine kleine Kirche, und vor der Kirche steht eine hohe alte Linde. Auch diese Kirche hat einen Turm, doch hat sie nicht wie die unsrige einen Hahn auf der Spitze, sondern ein großes Kreuz. Auch ist

der Turm nicht so hoch wie der der Dorfkirche, desgleichen hat ihre Glocke einen anderen Klang.

Als ich eines Tags mit dem Knecht und den Braunen nach Zinsdorf fuhr, sagte er mir, dies sei die katholische Kirche, und als wir ins Dorf einbogen, deutete er mit der Peitsche auf einen Mann, der einen geschlossenen schwarzen Rock und ebensolchen Strohhut trug. „Das ist der Priester,“ sagte er, „er wohnt im kleinen Haus neben der Kirche.“ Ich drehte mich eilends auf meinem Sitz um. Er hatte ein dickes glattes Gesicht und war auch sonst ein recht wohlgenährter Mann. Er rieb sich gerade mit einem roten Taschentuch den Schweiß von der Stirn. Gleich darauf bogen wir um die Ecke, so daß er meinen Blicken entzogen ward.

Jedesmal aber seit jenem Tag, wenn ich an der kleinen Kirche vorüberkam, sah ich halb neugierig halb furchtsam nach dem Haus des schwarzen Priesters und nach dem Kreuz auf dem Turm. Dann suchte ich wohl auch, ob sich der Priester nicht etwa am Fenster zeige, so wie unser Pfarrer manchmal am Fenster stand und auf die Straße schaute. So verging mehr denn eine Woche, ohne daß mir ein Erfolg beschieden ward, und deshalb beschloß ich, den nächsten schulfreien Nachmittag unter der Linde zu verbringen.

Als ich indes zwei Tage später meinen Plan wirklich ausführen wollte, vergnügte sich eine große Anzahl Kinder dort. Geraume Zeit sah ich ihren Spielen zu. Und wenn eines der Kinder besonders laut lachte, freute ich mich, in der Hoffnung, jetzt werde gleich der Priester unter die Tür treten und Ruhe gebieten. Doch kam er nicht.

Von da ab ging ich jeden Morgen recht frühzeitig von

unserem Haus fort, und dann rannte ich, um ja bald bei der kleinen Kirche anzulangen. Und ebenso auf dem Heimweg. Eines Morgens kehrte eine alte Magd die Stufen, die zur Haustür führten. Den Priester selber hingegen habe ich nicht gesehen. Da gab ich es auf.

Kaum drei Tage später, als ich gegen Abend nach Hause ging, sah ich ihn, wie er mir etwa halbwegs Altbach auf der Landstraße entgegenkam. Diesmal trug er den Hut auf dem Kopf und hielt einen schweren Knotenstock in der Hand. Als er näher kam, trat ich zur Seite und nahm die Mütze ab. Aufgeschaut habe ich nicht, ich hörte ihn nur, wie er „Guten Abend" sagte. Kaum daß er vorüber war, blieb ich stehen und sah mich nach ihm um. Er tat noch zwei, drei Schritte, zögernd wie mir schien, dann blieb auch er stehen. Einen Augenblick lang standen wir beide stumm. Dann nickte er freundlich mit dem Kopf und schien mir etwas zuzurufen. Da machte ich eilig kehrt und lief, so rasch mich meine Beine tragen konnten, die Straße entlang. Erst als ich den Kirchturm von Altbach auftauchen sah, wagte ich wieder, mich umzuschauen. Er stand noch immer an der gleichen Stelle, und ich glaube, er schüttelte den Kopf. Und da bin ich denn noch viel schneller gerannt . . .

Es ist Herbst geworden. Von den Höhen brennen des Nachts große Feuer. Musikanten ziehen von Haus zu Haus. Der neue Wein gärt in den Bütten, die an der Straße stehen. Ein Hauch von Trunkenheit zieht durch das ganze Land, und die jungen Burschen lärmen abends in den Schenken.

Und dann kam der Winter. Der Froschteich ist zugefroren. Abends kauern der Hund und ich beim grü-

nen Ofen. Auch Rieke und der Knecht sitzen jetzt oft mit uns.

Dann fiel Schnee, und ich zog mit meinem Schlitten nach der Steige vor dem Dorf. Das erstemal wurde ich von den anderen Knaben geprügelt. Am zweiten Abend nahm ich Peter mit, doch Peter fand am Schlittenfahren keinen Spaß. Wohl händelte sich Peter zuweilen mit den Hunden im Dorf, aber sie kamen auch wieder recht gut miteinander aus. Deshalb bewunderte ich Peter.

Es war jetzt noch dunkel, wenn ich am Morgen aufstand und zur Schule ging. Es war Nacht auch, wenn ich zurückkam. In der Frühe waren regelmäßig zwei Fenster im Haus des Priesters erleuchtet. Einmal schlich ich ganz nahe hinzu und kletterte am Gitter hinauf, doch war das Zimmer leer. Dann habe ich es nicht wieder versucht.

Weihnachten ...! Nein erst Sankt Thomas! Ich saß am Fenster und starrte in die Nacht hinaus. Den ganzen Tag über war Schnee gefallen. Nun brannten die Sterne. Die alte Lampe mit dem grünen Schirm stand auf dem Tisch. Aber das Öl schien zu mangeln, und sie drohte bald zu verlöschen. Ein matter Lichtkreis auf dem Tisch und ein zweiter größerer oben an der Decke. Im Ofen siedet der Topf mit Wasser.

Rieke war gleich nach dem Abendessen verschwunden. Auch Thomas war den ganzen Tag nicht sichtbar gewesen. Gewiß war er zu Ehren seines Schutzpatrons ins Wirtshaus im Dorf.

Ich aber saß beim Fenster. Während hier im Zimmer die Lampe seufzend verlosch, wurde es draußen hell. Etwas Schweres, Dunkles senkte sich herab, ein Schwarzes, Lichtumrändertes. Ein kleiner Korb mit Lichtern

ringsum am Rand, und drinnen lagen Kuchen und ein Buch. Ich sah ganz starr in die Lichter.

Zum Glück kam Rieke gerade zur Tür herein. Sie hieß mich das Fenster öffnen und nehmen, was mir der Thomasengel schenke. Denn der Engel stehe oben am Himmel und habe gewiß große Eile, da er noch vor viele Fenster müsse.

An jenes Weihnachten erinnere ich mich nicht mehr genau. Hingegen an den Silvesterabend, da mich der Alte mit zur Kirche nahm. Es war das erstemal, daß ich des Nachts unsere Kirche betrat. Auf der Galerie war es ganz finster, und die vielen schwarzen Männergestalten dünkten mich recht unheilvoll. Unten bei den Frauen war es heller, doch waren ihrer nicht viele gekommen.

Erst spielte die Orgel, dann stieg der Pfarrer bedächtig die Stufen zur Kanzel hinauf. Von seiner Rede habe ich wie gewöhnlich weniges verstanden, ich sah nur, wie sein Mund sich öffnete und schloß. Aber hinter ihm auf der weißen Wand stand sein Schatten, und dieser Schatten war riesig groß. Ich sah nur noch den Schatten, sah wie er die Hände regte, und endlich schien mir, als spräche der Schatten und nicht der Pfarrer, als sei der Pfarrer nur die Puppe, die den Mund öffnete und die Lippen rührte, und als sei es allein der Schatten, der die Worte, nein nicht die Worte, sondern die Laute ausstoße, die durch die Kirche zischten und gurgelten.

Irgend jemand schluchzte. Hinter mir seufzte ein Mann. Und mir selber ward bang zumut. Ängstlich sah ich zu Thomas hinüber, dem Zweifler Thomas, doch konnte ich sein Gesicht nicht sehen in der Dunkelheit. Ich glaube, mir kamen Tränen.

Dann kam plötzlich das Vaterunser. Oben läutete die

Glocke. Der Pfarrer kniete über die Brüstung der Kanzel gebeugt, und hinter ihm kniete sein gewaltiger Schatten: „Vater unser, der Du bist in dem Himmel ..." und dann stand der Schatten auf und sagte: „Der HERR segne euch und behüte euch, der HERR lasse Sein Angesicht leuchten über euch und sei euch gnädig ..." Und dann brach die Orgel aus.

Als wir aus der Kirche traten, war es die Halbe vor Zwölf. Thomas nahm mich bei der Hand, und wir schritten wortlos über den knirschenden Schnee bis zu unserem Haus. Rieke saß bei der Lampe und las. Daneben gähnte des Oheims leerer Stuhl. Das Bild des Großvaters an der Wand sah streng ins Zimmer herab. Sein junges krankes Gesicht schien noch eingefallener, bitterer als sonst. Auch die alte Uhr, die seit des Oheims Weggang nicht mehr gehen wollte, deuchte mich seltsam traurig und feierlich.

Ich kroch in eine Ecke des Sofas und schloß die Augen. Liebe alte Bilder traten wieder vor mich hin, erfüllten mich mit ihren tausend Wundern. Ich sah die vielen goldenen Schafe am Abendhimmel, sah die kleinen Schiffe, die im Sonnenuntergang kreuzen, ich sah den Alten, der mit erhobener Hand vor dem Zug schreitet, ich sah auf eine Landschaft, die sommerlich grünte, ich hörte das Jauchzen seliger Pilger, die in langen weißen Gewändern das Tal emporsteigen, ich sah ein gütiges Lächeln in den Augen des Großvaters, ich sah den Oheim königlich vom Berge niederschreiten, sah, wie das Pendel der Uhr sich langsam regte, in kurzen Schlägen pochte, und dieses Pochen wurde immer lauter, tönender, ein freudiges Kommen und Gehen, und dazwischen dünnere, silberne Schläge wie von fernen himmlischen Glocken ...

Da fuhr ich auf. Rieke stand am offenen Fenster. Kalte Schneeluft füllte das Zimmer. Die Glocken dröhnten von unserer Kirche. Dazwischen sprachen die von Zinsdorf und die von Helmstadt, und ganz in der Ferne das Glöcklein der Waldkapelle auf dem Sankt Annaberg.

Irgend einer ging draußen am Haus vorbei und wünschte einem anderen ein frohes Neues Jahr.

Sankt Matthäus hat das Eis gebrochen, und die Erde war ganz schwarz und rot unter dem nassen Schnee hervorgekommen. Ein lauer Wind wehte. Die Spatzen im Hof kamen zwar noch immer am Morgen vors Fenster, die Amseln aber blieben von nun ab stolz in ihren Büschen. Warme Regengüsse machten die Straßen grundlos. Blaue Feuchtigkeit hängte sich über die Tannenwälder. Raben flogen heiser krächzend durchs Land.

Ein paar Wochen später kam der Frühling. Die Knospen, die so schwarz gewesen, barsten. Kleine grüne Blätter krochen aus ihren Hüllen, Blüten setzten an. Die Amseln singen wieder am Abend, und die Lerchen jubeln im Sonnenschein am Morgen. Die Schwalben nisten schon. Auch die Störche in Zinsdorf haben sich eingefunden, und wenn man in die Nähe des kleinen Weihers kommt, springen die Frösche hurtig in ihr schmutziges Element. Und dann kam Ostern, und gleich hinterher geschah das Wunderbare. Es war am Sonntag nach Ostern.

Die lange Straße glänzte im Sonnenlicht. Bienen summten in den Bäumen. Drei weiße Wolken schwammen am blauen Horizont. Kein menschlicher Laut traf das Ohr.

Ich saß auf einem Holzstoß vorne an der Straße nahe beim Haus. Thomas war in der Frühe nach Helmstadt

gefahren, und Rieke war vor kurzem zur Kirche gegangen. Ich starrte aufs Land hinaus und träumte.

Etwa zwanzig Schritte weiter lag der Hund. Er hatte sich die Mitte der Straße ausgewählt, wohl weil der Staub dort dicht und am weichsten war. Er schien zu schlafen, zu träumen wie ich.

Ich aber sah blinzelnd in die Sonne. Leicht, daß ich den Gott zu erblicken wähnte, der dort wohnte. Doch aus der einen leuchtenden waren mit einemmal viel schwarze Sonnen geworden, die nun vor meinen Blicken tanzten. Ich mußte mit der Hand die schmerzenden Augen bedecken.

Aber lange litt ich es nicht. Ich sah wieder das Tal entlang. Zwei Menschen kamen dort von Zinsdorf herüber. Sonntägliche Wanderer wohl, die weiter nach Helmstadt wollten, denn ihre Kleidung schien mir städtisch. Ein Herr und eine Dame. Der Mann hielt den Hut in der einen und einen Stock in der anderen Hand, auch die Frau trug keinen Hut, sondern er war ihr, wie ich nachher sah, auf den Rücken geglitten, wo er durch ein Band, das sie um den Hals trug, festgehalten wurde. Während der Mann dunkel gekleidet war, trug sie ein helles braunes Gewand, und in der einen behandschuhten Hand hielt sie ein paar Veilchen, die gleichen, die sie mir nachher behändigte. Auch war sie in Wirklichkeit keine Frau, sondern ein junges Fräulein, denn sie mochte kaum achtzehn Jahre zählen.

Das alles sah ich, obwohl mich die Augen schmerzten, derweil sie näher kamen. Dann aber, und sie mochten noch etwa dreißig Schritte entfernt sein, geschah das Wunderbare. Auch der Hund hatte sie kommen sehen; er hatte erst nur den Kopf erhoben, doch dann hatte er sich lang-

sam aufgerichtet und war ihnen freudig wedelnd einige Schritte entgegengegangen. Die beiden blieben stehen, und sie beugte sich und streckte die Hand aus. Und nun weiß ich nicht, waren es ihre blonden Haare, war es die Sonne, die ihr im Nacken stand und ihr das Haar vergoldete: es war wie eine Gloriole um ihren Kopf. Der Hund lief jetzt schneller, schmiegte sich an sie, küßte die Hände, die ihn streichelten.

Währenddessen war der Herr im dunkeln Anzug auf mich zugetreten. Er trug keinen Bart, und das Haar an den Schläfen war ihm schon leicht ergraut. „Wo führt der Weg nach Helmstadt?" fragte er. Es war ein rauher Ton, dessen er sich bediente, und ein fremdländischer Klang war der seiner Sprache. Ich aber lauschte nur den Worten, die sie dem Hunde sagte, gleichfalls mit fremder Betonung oder gar in einer anderen Sprache, die der Hund wohl, ich indes nicht verstehen konnte. Doch vielleicht verstand der Hund auch bloß, daß ihre Stimme fein und gütig war.

Auch sie sah jetzt zu mir herüber und kam dann langsam näher. Der Hund wich nicht von ihrer Seite. Ihr Begleiter wiederholte derweilen seine Frage, und diesmal erschrak ich so, daß ich eilends von meinem Holzstoß heruntergliitt.

Sie standen jetzt beide vor mir. Der Herr sah mich aufmerksam an. Seine Augen blickten sehr fest und sicher, doch war auch ein gar freundlich Licht in ihnen.

„Dort!" sagte ich und deutete mit der Hand auf das Dorf.

Eine Sekunde lang begegneten meine Augen den blauen ihrigen. Ich hatte das undeutliche Gefühl eines großen Geschehens, das vorüberging. Zögernd griff ich

nach den Veilchen, die sie mir reichte, aber die Hand, die sie ausgestreckt hielt, wagte ich nicht zu fassen. Da ließ sie sie denn lachend sinken.

Zu ihr aufgeblickt habe ich nicht mehr. Vielleicht war es der goldene Sonnenreif um ihren Kopf, der mich so blendete, vielleicht hatte ich in der Tat dem Sonnengott zu lang ins Auge geschaut. Ich weiß das nicht.

„Komm jetzt!" unterbrach ihr Begleiter und schob seinen Arm unter den ihrigen. Und dann gingen sie. Der Hund lief noch eine Strecke Weges neben ihnen her.

Ich starrte ihnen unbeweglich nach. Sie gingen jetzt Arm in Arm die Dorfstraße entlang. Sie war so leicht und hell neben ihm. Unten an der Biegung wendete sie ein letztes Mal den Kopf, und mir war, als nicke sie mir freundlich zu.

Da lief ich hinter ihnen drein. Als ich vorne beim Schulhaus anlangte, bogen sie gerade um die Ecke beim Brunnen.

Warum sah sie nicht noch ein zweites Mal sich um? Dann wäre ich ihr gewiß bis ans Ende der Welt gefolgt. Warum schaute sie nicht noch einmal nach mir aus? Ich stand mitten auf der Straße, sie hätte nur ganz zufällig den Kopf wenden müssen, sei's auch allein der Landschaft oder eines singenden Vogels willen. Doch sie schritten immerzu, immer weiter, ferner.

Die kleine Glocke der Kirche kündete, daß drinnen das Vaterunser gesprochen wurde. Langsam ging ich zurück.

Etwa zwei Wochen später kam die Tante. Sie kam in Begleitung eines Dienstmädchens und ihrer Tochter, die Antoinette hieß und ein kleines schmächtiges Ding war. Mit großen braunen Augen, die leicht weinten.

Die Tante war gar nicht so schlimm, wie sie mir letztes Jahr erschienen war. Im Gegenteil, ich erhielt neue Kleider und eine blaue Matrosenmütze, auf der „S. M. S. Löwe" stand. Die letztere für den Sonntag.

Denn als ich eines Tags mit ihr in der Schule in Zinsdorf anlangte, erregte sie großes Aufsehen und Neid. Die Sache ging so weit, daß sie mir von einem der älteren Schüler vom Kopf gerissen wurde, und zum Beschluß tanzte die ganze Horde auf ihr herum.

Ich hätte am liebsten geweint, als sie so zerstampft am Boden lag, denn ich war sehr stolz gewesen auf die Mütze und ihren Namen. Sie hatte mir Mut gegeben den anderen gegenüber, den sogenannten Matrosenmut, der mir sonst fehlte. Doch vielleicht war es auch gut so, denn schließlich stand mir der Matrosenmut wie das Löwenfell dem Esel, von dem die Fabel berichtet. Es war wie ein Lorbeerkranz, der entblättert, eine Krone, die mir zertreten wurde. Eine von den vielen.

Ich bekam also eine neue Matrosenmütze für den Sonntag. Wenn ich im Herbst in die Stadt aufs Gymnasium käme, würde ich auch an den Wochentagen eine tragen dürfen.

Auch im Haus hatte sich seit der Tante Einzug mancherlei verändert. Der alte Lehnstuhl des Oheims wurde auf den Boden geschafft, desgleichen das Bild des Großvaters und die Uhr. Die Stühle wurden neu gepolstert, Peter wurde in die Hundehütte verbannt und Rieke in die Küche. Thomas sah ich fast nie mehr. In der ersten Zeit besuchte ich ihn zuweilen abends in seiner Stube, oben im Stallgebäude. Nach der Arbeit saß er jetzt gewöhnlich im ‚Waldhorn'. Dorthin durfte ich nicht.

Sonst kümmerte sich die Tante nicht allzusehr um mich.

Ich mußte wohl pünktlich zu Tisch erscheinen und Sonntags mit in die Kirche. Allerdings mußte ich jetzt unten bei den Frauen sitzen und nicht mehr auf der dunklen Galerie. Der Sonntagnachmittag wurde zu Besuchen in der Umgebung benutzt. Tante Eleonore gab nämlich viel auf guten Verkehr.

Meistens ging es dann in der neuen lackierten Kutsche zu den v. Braßwitz nach Egolsau oder zu den Brauns auf Schloß Elsbühl.

Den Fräulein v. Braßwitz gehörte das kleine Schloß hinter dem Sankt Annaberg. Es waren drei ältere Damen, Amalie, Erna und Elsbeth v. Braßwitz. Sie spielten an schönen Nachmittagen in ihrem kleinen Garten Croquet und kamen zuweilen auch in die Kirche nach Altbach. Wohl aus diesem Grund nahm Tante Eleonore an manchen besonders schönen Tagen unseren Herrn und unsere Frau Pfarrer mit. Bei derartigen Anlässen hatte ich bei Thomas auf dem Kutscherbock zu sitzen, während ich sonst nur seinen Rücken sah. „Aber, daß du mir Thomas ja nicht ablenkst!" rief mir dann die Tante zu.

Während die Erwachsenen Croquet spielten, mußte ich mit meiner Cousine spazieren gehen. Anfangs fiel mir das nicht wenig schwer, denn ich vermochte es nicht, dem kleinen Fräulein viel Geschmack abzugewinnen.

Hernach gab es gemeinsam dünnen Tee und für die Kinder warme Milch mit Biskuits. Dann sprach man wohl auch von den Ereignissen des Tages und von der Nachbarschaft. Von den v. Wahlbergs in Oberweiler, den Baumanns in Richthausen, und gelegentlich auch von den Brauns auf Elsbühl. Nun war bekannt, daß Tante Eleonore dort verkehrte, und Fräulein Erna im rosa Kleid konnte dann nicht umhin, über diese Familie

und vor allem über die Frau jenes Hauses ein spitzgeschliffenes Wort zu sagen. Tante stellte sich alsdann jeweils schwerhörig, und Fräulein Amalie in Grau und Fräulein Elsbeth in Hellblau gerieten in nicht geringe Verlegenheit. In solchen und ähnlichen Fällen erwies sich der Herr Pfarrer gern als Retter in der Not, indem er ein galantes Wort für alle Teile fand.

Wenn Fräulein Erna v. Braßwitz aber guter Laune war, hörte man sie beim Kugelspiel hie und da freudig aufjauchzen, und an solchen Tagen richtete sie wohl auch gelegentlich ein Wort an mich, zum Beispiel erkundigte sie sich, ob ich denn am Pianospiel gar keine Freude habe. Sie war nämlich auf diesem Instrument wohl erfahren und erteilte auch Klavierunterricht. Tante Eleonore erklärte dann jedesmal rasch, daß ich völlig unmusikalisch sei und in der Schule recht schwer lerne. „Leider," setzte sie mit einem Seufzer hinzu. „Ich weiß nicht, wie es im Herbst auf dem Gymnasium werden soll! . . ." Und der Herr Pastor sah mich strafend an.

„Aber er sieht doch recht intelligent aus," meinte Fräulein Elsbeth im blauen Kleid beschwichtigend. Jetzt sah natürlich jedermann prüfend herüber. „Nur etwas zart," sagte dann Fräulein Amalie in Hellgrau; sie besorgte nämlich die Landwirtschaft bei den Schwestern.

Doch Fräulein Erna ließ nicht so leicht locker. „Und wie steht es mit der kleinen Antoinette?" forschte sie. „Die Kleine hat leider eine recht zarte Lunge . . ." beeilte sich die Tante zu sagen. „Sie muß sehr viel liegen . . ."

„Aber da wäre doch Atemgymnastik gewiß recht heilsam," griff Fräulein Erna wieder ein, sie gab nämlich auch Gesangsunterricht.

„. . . leidet an Heiserkeit, die oft tagelang anhält."

Tante Eleonore war entschieden sehr geschickt in ihren Antworten. Die kleine Antoinette aber saß überrot da und tat mir aufrichtig leid.

„Was sagen Sie zu den Herbstaussichten?" rettete der Herr Pfarrer wiederum die Situation, indem er sich an Fräulein Amalie wendete. Diese gab ihm dann auch bereitwillige Auskunft, während Fräulein Erna ärgerlich zu Boden blickte.

Nach dem Tee brachen wir wieder auf. Wenn alle schon bequem im Wagen saßen und man sich hinten guten Heimweg, erträgliche Zeit und baldiges Wiedersehen wünschte, drückte mir Fräulein Elsbeth heimlich eine kleine Tüte mit Bonbons oder Kuchen oder Ähnlichem in die Hand. Sie wurde dabei jedesmal rot und legte den Finger vor den Mund, um mir Stillschweigen zu gebieten. Fräulein Elsbeth sprach immer sehr wenig und hatte, obwohl die Jüngste der dreie, schon graues Haar und einige schmerzliche Falten um den Mund. Sie kicherte wohl hie und da, wenn der Herr Pastor ein lustig Sprüchlein zum besten gab, aber verstummte auch wieder ebenso schnell, wenn Fräulein Erna sie ansah, und wurde wieder ganz grau. Ich habe Fräulein Elsbeth gerne leiden mögen, und ich glaube nicht allein wegen der Bonbons, die sie mir heimlich zusteckte, denn diese zeichneten sich nicht durch besondere Feinheit aus.

Ganz anders die Brauns. Sie hatten vor noch nicht langer Zeit das kleine Schlößchen Elsbühl gekauft im Klinglertal. Bei den Brauns gab es vor allem einen Herrn Braun, einen Herrn mit großer Glatze und weißen Koteletts, mit einem dicken runden Gesicht und zwei freundlichen Augen. Doch war der Hausherr zumeist

etwas linkisch und scheu, und dies besonders, wenn Frau Braun in der Nähe war. Deshalb ließ er auch die Damen gerne allein und kam für gewöhnlich nur, wenn der Tee gereicht wurde. Er trank dann hastig eine Tasse und entschuldigte sich darnach gleich wieder, wie er sagte, mit der vielen Arbeit, die seiner warte. Die Damen lächelten dann auch verständnisvoll.

Die Pastors kamen nie mit zu Brauns. Bei den Brauns herrschte ein anderer Ton. Nicht etwa, daß Frau Braun nicht sehr freigebig gewesen wäre zu den Gästen ihres Hauses oder zu den Armen der Gegend, nein, sie war sogar sehr freigebig, fast zu freigebig. Sondern anderer Dinge halber, die man sich in der Nachbarschaft erzählte. Auch kam Frau Braun nie in die Kirche nach Altbach.

Es ist nicht leicht, Frau Braun treffend zu schildern. Frau Braun ist nämlich sehr lebhaft und sieht jede Minute wieder anders aus. Frau Braun vereinigt alle Gegensätze. Sie ist groß und klein, schlank und dick, alt und jung. Frau Braun ist eben Frau Braun.

Frau Braun hat auch eine Tochter, aber diese Tochter war gerade damals in der Schweiz, um ihre Kenntnisse in der französischen Sprache zu vervollständigen. Frau Braun hält nämlich genau wie Tante Eleonore viel auf internationalen Verkehr und liest selber gerne französische Romane. Frau Braun hat außerdem eine Zofe, mit der sie Französisch spricht.

Bei Brauns ist der Tee kräftiger als bei den Fräulein v. Braßwitz. Hier bekommen die Kinder, und wer von den Erwachsenen will, prächtige Schokolade und vorzüglichen Kuchen. Auch die Unterhaltung ist dort weniger gezwungen. Allerdings müssen wir dort die Erwachsenen zuweilen allein lassen.

„Wie wäre es, wenn wir die Kinder zu den Kaninchen entließen?“ sagte Frau Braun oft ganz unvermittelt. Und wir gingen dann die Kaninchen zu besehen, die mir eigentlich auch wichtiger waren als die Unterhaltung der Damen. Es waren in der Tat herrliche Kaninchen, weiße, schwarze und gefleckte, Herrn Brauns Lieblinge.

Zuweilen trafen wir, die kleine Antoinette und ich, Herrn Braun beim Kaninchenstall. Er stand am Gitter und gab den Tierchen Klee und frische Blätter zu verzehren. Ich wunderte mich dann, ob das die große Arbeit sei, die Herrn Braun so sehr in Anspruch nehme. Dies war doch sicher eine nur angenehme Beschäftigung. Einmal fragte ich auch unseren Gastgeber gar altklug, ob es denn schwer sei, Kaninchen zu züchten. Er sah mich einen Augenblick betroffen an und meinte dann, gar so schwer sei es gerade nicht.

Ich hatte dann das Gefühl, als habe ich eine große Torheit gesagt. Herr Braun schien es mir indes nicht zu verübeln ...

Ich weiß nicht, wie es in Wahrheit zugegangen. Ich fing an, Anteil an der Person meiner kleinen Cousine zu nehmen. Vielleicht war es nur das Phänomen der zarten Lunge, eines unsichtbaren, doch ganz zu uns gehörigen Etwas, das uns Leiden machen und Freude bringen kann.

Ja, sie war wirklich zart, die Kleine, und erst jetzt fiel mir auf, daß sie nachmittags auf einem Liegestuhl im Schatten der Ahornbäume hinter dem Haus zu ruhen pflegte. Ich hatte das bislang als ein Zeichen besonderer Bevorzugung betrachtet, und wenn sie zufällig einmal nicht dort lag, hatte ich wohl selber heimlich von diesem so bequemen Lager Besitz ergriffen.

Ja, sie war recht zart, die kleine Antoinette. Ich setzte mich jetzt jeden Nachmittag, an dem ich nicht zur Schule mußte, neben ihren Polsterstuhl und las ihr aus irgend einem Buche vor. Zumeist waren das alte illustrierte Bände, die ich auf dem Boden des Hauses gefunden hatte. Wenn aber der Held des Buches, das wir gerade lasen, auf unsäglich schlimme Weise ums Leben kam, pflegten wir beide heiß zu weinen.

Manchmal lasen wir auch nicht, sondern redeten nur von schönen Dingen, so wie Kinder tun. Wir wurden Vertraute, fast Freunde, doch von dem, das mein Innerstes bewegte, habe ich ihr nie erzählt.

Dabei muß ich jener altmodischen Geschichte von den beiden Nachbarn gedenken, die mir vor vielen Jahren selber erzählt worden ist.

In einer Stadt, die wohl nicht weit von hier gelegen ist — welche Stadt es nun war, weiß ich nicht zu vermelden, und konnte mir auch der nicht sagen, von dem ich die Geschichte habe — in jener Stadt also lebten zwei Nachbarn, die beide eifrig der Gartenkunst pflegten und deren jeder sich hinter seinem Haus einen prächtigen Garten angelegt hatte. Die Häuser und Gärten aber waren durch eine mannshohe Mauer getrennt, und es war noch keinem der Nachbarn eingefallen, in des anderen Garten zu schauen, obwohl man sich nur auf die Fußspitzen erheben mußte, um alles bequem vor Augen zu haben. Und doch arbeiteten beide Nachbarn jeden Abend nach Sonnenuntergang jeder in seinem Garten; sie schleppten Wasser herbei für ihre Blumen oder beschnitten die wilden Schößlinge der Bäume oder pflückten die Beeren der Sträucher, und bald sang der eine Nachbar

ein Lied und bald der andere. Doch gesehen hatten sie einander nie, geschweige denn gesprochen, und keiner hatte je in des anderen Garten geschaut, obwohl er sich doch nur auf die Fußspitzen erheben mußte, um alles bequem vor Augen zu haben. Dies mag manchem sonderlich scheinen, da ja die gleiche Sonne auf beider Gärten niederschaute und die gleiche Wolke über sie hinzog und der gleiche Regen auf beider Blumen niederging. Auch flogen ja die gleichen Vögel dort, und bisweilen saß sogar einer auf der Gartenmauer mitten drinnen und zwitscherte.

Eines Tages nun, es muß wohl im Herbst gewesen sein, als der eine Nachbar die Äpfel von den Bäumen schüttelte, fiel just der schönste Apfel seines schönsten Baumes in des anderen Nachbars Garten. Darüber war der Mann so bestürzt, daß er sich schleunigst auf seine Fußspitzen stellte und über die Mauer schaute, und wie groß waren sein Schrecken und sein Zorn, als er sah, daß des anderen Garten genau so angelegt war wie der seinige, den er doch so stolz und liebevoll als sein eigenstes Gut gepflegt und gehütet hatte. Da ward denn der Mann, wie gesagt, sehr zornig, er zweifelte nämlich nicht daran, daß sein Nachbar heimlich seinen Garten besichtigt und alles, was er selber mit so großer Sorgfalt und Vorbedacht ersonnen und geschaffen, nachgeahmt habe. Und ging eilends in die Stadt, einen großen Hund zu kaufen, der den Nachbarn bei seinem schlechten Beginnen hindern sollte, den größten und bösartigsten Hund, den er fände. Und er fand auch einen, der ihn gar so groß und gefährlich deuchte, und gab ihm den Namen Cerberus.

Nicht lange Zeit darauf trat auch der andere Nachbar in seinen Garten, und siehe da, auch sein schönster Apfel fiel in den des anderen. Als er sich nun gleich dem ersten

auf die Fußspitzen stellte und nach seinem Apfel Ausschau hielt, sah er, daß des Nachbars Garten nur das Spiegelbild seines eigenen war. Da war denn sein Zorn nicht geringer als der des ersten, insofern als auch er wähnte, daß der andere sein Liebstes nachgeahmt habe, und er ging gleich jenem aus, einen Hund zu erwerben, den größten und zornigsten, den er fände.

Und nun begab sich, daß jeder Nachbar mit seinem Hund nach Hause kam, und als nun der Hund des ersten den Hund des zweiten hörte, fing er an, fürchterlich zu bellen, und der andere bellte wieder, so daß sich ein gewaltiger Lärm erhob, und zuletzt rasten beide Hunde, die sich ja nicht sehen konnten, zu beiden Seiten der Mauer immer hin und wider, und mit solch wildem Getue, daß all die herrlichen Blumen und Pflanzen, die dort wuchsen, zertreten und zermalmt wurden und die beiden Nachbarn sich ängstlich und tief betrübt in ihren Häusern verbargen. Und diese Plage währte mehrere Stunden lang, bis die beiden Hunde zuletzt halb tot vor Erschöpfung niedersanken, der eine diesseits, der andere aber jenseits der Gartenmauer.

Als nun endlich Ruhe geworden, war die Dämmerung schon hereingebrochen, der Zorn der beiden Nachbarn aber hatte sich derweilen nicht gelegt. Im Gegenteil, die große Verwüstung, die die Hunde angerichtet hatten, hatte ihren Kummer und Zorn nur noch vermehrt, und beide sannen solchermaßen auf Rache, daß in der darauffolgenden Nacht keiner der zweie ein Auge schließen konnte.

Indes der Tag zu grauen anfing, kam der eine Nachbar auf den Gedanken, die Mauer dergestalt zu erhöhen, daß der andere sie nicht mehr zu überblicken vermöchte, und sie auch oben mit tückischen Spitzen und Glasscherben

zu versehen, daß es ein Lebensgefährliches gewesen wäre, sie je zu besteigen.

Und kaum war die Sonne aufgegangen, begab er sich alsbald zu dem Maurer der Stadt, ihm sein Anliegen kundzutun, der ihm denn auch geduldig zuhörte und schließlich folgendes zur Antwort gab: Ich bin wohl recht gerne bereit, Eure Mauer zu erhöhen, aber wollt Ihr mir nicht sagen, warum Ihr zweimal in der gleichen Sache zu mir kommt? Seid Ihr doch eben schon bei mir gewesen, Ihr und Euer Hund Cerberus? Warum kommt ihr denn zweimal? Außer, daß ihr Brüder wäret, Ihr und der Mann, der vor kurzem hier war, so wie diese Euer beider Hunde Brüder sind und gleiche Namen haben? —

Der Sommer kam wieder, und es ging mir schlecht in der Schule. Die Zeit der Prüfung nahte. Ich hatte während des vergangenen Schuljahres vieles nicht verstanden und litt nun große Angst. Ich hatte auch häufig Kopfschmerzen gehabt in der letzten Zeit.

Und dann war der Zweifel über mich gekommen. Ich begann zu zweifeln. Wie es eigentlich zugegangen, weiß ich nicht. Ich hatte viel zu Gott gebetet um Hilfe, wenn mir wegen der Schule bange war, und Er hatte mir nicht geholfen. Wenigstens schien es mir so. Da begann ich den lieben Gott zu versuchen.

„Wenn Du mir hilfst, will ich Dir ewig anhangen," sagte ich zu Ihm morgens auf dem Schulweg. Doch half Er mir nicht immer. Er schien mir zu grollen, aber ich wußte nicht, warum Er mir übel wollte. Vielleicht allein darum, daß ich an Seinem Ratschluß zweifelte. Ich weiß das nicht.

Ich wurde irr an Ihm. Suchte Ihn überall und fand Ihn nirgends. Ich fand allein nur Leid. Ich sah, daß Gott ungerecht war. Ich sah, daß die eine Kreatur die andere haßte. Die Katze den Vogel erwürgte und der Hund die Katze. Die Welt, die mir so schön erschienen, war mir mit einemmal vergiftet.

Ich begann zu fiebern, wurde krank. Heimliche Gespenster lauerten in allen Winkeln, warfen sich über mich bei Nacht. Ich fror in meiner Stube und wagte mich nicht ins Freie. Draußen schien wohl die Sonne, die Gipfel der Bäume waren ja ganz vergoldet. Aber unter dem Fenster lauerte irgend ein Geheimnisvolles, etwas wie der Tod.

Ja, ich entsinne mich eines Nachmittags. Ich lag zu Bett, hatte heftige Kopfschmerzen gehabt. Ich sah auf die Baumkronen draußen, kein Wind rührte sie; kein Vogelsang, kein klarer Laut drang zu mir herein, nur ein vages Brausen, von dem ich nicht wußte, ob es in der Tat von draußen oder aus mir selber kam. So vergingen Minuten, Stunden, wie mir schien, und dann ganz plötzlich verdunkelte sich das Fenster. Ein schweres Etwas drang herein, fiel über mich, wollte mich ersticken. Ich muß grauenvoll geschrien haben.

Rieke kam herauf und sagte, daß ich gewiß geträumt hätte. Vielleicht hatte sie recht, vielleicht war es ein Traum. Doch wer schickte mir solche Träume? Ich zitterte, ja, das konnte vorübergehen, ich hatte Angst, nein, die ist mir geblieben.

Abends, als die Sonne niederging, schlich ich zum Fenster.

Ein Hauch von Blut war über alles gebreitet. Die Schatten der Bäume deuchten mich gespenstisch lang,

alles war grausam verzerrt. Das Rot der Ziegeldächer tat meinen Augen weh, alles ermüdete mich, war mir feind.

Drüben am Horizont beim Hohlweg, wo die drei Birken stehen, stand ein Mann. War es ein Mann? Ich sah, daß er ein schwarzes Gewand an hatte. Er hielt den Hut in der Hand und wischte den Schweiß von der Stirn. Ich glaubte ihn zu kennen. Ja, es war gewiß der Priester aus Zinsdorf. Jetzt erkannte ich ihn wieder. Er wischte sich mit einem großen roten Taschentuch den Schweiß von der Stirn. Und dann hörte ich, was er sprach. Er rechtete mit Gott. Er schrie ganz laut: Warum, warum, warum? Warum tust Du das, mein Gott? Und dann hörte ich ihn fluchen, furchtbar fluchen. Ich floh in mein Bett und versteckte mich unter der Decke. Aber auch dort hörte ich ihn fluchen, und dazwischen hinein schrie es immer wieder: Warum, warum? Nur dies eine Wort: Warum?

Als ich nach einer Weile die Augen aufschlug, war es fast dunkel im Zimmer. Die Stimme war verstummt. Ich kroch vorsichtig aus meinem Bett und setzte mich wieder auf den Stuhl beim Fenster.

Ja, der Mann war fort. Drei andere standen dort, mir schien sogar, sie bewegten sich. Ja, jetzt sah ich deutlich, daß sie gingen, sie bewegten sich gegen das Abendrot. Sie mußten nun gleich im Hohlweg verschwinden. Doch sie gingen noch immer. Auch diese Männer sprachen, ihre Worte verstehen konnte ich aber nicht. Ich hörte sie bloß murmeln, und manchmal war mir, als sähe ich, wie sie die Lippen regten.

Der Himmel wurde langsam blässer, das brennende Rot deckte ein leichter Schleier. Der Abend war ge=

kommen. Die drei Männer wanderten noch immer. Und dann verstand ich plötzlich die Worte, die der eine der dreie zu dem, der in ihrer Mitte ging, redete. „HERR!" sagte er, „bleibe bei uns, denn es will Abend werden und der Tag hat sich geneiget ..."

Ja, jetzt erkannte ich sie. Ich wußte, jetzt würden sie zu Tische sitzen, jetzt würde Er ihnen die Schrift auslegen von Mose und von allen Propheten. Dann aber wird Er das Brot nehmen, danken, brechen und vor den Augen der Männer verschwinden, dieweil sie Ihn erkennten.

Ein helles Licht ist mit einemmal am Himmel aufgegangen, der erste Stern!

Gleich darauf trat Rieke ins Zimmer. Sie hielt eine Kerze in der Hand, denn es war ganz verdunkelt. „Was ist mit dir?" sagte sie und trat neben mich ans Fenster. „Es ist spät, und du solltest längst schlafen. Deine Füße sind ganz kalt ..."

Es ging mir wieder besser. Schließlich war ich auch heil durchs Examen gekommen. Aber es war doch alles anders geworden. Ich war einsam geworden.

Ich irrte jetzt stundenlang in den umliegenden Wäldern und kam nur noch zu den Mahlzeiten nach Hause. Ich suchte irgend jemand, vielleicht den Oheim, vielleicht das blonde Mädchen vom Sonntag nach Ostern.

Die Schulferien hatten begonnen. Jetzt war die Zeit der großen Ernte. Im September mußte ich in die Stadt aufs Gymnasium. Ich sollte bald Abschied nehmen.

Selten nur noch saß ich neben dem Liegestuhl im Garten. Ich hatte meiner Cousine von einem Freund in Zinsdorf erzählt, mit dem ich auf die Jagd nach Schmet-

terlingen gehe. Dem war natürlich nicht so. Ja, ich suchte einen Freund.

Und die Kleine schien das zu fühlen, denn sie sah mich beim Abschied jeweils traurig an, und einmal fing sie an zu weinen.

„Warum weinst du?" frug ich. Doch sie schüttelte energisch den Kopf.

Einen Augenblick zauderte ich. Irgend eine Stimme sagte mir, daß ich bei ihr bleiben, sie trösten, fragen müsse. Aber eine andere, viel mächtigere schrie so laut, daß ich nicht schwanken konnte. Irgend ein fremdes Locken schien mir verheißungsvoll vom Walde her zu rufen. Ein rätselhaftes, fernes Locken. Vielleicht war dort der Freund. Ja, ich hörte ihn, hörte, daß er mich rief.

Die Kleine schluchzte noch lauter. Dicke Tränen rannen über ihre bleichen Wangen. Und da habe ich mich denn plötzlich über sie gebeugt und ihr ins Ohr geschrien: „Ja! Weine, weine! Es ist furchtbar! Weine!"

Ich sah noch, wie ihre Augen mich tief erschrocken ansahen, und dann rannte ich, rannte dem Walde zu, zum Sankt Annaberg hinüber, wo die Stimme des Freundes so verlockend rief ...

Den ganzen Nachmittag bin ich im Wald umhergeirrt. Als die Sonne unterging, saß ich an dem kleinen Weiher hinterm Berg, in dem die Frösche quakten. Ich ließ kleine flache Kiesel über das Wasser springen ...

An jenem Abend habe ich meinem Gott Absage getan ...

Den Freund aber habe ich nie gefunden ...

Gestern bin ich im alten Haus gewesen.

Um acht Uhr früh habe ich das Hotel verlassen. Erst galt es noch, die Schlüssel bei der alten Frau Schwander

abzuholen, die das Haus in unserer Abwesenheit verwaltete. Ihr verstorbener Mann war der Kutscher meines Vaters gewesen, und sie wohnte oben im kleinen Stallgebäude neben dem Haus.

Als ich in die Münzgasse einbog, schlug es gerade das erste Viertel nach Acht. Die Alte würde gewiß sehr überrascht sein, und weil mich alles so düster deuchte, malte ich mir in Gedanken ihr Gesicht und ihre erstaunten Augen. Ich hatte ihr meine Ankunft nicht mitgeteilt, und es waren wohl sechs, wenn nicht gar acht Jahre vergangen, seitdem sie mich gesehen hatte.

Derweilen stand ich mit einemmal am Gartentor. Ein schweres eisernes Tor, düster wie die Tannen und Büsche, die es verdeckte, hier und dort von gelbem Rost zerfressen. Es war nur angelehnt und ächzte laut in den Angeln, als ich es aufstieß. Und nun lag er vor mir, der breite Kiesweg mit den dichten Buchsbaumhecken links und rechts, der vom Eingang geradeaus zur Haustüre führte.

Es war düster und feucht unter diesen Tannen. Es hatte in der vergangenen Nacht geregnet, und das Moos und ärmliche Gras, das sich zwischen dem Kies eingenistet hatte, war noch ganz naß. Nur drüben neben dem alten Springbrunnen, der freilich längst verstummt war, lag ein schmaler Streifen frischen grünen Rasens. Dort waren denn auch ein paar Beete mit Geranien und Fuchsien, und um den gelben Gips der Brunnennymphe wand sich Efeu und ein Strauch wilder Rosen. Und weiter drüben noch in der Richtung zum Stall stand der Holunderbaum, und neben ihm die Rotbuche. Sie war stark und mächtig geworden in den vielen Jahren. Uns war erzählt worden, daß der Großvater sie mit eigener Hand gepflanzt

habe, dabei ist sie heute schon ein großer mächtiger Baum, den meine Hände kaum umspannen möchten.

Eine merkwürdige Stille lag über diesem Teil des Gartens. Wohl nisteten auch einige Vögel hier, davon zeugte das kleine Starenhaus am Stamm der Buche, aber die meisten Stunden des Tages brachten sie in dem Teil des Gartens zu, der auf der anderen Seite des Hauses gelegen war und dort an den Fluß grenzte. Die hohen grauen Mauern auf beiden Seiten, die ursprünglich einen Teil der Stadtmauer bildeten, und nicht zuletzt die eintönige, efeubewachsene Nordwand des Hauses mit ihren verriegelten eisernen Läden erinnerte fast allzusehr an die Öde eines verlassenen Friedhofs, und die spärlichen Blumenbeete gemahnten mich von jeher alter Gräberstätten.

Nur im Sommer, wenn die Sonne ganz hoch im Zenit stand, fielen ein paar Strahlen auf kurze Viertelstunden in diese fast winterlich gemutende Stille. Selbst am Mittag blinkt hier der Tau. Und drum streben auch die Tannen am Eingang so wild und brünstig in die Höhe, gleich wie jede irdische Kreatur nach Licht und Sonne verlangt, und wer vermöchte es, endgültig die Frage zu verneinen, ob nicht dieser allirdische Sonnenkult aller Metaphysik zugrunde liegt.

Ich mußte quer durch den alten Garten, um zu dem Stallgebäude zu gelangen, in dem die Beschließerin wohnte. Sie stand gerade in der niedrigen Küche und bereitete den Morgenkaffee. Am Tisch saß ein rotblondes Mädchen.

„Ei, der junge Herr!" Sie ließ ihren Löffel fallen und wischte die Hände an der blauen Schürze ab. Das sei ihr eine große Überraschung, und alsbald begann eine Menge Fragen, die eigentlich keiner Antwort bedurften.

„Komm doch her, Anna!“ wandte sie sich dann zu dem Mädchen. „Erkennst du den jungen Herrn nicht mehr? Das ist meine Tochter,“ fuhr sie an mich sich richtend fort, „sie ist jetzt achtzehn. Erinnert sich der junge Herr ihrer noch?“

Das Mädchen stand langsam auf und reichte mir die Hand. Sie hatte freundliche helle Augen und die lichte Hautfarbe der Rotblonden. Sie sei auch bereits einem sehr ordentlichen jungen Menschen versprochen, wurde mir eilends berichtet, und dann kam die Rede auf die Nachbarschaft. Der Nachbar rechts sei vor drei Monaten gestorben, das Haus stehe zum Verkauf, und links wohne seit einigen Jahren ein Professor der Universität, ein sehr stiller, vornehmer Herr.

Im übrigen würde ich wohl erfahren haben, daß im vergangenen Frühjahr ein fremder Mann unser Haus habe kaufen wollen, der Notar habe aber abgelehnt, und sie, Frau Schwander, sei recht froh darüber gewesen, denn sie hätte die liebe Wohnung auf ihr Alter nur sehr ungern verlassen. Das Haus selber sei in bester Ordnung; allerdings hätte sie es lieber gesehen, wenn ich ihr meine Ankunft einige Tage vorher bekanntgegeben hätte. Sie hätte dann Zeit gehabt, ein wenig Sonne hereinzulassen.

Nachdem ich noch eine Tasse Kaffee geleert, suchte sie die Schlüssel hervor, und wir gingen hinüber.

So düster auch der an der Straße gelegene Teil des Gartens ist und die Nordseite des Hauses, dessen graues Schieferdach und grauer Verputz durch das dunkle Laub des Efeus nur noch fahler und kühler erscheint, — die seltsame, fast schreckhafte Stille und Kälte dieses Raumes kommt dem Besucher erst zu vollem Bewußtsein,

wenn er den Weg in den gegen den Fluß gewendeten Teil des Gartens nimmt.

Ganz im Gegensatz zu dem schmalen Eingang an der Nordseite des Hauses öffnet sich dort eine breite Tür auf eine große helle Terrasse, die von hohen Kastanienbäumen eingesäumt ist, ohne deren reichlichen Schatten der Aufenthalt im Sommer dort fast unmöglich wäre, und diese wieder bildet mittels breiter Stufen den Übergang zu der in früheren Jahren fast südländisch gemutenden Blumenpracht des vorderen Gartens.

Von diesen Stufen ab bis vor an das Wasser des Flusses führte ein breiter, ehedem wohlgepflegter Weg, dessen gerade Linie nur einmal durch eine reizende Fontäne angenehm unterbrochen wurde, und zu beiden Seiten dieses Wegs erstreckten sich, in gleichmäßige Vierecke eingeteilt, die ihrerseits wieder durch schmale Rasenstreifen begrenzt wurden, die herrlichsten und buntfarbensten Beete.

Dieser, der mittlere Teil des Gartens wird auf beiden Seiten von dichten Hecken eingerahmt. Zur linken befindet sich der Nutzgarten nebst den Gewächshäusern, in denen zu Lebzeiten meiner Eltern die seltensten Pflanzen gezogen wurden, und zur rechten, das heißt flußaufwärts, ist der Obstgarten gelegen. Während der mittlere Teil mit so großer Sorgfalt und Kunst gepflegt wurde, liebte es mein Vater, den Obstgarten bis auf die den Obstbäumen zuträglichen Eingriffe ganz sich selbst oder vielmehr der Natur zu überlassen. Dort waren denn auch die Wege verschlungen und mannigfaltig, dort standen die Fliederbüsche und die dichten Haselnußsträucher, und dann war dort vor allem, unten am Flußufer, die alte Geißblattlaube, in der wir in der Sommerzeit die Stunde vor dem Abendbrot zu verbringen pflegten. Und vielleicht

um eben dieser Verworrenheit willen schien mir von jeher dieser Teil des Gartens der weitaus anziehendere. Die bei jedem Schritt wechselnde Umgebung bot unseren allzeit unruhigen Kinderaugen mehr Reiz als die wohlgeordneten Blütenreihen vor dem Hause.

Die gleiche Verschiedenheit weisen auch die Zimmer des Hauses auf. Die, welche nach der Straße liegen, sind so düster und ernst wie die Tannen am Tor, und die auf der Flußseite sind so freudig und sonnig wie der Sonnenschein selber, der draußen auf den Blüten liegt. Das äußert sich allein schon deutlich in der Bauart des ganzen Hauses. Auf der Sommerseite befindet sich neben der schon erwähnten Terrasse längs des ersten Stocks eine offene Galerie, die im Gegensatz zu der schmucklosen Nordwand reich verziert ist, ebenso erscheinen die Fensteröffnungen hier größer als dort, wenn dies in Wirklichkeit auch auf einer Täuschung beruhen muß, wie mein Vater einmal in meiner Gegenwart kurz vor seinem Tode seinem Bruder, meinem Oheim, bewiesen hat, als dieser ihm den Vorschlag machte, sein Arbeitszimmer auf die Südseite zu verlegen ...

Während sich die Alte mit den Schlüsseln an der Haustüre mühte, hätte ich sie gar gerne wieder fortgeschickt; ihre Geschichten und Erzählungen schienen mir allzu unsinnig in diesem Augenblick. Auch wußte ich keine Antwort auf ihre vielen Fragen, vor allem aber auf die eine, die bald verborgen, bald offen wiederkehrte, ob ich nun auch da bleiben würde in unserem Haus.

Wir standen im Vorraum. Schwere alte Schränke rings an den Wänden. Der Kronleuchter verhängt. Eine breite steinerne Treppe führt ins Obergeschoß. Durch eine Ritze des Ladens fiel schwaches Licht. Die Alte mühte

sich vergebens am Fenster, dessen Laden wohl eingerostet war.

„Lassen Sie das nur!" sagte ich ihr. „Wir werden uns schon zurechtfinden. Man gewöhnt sich allmählich an die Dunkelheit ..."

Die Alte rasselte mit den Schlüsseln: „Wir wollen es im Eßzimmer versuchen."

Sechs schwere Stühle standen um den blanken Tisch. Auf dem schlichten Büfett zwei mächtige Armleuchter mit zur Hälfte niedergebrannten Kerzen. An den Wänden ein paar Jagdszenen von Riedinger in Kupferstich. Ich erinnere mich genau an den Zehnender links in der Ecke. Die Augen sind ihm gebrochen, die Zunge hängt aus seinem Maul, und eine große Dogge hält ihm die Totenwacht. Alles seiner Durchlaucht dem Herzog von Urach gewidmet, der, wie es weiter heißt, den Hirsch Anno 1733 höchsteigenhändig erlegt hat.

Daneben ist die Studierstube meines Vaters, — aber gehen wir lieber erst hinüber auf die Sonnenseite ins Wohnzimmer und in das Zimmer meiner Mutter, wo der Flügel steht.

Es ist heller dort, freundlicher. Zwar sind auch dort die Möbel mit Tüchern verhängt, und auch dort liegen die Teppiche zu Ballen verpackt an den Wänden. Aber die Möbel sind feiner, die Wände heller, das Licht freundlicher. Ein vertrockneter Veilchenstrauß steht auf dem Flügel, und wenn sie auch heute nicht mehr duften, so dufteten sie doch ehedem, und ein Hauch von ihnen haftet noch in den Fensternischen und zwischen den Vorhängen. Ein wenig von der Sonne war durch die Läden gedrungen, auch wenn sie sich seit Jahren fest dagegen sperrten, etwas vom Frühling strahlte noch längs der Wände, und etwas

vom Herbst wehte noch dort, ein unerklärliches Etwas, das nicht sichtbar war und doch erkenntlich, das nicht fühlbar war und doch zu spüren.

Man erzählte sich, daß mein Vater nach dem Tod meiner Mutter dieses Zimmer nie wieder betreten, kaum je sein Studierzimmer verlassen habe, bis man ihn selber wenige Monate später eines Morgens tot vor seinem Schreibtisch gefunden hätte.

Ich hörte die Alte draußen im Vorraum meinen Namen rufen. Es war ihr endlich gelungen, den Laden zu öffnen, und sie verkündete freudig, daß sie gleich am Nachmittag mit ihrer Tochter beginnen werde, den schlimmsten Staub fortzufegen.

Ich verwehrte ihr dies mit der Begründung, daß ich ja nicht wisse, wie lange ich hier sei, und daß ich am Nachmittag ungestört in den Papieren meines Vaters zu arbeiten hätte. Hingegen sei ich ihr recht dankbar, wenn sie mir um die Mittagszeit einiges Essen besorgen könne, da ich meine Arbeit nur ungern unterbräche. Im übrigen bat ich sie, sich in ihren eigenen Geschäften nicht durch meine Anwesenheit stören zu lassen. Sie solle mir nur die Schlüssel alle dalassen, ich würde ihr, falls ich ihrer bedürfe, sofort in ihre Wohnung Bescheid geben.

Nachdem sie gegangen, begab ich mich die Treppe zum ersten Stock hinauf. Links gegen die Straße war das kleine Zimmer, das mein Vater nach dem Ableben meiner Mutter allein bewohnte. Es stand dort dasselbe leichte Feldbett, auf dem er gegen Morgen einige Stunden zu ruhen pflegte.

Eine Tap.tentüre führte in das Zimmer, das ehedem das gemeinsame Schlafgemach meiner Eltern gewesen war. Soweit ich mich erinnere, war es seither unbewohnt

geblieben. Es lag gerade über dem Arbeitszimmer meines Vaters und war das einzige Zimmer auf der Nordseite, das einen Balkon hatte, der aber wegen der großen Feuchtigkeit des Gartens nur in der heißesten Sommerszeit zu benutzen war.

Ich habe übrigens diesen Raum nicht betreten, sondern ging gleich in das Eckzimmer, in dem in früheren Jahren mein Oheim zu wohnen pflegte, wenn er in unsere Stadt kam. Auf der entgegengesetzten, der Sonnenseite, waren die Zimmer der Kinder. Links das Zimmer, in dem mein älterer Bruder und ich schliefen, dann das Spielzimmer und schließlich das meiner Schwester. Im zweiten Stock war nur noch ein Gastzimmer, und weiterhin die Kammern der Mägde.

Ich ging langsam und des öfteren verweilend durch alle diese Räume, die so voll Erinnerungen waren. Überall fand ich einen Winkel, ein Möbelstück, ein Bild, ein kleines Nebeneinander, das mir lieb gewesen und, ohne daß ich es selber wußte, unvergessen war.

Die Stunden bis Mittag waren rascher vergangen, als ich wahrgenommen hatte, denn Frau Schwander erschien mit einemmal in der Türe und teilte mir mit, daß das Essen unten bereit stehe. Sie selber und ihre Tochter hätten um die Mittagszeit ihr Mahl eingenommen, und nun habe es bereits ein Uhr geschlagen.

Während des Essens begann sie wieder von den Neuigkeiten des Tages zu erzählen und von der Sorge, die sie alle um mein Wohlergehen gehabt hätten, aber daß sie nun zufrieden und froh sei, mich in anscheinend so vortrefflicher Gesundheit wiederzusehen.

So lästig mir diese Unterhaltung anfangs auch gewesen war, nun gefiel es mir plötzlich, die gute Frau

hinzuhalten und zum Sprechen zu bringen. Eine Besorgnis irgendwelcher Art drückte mich, und es schien mir, als klammere ich mich unter dem Druck dieser geheimen Angst an jedwede Gelegenheit der Ablenkung oder zum mindesten des Aufschubs. So erkundigte ich mich denn wiederholt eifrig nach ihrem und ihrer Tochter Wohlergehen, wobei ich auch erfuhr, daß der Verlobte des Mädchens von Beruf Gärtner sei und sich in seiner freien Zeit in unserem Garten bemühe.

Auf diese Weise war es nahe an drei Uhr geworden, und es wäre wohl noch weitere Zeit verstrichen, hätte sich die Alte nicht erinnert, daß sie noch vieles andere für den Nachmittag geplant hatte, und das nun der Erledigung harrte. Deshalb verabschiedete sie sich eilends und fragte nur noch, ob ich das Abendessen gleichfalls hier im Hause einzunehmen wünsche, was ich aber verneinte.

Nachdem sie sich entfernt hatte, beschloß ich, meinen Rundgang wieder aufzunehmen und in erster Linie der Studierstube meines Vaters einen Besuch zu machen. Das seltsame Unruhegefühl, das ich den ganzen Tag und überhaupt während der letzten Wochen nie hatte völlig überwinden können, steigerte sich mehr und mehr. Meine Brust war schwer beklommen, als ich den Schlüssel hervorsuchte. Ich bereute fast, daß ich die Alte entlassen hatte. Wäre sie bei mir gewesen, als ich in jenes Zimmer trat, hätte ich sicher ruhigere Miene bewahrt. Aber dann schämte ich mich auch gleich wieder ob dieser meiner Furcht.

Beim ersten Eintreten konnte ich überhaupt nichts genauer unterscheiden. Auch hier waren die Läden fest verschlossen, und meine Augen waren von den hellen Räu-

men drüben noch ganz geblendet. Aber allmählich kroch unter den Fenstern ein schmaler Streifen grauen Lichts hervor, so daß ich den schweren Lehnstuhl vor dem Schreibtisch erkennen konnte, und nun war auch die merkwürdige Spannung mit einemmal von mir gewichen.

Ich stieß die Läden auf. Die Spitzen der Tannen am Tor waren noch voll Sonne, und ihr Widerschein verklärte auch das Innere dieses Raums. Das Gold auf den düsteren Bänden rings an den Wänden flimmerte und blinzelte, der dichte Staub, der auf dem blanken Schreibtisch lagerte, schimmerte bläulichweiß.

Am Tisch stand der alte braune Lehnstuhl mit den Löwenköpfen, in dem mein Vater in seiner letzten Zeit die Tage und den größeren Teil seiner Nächte verbrachte. In der Ecke neben dem Kachelofen stand ein zweiter leichterer, in dem wohl meine Mutter zu sitzen pflegte, wenn sie zu ihm ins Zimmer kam. Heute aber sind beide Stühle leer, und die einzige Spur von dem, der einst am Schreibtisch gesessen, ist die Vertiefung auf dem Rückenpolster, die sein Kopf in langen Jahren dort gegraben hatte.

An der Wand dem Schreibtisch gegenüber hängt der Mutter Bild. Doch sehe ich nicht hinauf zu dem Bild. Früher habe ich oft zu ihm aufgeschaut, stundenlang, ob ich nicht etwas von dem in ihm fände, das mir wie eine ferne Erinnerung, wie ein verschwommenes flüchtiges Bild im Herzen lebte. Große blaue Augen und rotblondes dichtes Haar. Nein, was da drüben hängt, ist nicht der Mutter Bild.

Aber dann habe ich doch hinaufgeschaut. Nein, es war nicht der Mutter Bild. Und wie könnte auch einer die untergehende Sonne malen, da ihr Haar ist wie die Sonne, wenn sie untergeht. So wie die Sonne nicht rot

ist und nicht golden, sondern das Licht selber ist, und keines neben ihr ist, das nicht von ihr wäre, so wie der Mond nur von ihrem Licht leuchtet und die Erde ihren Tag hat von ihrem Licht.

Vor dem zweiten Fenster steht ein langer, schmaler Tisch. Auf ihm lagern vielerlei Papiere und Bündel. Es sind die Schriften, die mein Vater hinterlassen hat. Meine Tante sprach von Schriften philosophischen Inhalts. Ebenso ist der Sekretär, der hinter dem Schreibtisch steht, mit Briefen und Schriften gefüllt. Der Schlüssel wurde mir, als ich mündig wurde, vom Notar unserer Familie zugestellt. Aber damals war ich auf Reisen, und mein Sinn war nicht darauf gerichtet, das einmal Vergangene wieder zu wecken.

Mein Vater war in jungen Jahren ein begeisterter Anhänger und Verfechter der Hegelschen Schule gewesen. Aber nach dem Tod meiner Mutter soll er sich ganz theologischen Studien ergeben haben. „Der Arme," pflegte meine Tante zu sagen, wenn sie auf diese Dinge zu sprechen kam.

Auch heute gebrach es mir an Mut, die alten Dinge herauszunehmen. Ich hatte mich in dem kleineren Lehnstuhl beim Ofen niedergelassen und starrte zum Fenster hinaus. Ich fing wieder an zu träumen. Warum war ich denn nach so langer Zeit zurückgekehrt? War es doch ein gar mächtig Gefühl gewesen, das mich getrieben hatte. Ich gedachte der rätselhaften Unrast der letzten Wochen: doch welcher war der Sinn, der Zweck dieser Rückkehr? Ich malte mir in Gedanken die Geschichte vom verlorenen Sohn: doch wo waren die Arme des Vaters, die sich entgegenbreiteten?

Ich ließ meine Blicke noch einmal forschend durchs

Zimmer gleiten. Sie blieben an den mächtigen Kandelabern hängen, die auf dem Schreibtisch standen. Sie hatten wohl früher in einer Kirche gebrannt, und nun erinnerte ich mich, daß mein Vater immer bei Kerzenlicht gearbeitet hatte. Ja, ich entsinne mich: Eines Abends hatte die Türe zu Vaters Zimmer halb offen gestanden, und ich hatte die Kerzen auf seinem Tische brennen sehen. Ich war damals gleich zu Rieke gelaufen und hatte ihr atemlos erzählt, daß der Weihnachtsmann bei Vater zu Besuch sei, obwohl es noch lange bis Weihnachten war.

Aber die beiden Leuchter standen unbewegt, nichts rührte sich im Zimmer. Ich stand auf und stieß das Pendel der alten Wanduhr an, doch sie war wohl so verstaubt, daß sie gleich wieder still stand. Wozu war ich denn also gekommen?

Ich sah auf die Uhr. Es war sechs Uhr. Die Gipfel der Tannen waren wieder ganz schwarz. Um die nackten Stämme schwebte ein leichtes Blau. Ein paar Vögel huschten über den Rasen. Im Frühjahr pflegten hier die Amseln zu schlagen, und früher, wenn die Amseln anhuben, wurde ich zu Bett gebracht.

Ich sank wieder in den Sessel beim Ofen. Ich war müde. Ich hatte die Nacht zuvor kaum geschlafen. Jetzt machte ich die Augen zu. Nun hörte ich das Zirpen der Grillen draußen und das leise Zwitschern der Vögel.

Als ich nach geraumer Weile wieder aufsah, war draußen schon Dämmerung. Im Zimmer war es fast dunkel. Ich überlegte, daß es nun Zeit sei, ins Hotel zurückzukehren und zu Abend zu essen. Langsam stand ich auf.

Ich sah in den Speisesaal im ‚Ecu'. Ein langer Tisch mit glänzend weißer Leinwand und funkelndem Besteck. Schwere silberne Platten wurden gereicht, sauber in

Schwarz gekleidete Kellnerinnen huschten emsig hin und wider.

Oben am Tisch saß der alte Herr mit der jungen Frau, neben ihm der Major von der 3. Brigade, dann der Sekretär des bischöflichen Archivs, beiden gegenüber die drei Komtessen, und dann kam ein leerer Stuhl, der meinige. Das alte Ehepaar mit der hübschen Tochter, das vor drei Tagen angekommen war, saß gleichfalls dort. Die Hand des alten Herrn zitterte jedesmal gefährlich, wenn er sein Glas hob. Dann noch ein paar Gesichter, die ich nicht kannte, vermutlich Neuangekommene und Passanten.

Der Major, der der älteste Hotelgast war, begann die Konversation.

„Haben Hochwürden schon die letzten Nachrichten aus Frankreich gelesen?" fing er an den Abbé gewendet an. „Mir scheint, der Ministerpräsident geht mit außerordentlicher Schärfe vor. Ich hätte nie geglaubt, daß dies in unseren Tagen so ohne weiteres möglich wäre. Ich verstehe Seine Heiligkeit nicht. Gewiß, die Jesuiten zur Zeit Bismarcks, eine völlige Trennung hingegen ..."

Der Major machte ein entrüstetes Gesicht, aber man sah, daß er dem Ministerium im Grund Recht gab.

Der Abbé trank rasch einen Schluck Wasser. Dann murmelte er etwas, das ich nicht verstand.

„Haben gnädige Frau schon das Armeemuseum besichtigt?" wendete sich der Major, wie mir schien, ziemlich hastig an seine junge Nachbarin. Diese sah ihn einen Augenblick überrascht an und war schon dabei, zu antworten, als ihr älterer Gemahl das Wort ergriff und sagte: „Wir haben beide das Armeemuseum besichtigt, und mit sehr regem Interesse ..." Er schien besonderen Nachdruck auf das Wort beide zu legen.

„Ein recht heißer Tag heute," sagte jemand weiter unten am Tisch, augenscheinlich ein Neuling, zu seinem Gegenüber, der wie ein Schauspieler aussah und sich von Zeit zu Zeit die Stirne wischte. „Ich hoffte den ganzen Nachmittag auf ein Gewitter ..."

Der Schauspieler grunzte ärgerlich, vermutlich fand er es taktlos, daß der andere ihn an seine Leiblichkeit erinnerte.

„Egon will uns morgen zum Rennen abholen," sagte die ältere der Komtessen zu ihren Schwestern. Der Major sah auf.

„Ah, die Damen gehen morgen zum Rennen. Leider bin ich dienstlich verhindert, aber wie wäre es, wenn der Herr Abbé seine Bücher für einen Nachmittag beiseite legte? ..."

Der Major sagte dies absichtlich, vermutlich um die Scharte, die er vorher durch sein politisches Gespräch sich geholt hatte, wieder auszuwetzen. „Ein sehr interessantes Rennen, das Sie keinesfalls versäumen dürfen," fuhr er fort. „Ich sage dies speziell auch zu den Damen, eine wirklich seltene Gelegenheit ..."

Das Gespräch wurde allgemein. Nur das alte Ehepaar mit der jungen Tochter schwieg hartnäckig, und die Hand des Greisen zitterte jedesmal bedenklich, wenn er sein Glas zum Munde führte. Der Flasche nach war es ein vorzüglicher Burgunder ...

Ich verstand nicht mehr genau, was die einzelnen Gäste sprachen. Das Klappern der Teller und das Klirren der Bestecke, es wurde nämlich gerade der zweite Gang gereicht, erstickte alles andere.

Der Besitzer des Hotels wanderte gemessenen Schrittes durch den Saal. Zuweilen machte er eine höfliche Ver-

beugung, und wenn ein neuer Gast in den Saal trat, wies er ihm seinen Platz am Tische an .. Die Amoretten in den Fensternischen grinsten ihr goldenes Lachen ...

Jetzt verstand ich wieder deutlicher ...

„Wo ist denn Ihr junger Nachbar heute abend?" frug der Major den Abbé. Und plötzlich fühlte ich, daß sich aller Augen auf den leeren Stuhl neben dem bischöflichen Sekretär richteten.

„Ja, wo ist er denn?" machte die zweite Komtesse.

Aber der Abbé wußte keinen Bescheid.

Ich war erschrocken aufgefahren. Doch der Schauspieler weiter unten rettete die Situation. Er mochte sich mit seinem Gegenüber ausgesöhnt haben, denn er sprach nun laut von den bedauerlichen Mißständen am Stadttheater. Eine Weile hörte die ganze Tafel aufmerksam zu. Sogar der Hotelier trat näher an den Tisch.

Schließlich zuckte der Major verächtlich die Achseln. Er wandte sich wieder galant an seine Nachbarin, die junge Frau, die leicht errötete: „Aber gnädige Frau dürfen morgen beim Rennen gewiß nicht fehlen ..."

Ihr Gemahl sah ärgerlich auf: „Ich verstehe nicht, daß man in diesen schwierigen Zeitläuften noch Rennen abhält. Die geschäftliche Lage ..."

Der Abbé mischte sich versöhnlich ins Gespräch: „In der Tat eine sehr ernste Zeit. Doch sollte man nicht gar zu streng mit derartigen Veranstaltungen ins Gericht gehen. Wenn ich nicht so viel Material zu bearbeiten hätte, würde ich, wie gesagt, gerne an dem Rennen teilnehmen. Natürlich nur als Zuschauer ..."

Im gleichen Augenblick wurde das Obst gereicht. Das alte Ehepaar mit der Tochter erhob sich und verließ nach einer leichten Verbeugung den Tisch. Auch ich fand, daß

es nun Zeit sei zu gehen, aber eine merkwürdige Kraft hinderte mich daran, aufzustehen ...

Ein einsamer Herr auf der anderen, der Längsseite des Tisches, der bislang kein Wort gesprochen hatte, begann mit einemmal zu reden.

Ich verstand nicht, was er sagte, ich sah nur, wie sich seine Lippen regten, und hörte ein leises Gemurmel, das die Bewegungen seiner Lippen begleitete. Auch wußte ich nicht, zu wem er sprach, wenigstens schien ihn keiner der Anwesenden zu beachten. Dabei redete er doch die ganze Zeit, ich hörte den Fluß seiner Worte, immer lauter, lauter, deutlicher. Und dann verstand ich mit einemmal, daß er ja zu mir selber redete ...

Erschrocken sprang ich auf. Ja, jemand sprach! ...

Ja, jemand sprach! Jemand saß dort am Schreibtisch und hielt den Kopf in beide Hände gestützt. Und vor ihm brannten die zwei Leuchter mit den vielen Kerzen.

Ein Mann saß dort, und vor ihm offen lag ein großes, dickes Buch. Ja, der Mann hatte aus diesem Buch gelesen. Worte, die ich nicht verstanden hatte und die mir doch so verwandt klangen, die ich sicher schon einmal gehört hatte. Vielleicht als Knabe. Denn ich kannte jenen Mann.

Ich erkannte ihn, indem er das Buch schloß und das Licht der Kerzen voll auf sein Gesicht fiel. War es doch mein eigener Vater, der dort saß.

Er sah mich lange schweigend an, dann begann er: „Warum bist du gekommen?"

Ich aber fragte wieder: „Warum hast du mich gerufen?"

Er schüttelte den Kopf, und ich fuhr fort: „Ich weiß es nicht."

Ein kalter Wind strich durchs Zimmer. Es klang wie ein Seufzer. Die Kerzen flackerten unruhig. Da stand er auf und sagte: „Sie könnten verlöschen ..." Er nahm beide Leuchter und stellte sie auf den Rand des Ofens neben mir, und wie er so durchs Zimmer schritt, sah ich, daß er keinen Schatten hatte.

Nun stand er mit verschränkten Armen am offenen Fenster. Er war sehr bleich, und mir war, als trage er eine kleine weiße Narbe vor der Stirne. Ein unheimliches Gefühl mächtigen Zornes stieg in mir auf ...

„Wenn er nur fiele ..." hörte ich mich sagen.

Er aber begann wieder: „Warum bist du gekommen?"

Ja, warum? Wieder ging ein schwerer Seufzer durchs Zimmer. Es kam wie aus der Nacht des Gartens. Die Kerzen tropften sacht ...

Nein, der Mann, der dort beim Fenster stand, war nicht mein Vater ...

Mit einemmal änderte sich das Bild. Wir gingen durch die dunkeln Straßen der Stadt. Die Laternen waren verloschen, nur hier und dort ein erleuchtetes Fenster. Der Himmel über uns war voller Sterne. Kein Mensch begegnete uns, wohl aber huschten zuweilen schwarze, schlanke Schatten über unseren Weg und längs der Häuser. Manchmal fühlte ich, daß der Mann sich nach mir umwendete, aber ich sah ihn nicht an, ich sah zu den Sternen hinauf.

So gingen wir lange. Die Straßen wurden allmählich breiter und eintöniger. Die schweren Häusermassen lösten sich auf und zerfielen in einzelne Blocks. Der schwüle Atem der Vorstadt wich einem frischeren Hauch. Bäume standen am Wegrand. Nur hie und da noch ein einzelnes Haus, ein hagerer Schornstein, eine Baracke.

Nachtvögel flatterten auf. Aber der Himmel war voller Sterne, der Skorpion kroch langsam und rot am Horizont.

Wir kamen an den Fluß. Ich kannte die Stelle. Dort, wo der Schildbach sich in die Ill ergießt. Auf der anderen Seite lagert düster und undurchdringbar der Fähringer Wald ...

Der Mann vor mir hielt inne. Er sah forschend den Fluß entlang. Er suchte wohl die Brücke.

„Wir müssen weitergehen, flußaufwärts," sagte ich ihm, „bis zur Brücke von Hallborn ..."

Aber er zögerte noch. Vielleicht suchte er die alte Bootsbrücke, die der Fluß beim letzten Hochwasser fortgerissen hat ...

Wir gingen weiter. Im Osten wurde der Himmel lichter. Das Wasser, das erst schwarz und bleiern gewesen war, wurde stahlgrau. Ein leichter Wind hatte sich erhoben. Aus der dunklen Masse des Waldes löſten sich die schlanken Stämme der Tannen. Ich hatte den flüchtigen Eindruck eines lichten Etwas, das sich gleich uns flußaufwärts bewege. Vielleicht ein Tier.

Meine Füße schmerzten. Der Weg war rauh und steinig. Die steile Böschung des Flusses zur rechten Hand — wir gingen jetzt ganz am Abhang — verbarg den sonst so festlichen Ausblick auf die Stadt, die nun weit hinter uns lag. Zur Linken träumte der Fluß ...

„Wenn er nur fiele ..." wieder kam mir der Wunsch. „Wenn er nur fiele ... Ein leichter Stoß würde genügen ..."

Da blieb er stehen und sah mich an ...

„Wohin gehen wir?" begann ich. Hastig waren diese Worte gesprochen und erschreckt fast. Doch er unterbrach:

„Wohin sollten wir denn gehen, wenn nicht zur Brücke von Hallborn, die du selber soeben nanntest? Es ist ja nicht mein Wunsch, sondern der deine, der uns lenkt."

Im Osten hatte sich der Himmel mit einem rötlichen Schimmer überzogen, das Wasser begann zu flimmern. Er stand ganz schwarz und nächtig in diesem Licht ...

Im Walde drüben rauscht der Morgenwind. Nun werden die Vögel erwachen. Ich höre sie schon ... Wieder mißt mein Auge den Abhang zum Fluß. Die Wellen leuchten fahl. Bald wird die Sonne kommen ...

„Was soll mir die Brücke von Hallborn!" rufe ich aus. Wir stehen jetzt nebeneinander, der düstere Mann und ich. „Was soll mir jene Brücke! Was soll mir jener Wald und dieser Fluß, da ich wohl weiß, daß dies der Fähringer Wald ist und dieser Fluß der Illfluß heißt!"

Da lachte der andere höhnisch auf.

„Ja, gehen wir zurück!"

Ich aber setze mich zornig auf den feuchten Rasen der Böschung. Nun sind die Vögel erwacht ... Bald wird die Sonne kommen ... Da fahre ich auf ...

Drüben am anderen Ufer steht sie, im lichten braunen Kleid. Der Hut ist ihr auf den Rücken geglitten. Ich sehe den Reif der Morgensonne um ihr goldenes Haar ...

„Wo ist die Brücke von Hallborn?" schreie ich auf. „Was soll mir die Brücke von Hallborn?" Ich stehe schon unten beim Wasser. Um meinen Fuß schlagen die ersten Wellen. Da hält seine Hand die meinige mit eisernem Griff umfaßt. „Halt!" schreit er mich an. Seine Augen funkeln grausam, ich sehe deutlich das Mal auf seiner Stirne ...

„Laß mich aus, Mann ohne Schatten. Zweimal hast du mich schon gehalten!" Zornig hebe ich die Hand zum Schlag ...

Die Wellen rauschen um meine Knie. Ein Schauer zittert durch meine Glieder. Das Wasser ist golden und rot ... Dort drüben geht die Sonne auf ...

Ich sitze fröstelnd im alten Lehnstuhl beim Ofen. Es ist ganz hell im Zimmer. Meine Uhr zeigt acht Uhr. Das Fenster ist weit geöffnet, und die Vorhänge zittern im Morgenwind. Über die Mauer herüber dringt der Lärm der Straße.

Alles ist unverändert im Zimmer. Nur die zwei Leuchter stehen jetzt auf der Galerie des Ofens. Die Kerzen sind niedergebrannt. Auf dem verstaubten Mahagoni des Schreibtischs sieht man noch die Stelle, wo sie am Abend standen.

Während ich ans Fenster trete, fällt mein Blick auf der Mutter Bild. Es dünkt mich freundlicher, weniger verschlossen heute.

Ich gehe in ihr Zimmer, wo der Flügel steht. Die Sonne scheint hell und freundlich herein. Was mich gestern ein Abschied gemutete, ist mir heute wie freudig festliche Ankunft, Rückkehr nach langer Zeit.

Draußen auf der Terrasse und weiterhin im Garten lockt der Sommermorgen. Die langen Schatten der Bäume fallen über das schon fast herbstliche Blumengewirr des mittleren Gartens. Astern, Dahlien und halbverblaßte Rosen verweben sich in schimmernden Ranken mit dem tiefen Rot der fruchtbaren Erde zu einem mächtig prunkenden und festlichen Gewand. Der weiße Blütenteppich am Stamm der Akazien, die roten Früchte der Hecken, unter denen die Lerchen nisten, die verwitterten Amoretten am bemoosten Brunnenrand gemahnen fast allzusehr der traumhaften Schönheit halbzerfallener, einsamer Schlösser und Paläste.

Die Bäume im Obstgarten hängen schwer von Früchten. Auf den Gräsern und Blumen funkelt der Tau. Durch das dunkle Laub der Büsche schimmert silbern der Fluß ... Der ferne Kranz besonnter Höhen, die kobaltfarbene Wälder krönen, erglänzt als von innerem Licht ..

In dem niederen Becken des Brunnens feiern kleine Vögel kreischend ihr Morgenbad. Ein paar Schwalben kreisen am Himmel. Eine Taube girrt auf dem Dach des Giebels.

Verstecktes Lachen dringt an mein Ohr. Vorne in der Laube sitzen zwei Menschen, ein junger Mann und ein Mädchen. Er hat seinen Arm um sie gelegt, und sie schaut zu ihm auf. Ein wundersames Jauchzen zittert in der Höhe. Ihr Haar ist golden vom Sonnenschein. Sie flüstern und lachen.

Ist es dies Flüstern und Lachen, das den Morgen verklärt, oder ist es allein der Morgen, der ihr Lachen so selig macht? Ist etwa jener Kuß der Inhalt allen Lebens, oder ist es wiederum das Leben, das jenen erst beseelt? Ist es allein Natur, aus der die Liebe geboren, oder ist es Liebe allein, die die Natur gemacht?

Da ich die beiden nicht stören will, trete ich von der Terrasse zurück ins Zimmer. Unter der Tür wende ich ein letztes Mal den Kopf. Überall, wohin der Blick sich richtet, scheint die Erde zu beben. Ein wundersames Rauschen zieht durch die Blätter, Stimmen steigen auf, und ich weiß nicht wie, plötzlich kommen mir Worte in den Sinn, Worte, die ich vor langem in einem alten Buch gelesen und die in der Übertragung aus dem Englischen ungefähr folgendes besagen: — Oder ist denn die Liebe eine Feuersäule, ein Sturzbach, ein Orkan von Gesang? Oder ist sie größer, stärker als beide, das Rühren eines Mannes an eine Frau? —

II

Am Münster der alten Stadt Basel, die wie jedes Kind weiß, am Rhein gelegen ist, ist rechts vom Hauptportal der heilige Martin abgebildet, der seinen Mantel zerschneidet, und links der heilige Georg, der einem kleinen Drachen, der halb verlegen, halb zornig mit dem Schweife schlägt, den Speer in den Rachen stößt.

Aber der heilige Martin ist gar nicht so mildtätig wie in der Legende, er hat nämlich ein Herz aus weißem Sandstein, und ebenso sind sein Schwert und sein Mantel aus Sandstein, und dem heiligen Georg, der in Wahrheit gewiß ein mannhafter Ritter war, macht es der kleine, steinerne Drache gar zu leicht.

Und doch, die beiden Heiligen sind mir Freunde geworden, der steinerne Mildtätige und der steinerne Drachentöter, und ich gehe jeden Abend am Münster vorbei, um ihnen gute Nacht zu wünschen.

Ich wohne nämlich in einem winzigen Häuschen nahebei, und mein Fenster schaut auf den Rhein hinaus, der es hier gar so eilig hat, sein Patenland zu verlassen, und alles mit sich trägt, was man ihm anvertraut an Schmutz und Unrat und auch an anderem, Schönerem. Gelegentlich aber reißt er auch eigenmächtig Dinge mit sich, die ihm die klugen Menschen gar nicht zugedacht haben, zum Beispiel bei Hochwasser ganze Blütenzweige und junge Birkenstämme und Stücke frischen Rasens, und neulich sogar die Puppe meiner kleinen Nachbarin, die sich allzuweit über die Brüstung vorgewagt hatte.

Nun ist Basel eine altertümliche Stadt, und weil man dort viel auf Althergebrachtes hält, kann man, außer auf den drei stattlichen Brücken, auch mit der Fähre über den

Fluß gelangen, die an einem dicken Drahtseil durch die Strömung gleitet, und es wird sogar von einem recht vornehmen und gelehrten Fremden berichtet, der alljährlich mindestens einmal nach Basel kam, um mit der Fähre überzusetzen. Wenn der Sommer naht, fahren die jungen Burschen auf langen Kähnen den Rhein hinunter, und im Winter pflegen das die Möwen zu tun, die alljährlich dorthin kommen, denn Basel ist eine gastliche Stadt, und nicht allein für die Möwen.

Ich aber bin nicht etwa der Fähren oder der Möwen halber nach Basel gekommen, sondern um des Meisters willen, der dort wohnt.

Er wohnt am Marktplatz, dem Stadthaus gegenüber, im obersten Stock. Es ist ein wundersames altes Haus mit verschlungenen dunkeln Treppen, in dem er wohnt, und niemand weiß, daß er der Meister ist, selbst der Postbote nicht, der ihm doch zuweilen Briefe bringt; auch gehen die Leute auf der Straße achtlos vorüber, und fällt zufällig einmal ein Blick auf die kleine weiße Tafel, die unter etwa zwanzig anderen Namen den seinen trägt, so sagt sich der Besitzer dieser Augen höchstens: „Welch sonderbarer, wenig landläufiger Name!"

Selbst die Herren von der Zeitung im bunten Haus auf der anderen Seite des Marktes kennen den Meister nicht, und sind doch gewiß recht fein und vielseitig gebildete Herren, und der Buchhändler an der Ecke, bei dem ich neulich das schmale einzige Buch des Meisters verlangte, zuckte verwundert und verneinend die Achseln.

Und doch ist er der Meister! Träte zufällig einer in das kleine Zimmer oben im dritten Stock, das auf den Platz hinunterschaut — es ist das Fenster mit den vielen Blumen —, träte zufällig einer unvorbereitet und ganz von

ungefähr in dies kleine niedere Zimmer, hätte er gewiß im Nu die Revelation von der Person des Meisters.

Bücher sieht man auch in anderen Zimmern, Blumen stehen auch vor anderer Leute Fenstern, desgleichen haben die Stühle und der Tisch, an dem er sitzt, nichts Außergewöhnliches, sie stehen auch nicht anders da als in anderen Zimmern, sondern ein Anderes, ganz Verschiedenes wäre der Anlaß zu solcher Offenbarung.

Vielleicht das Bild des jungen Meisters, das neben der Türe hängt? Vielleicht! Vielleicht streifte den Künstler, als er hier mit dem Griffel arbeitete, ein Hauch, irgend ein Blitz des meisterlichen Geistes. So wie er alle diese Bücher, diese Stühle, diesen Tisch gestreift hat, dazu daß sie eine Hülle seien seinem Geiste und ein Gefäß seiner Seele und wie ein Haus, eine Hütte, ein Abbild seiner selbst, erzeugt, geschaffen, geknetet und gesalbt von seiner Hand.

Darum wäre es auch ein allzu kühnes Unterfangen, wollte ich den Meister hier beschreiben. Erzählte ich etwa von der Brille, die er trägt, so wäre doch die Brille kein Kennzeichen, da es ja viele Brillen gibt, und wenn ich sage, daß er blond ist, von einem fahlen matten Blond, so gibt es ja recht viele andere Männer, die blond sind und dazu noch in seinen Jahren stehen, und vielleicht ist er gar einer von jenen Männern, die kein Alter haben, einer von denen, die das Rätsel ewiger Jugend gelöst haben, wie jener Magier aus Sizilien vom Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts.

Auch habe ich selber den Meister ja nur zweimal gesehen, wie ich weiterhin berichten werde, und das zweitemal bin ich überdies nicht einmal sicher, ob er es in der Tat gewesen, denn das war in der Johannisnacht, in der merkwürdige Dinge sich ereignen.

Wenn ich nun aber sagen soll, warum ich nach Basel gekommen und zu dem Meister gegangen bin, so ist dies ein nicht minder dreistes Unterfangen, doch will ich versuchen, es zu schildern, und der freundliche Leser möge sich dann ein Urteil bilden und mir sagen, ob es wohl dieserhalb so gewesen ist.

Nachdem ich nämlich, wie ich im letzten Buch berichtet habe, erkannt hatte, daß meine Seele gar nicht in mir selber wohne, sondern jenseits des Flusses klagend wandere, beschloß ich darüber nachzudenken, wie solches doch wohl möglich gewesen, und desgleichen einen Weg zu ersinnen, um wieder zu ihr zu gelangen.

Wohl habe ich anfangs versucht, auf einer der Brücken hinüber zu gelangen, und ebenso mit der Fähre, einem Kahn und sogar schwimmend (obzwar ich ein wenig geübter Schwimmer bin), aber jedesmal, wenn ich am anderen Ufer anlangte, sah ich, daß meine Seele weinend auf der entgegengesetzten Seite des Wassers stand.

Es ist wohl auch anderen Menschen ähnlich ergangen, so daß sie, wenn sie, sagen wir, in London waren, nach Paris sich sehnten und ihnen Paris als das Elysium erschien und sie mit allen Mitteln darnach trachteten, nach Paris zu gelangen; doch kaum waren sie in Paris, so hatten sie schon Heimweh nach London, das ihnen eben noch die Hölle gewesen war. Bei mir ist das einfacher. Ich brauche nur nach Klein-Basel zu gehen, um mich schon nach Groß-Basel zu sehnen, und kaum, daß ich in Groß-Basel bin, finde ich, daß ich eigentlich weit besser nach Klein-Basel passe.

Derartige Menschen heißt man im allgemeinen unzufriedene, zuweilen auch bedauernswerte, meistens aber wenig angenehme Menschen, denen man besser ganz aus

dem Wege ginge; ich aber sage, daß solche Menschen eben ihre Seele in Klein-Basel haben, während sie selber in Groß-Basel sind, und umgekehrt.

So ging also mein ganzes Streben und Denken darauf aus, wieder zu meiner Seele zu gelangen, die solchermaßen weinte und jammerte, weil es mir doch nie gelang, sie zu erfassen, und aus eben dem Grunde habe ich denn auch das kleine Zimmer am Rhein gemietet, damit ich ihr nahe sei und manchmal des Nachts durch das Rauschen des Flusses ihre Stimme und ihr Schluchzen vernehmen könnte und wir beide im Weinen Trost fänden für unsere Einsamkeit.

Eines Tages aber begab es sich, daß, während ich durch die Straßen der Stadt irrte, mein Blick auf einen kleinen Laden fiel, den ich bislang noch nie beachtet hatte. Neugierig trat ich ans Schaufenster, und da lag denn dort zwischen viel verstaubtem Allerlei des Meisters schmales Buch. Nun war mir zwar der Name des Meisters seit langem wohl bekannt, sein Werk aber kannte ich nicht, und ich beschloß daher, mich darein zu vertiefen. Ein alter weißbärtiger Mann stand hinter dem Tisch des Ladens, und als ich zögernd meinen Wunsch vorbrachte, lächelte er gar seltsam gütig und verheißungsvoll. Auch war der Preis, den er mir nannte, ein überraschend niedriger.

Acht Tage lang lag dieses Buch auf dem Tisch meines Zimmers, ohne daß ich es öffnete, denn meine Seele drüben weinte so laut, daß ich bei Tag nicht ruhig sitzen und des Nachts nicht schlafen konnte. Am achten Tag aber schlug ich es auf, und da habe ich denn so große Worte darin gelesen, daß ich wohl verstand: wenn einer

mir helfen könnte, meine Seele wiederzugewinnen, würde es nur der Meister sein. Und so schrieb ich an alle Bekannten und Freunde aus früherer Zeit, von denen ich wußte, daß sie in solchen Dingen bewandert waren, wo wohl der Meister zu finden wäre. Aber niemand konnte mir sagen, in welcher Stadt er wohnte, hatten doch die meisten nicht einmal seinen erlauchten Namen gehört.

Da ward ich denn sehr traurig und sprach des Nachts zu meiner Seele: Warum weisest du mir nicht den Weg, zum Meister zu gelangen, der doch der Mittler ist zu unserer Versöhnung? —

Als ich nun tags darauf trauriger und unsicherer denn je durch die Straßen wanderte, sah ich, daß eine Anzahl Menschen auf dem Marktplatz versammelt stund und neugierig an einem Haus emporschaute. Oben auf dem Fensterbrett im dritten Stock, es ist das zweite Fenster von links, das mit den Geranien, saßen drei kleine bunte Vögel, wie man sie hierzulande selten sieht, und die sangen ein lautes Lied. Niemand der hier Versammelten hatte je vordem solch zierliche Vögel gesehen und solch feines Zwitschern gehört, und darum schienen auch alle die Zuhörer merkwürdig gespannt und ergriffen.

Neben mir stand ein kleiner alter Herr mit weißem Bart, dem ich gewiß schon einmal begegnet war, denn seine Gesichtszüge sowohl wie sein altmodischer schwarzer Hut waren mir wohl bekannt. Er trug einen gleichfalls schwarzen, abgetragenen Rock, und seine Halsbinde war schon recht zerschlissen. Doch gleichsam als Ersatz für diese Mängel hielt er einen schwarzen Rohrstock mit schwerem silbernem Griff in der Hand, eine mächtige goldene Uhrkette baumelte an seiner Brust, und ich glaube

gar, ich sah die Rosette der Ehrenlegion in seinem Knopfloch. Auch dieser Herr schien tief gerührt über den wundersamen Gesang der Vögel und schaute traurig lächelnd hinauf.

Als nun die Tierchen einen Augenblick innehielten, wandte er sich mit der Frage an mich, wer denn wohl in dem Hause wohne, dem diese drei Sänger gehören könnten. Ich zuckte verneinend die Schultern, weil der Herr aber so freundlich dreinschaute, erbot ich mich, an der Tür des Hauses nachzulesen, wer dort oben wohne.

Dort oben aber wohnte der Meister, und die wundersamen Vögel waren des wundersamen Meisters Freunde und Eigentum.

Am nämlichen Nachmittag ging ich in des Meisters Haus. Ein kleines Mädchen öffnete die Glastüre oben im dritten Stock. „Ich weiß nicht, ob er zu Hause ist," sagte sie. „Warten Sie bitte einen Augenblick." Sie sagte dies, als sei ich ein alter Bekannter. Das nahm mir ein weniges von meiner Scheu.

Nach einer Weile kam sie zurück und sagte: „Der Herr erwartet Sie." Dabei hieß sie mich in den Vorraum treten: „Gehen Sie nur dort hinein!"

Als ich eintrat, stand er mit dem Rücken gegen das Fenster. Ich konnte deshalb sein Gesicht nicht deutlich erkennen und muß wohl eine recht linkische Verbeugung gemacht haben, denn er trat lächelnd auf mich zu und hieß mich Platz nehmen.

Und dann setzte er sich selber auf den Sessel neben der Tür zum Seitengemach unter das Bild des jungen Meisters.

„Was kann ich für Sie tun?" fing er an.

Meine Blicke wanderten verlegen von seinem Gesicht zu dem Bild hinter ihm.

„Ich habe Ihr Buch gelesen," begann ich, „das heißt, Stücke aus Ihrem Buch, oder um es gleich zu sagen, nur ein ganz kleines Stück. Und nun komme ich!"

Mein Augen wanderten längs der vielen Bücherrücken zum Fenster. Die drei bunten Vögel vom Morgen saßen in einem kleinen Käfig auf dem Fensterbrett. Dahinter glühte die rote Wand des Stadthauses.

Als ich wieder zu ihm aufsah, bin ich tief erschrocken. Er saß wie versteinert. Ein hartes Lächeln hing um seine dünnen Lippen. Seine Augen waren blau und kalt wie Eisen. Die eine Hälfte seines Gesichts, die zum Fenster gewendet war, glühte von dem Widerschein der roten Mauer draußen.

„Er ist wie aus Bronze," sagte ich zu mir selber.

„Darf ich fragen, welche Stelle Sie gelesen haben?" fragte er mit einemmal verbindlich lächelnd.

Ich nannte verlegen die zwei, drei Sätze.

„Was gibt es da zu fragen? Es ist doch ganz klar, was ich sagen wollte. Es ist der Weg zum Geiste."

„Also das Opfer ist der Weg zum Geiste?"

„Ja!" sagte der Meister und sah starr geradeaus ...

Ich weiß nicht mehr genau, wie ich auf die Straße hinunterkam. Ich erinnere mich nur noch an ein kaltes verbindliches Lächeln, einen hastigen frostigen Händedruck.

Erst geraume Zeit später kam ich wieder zu mir selber. Ich saß in einem altmodischen Wiener Café im Zentrum der Stadt. Es waren um diese Zeit nur wenig Gäste dort, und die lasen zumeist die zahlreich aufgelegten Tageszeitungen. Der Kaffee wird dort in großen dampfenden

Tassen gereicht. Aber der, den mir der alte Kellner brachte, erkaltete langsam, ohne daß ich seiner achtete.

Ein leichtes Husten brachte mich endlich wieder zur Besinnung. Am Nebentisch saß ein alter Herr, richtig, der Herr vom Morgen vor dem Fenster des Meisters. Auch er schien mich wieder zu erkennen, denn er neigte freundlich grüßend den Kopf.

„Seltsame Vögel und ein seltsamer Meister!" sagte er lächelnd.

Er kannte ihn also, den Meister, dieser sonderbare Alte. Einen Moment lang glaubte ich, in ihm den Mann zu erkennen, der mir neulich des Meisters schmales Buch verkauft hatte. Überrascht fragte ich ihn darum.

„Sie kennen den Meister?"

Er antwortete mit einem feinen Lächeln: „Ich kenne den Meister nicht, aber sagten Sie nicht selber heute früh, daß er der Meister sei?"

Ich habe wohl verlegen dreingeschaut, denn nach einer Weile beugte er sich zu mir herüber und sagte: „Jeder schafft sich seinen Meister. Und jeder zerschlägt ihn auch wieder. Das ist ein altes Gesetz. Ich habe einmal einen Menschen gekannt, einen Bildhauer, der jeden Abend zerschlug, was er den Tag über geschaffen hatte. Der Mann kam später ins Irrenhaus. Aber er hatte gar nicht so unrecht. Sein Werk hatte vermutlich eine viel zu große Bedeutung für ihn.

„Ich selber habe zwanzig Jahre meines Lebens an der Entzifferung eines alten Textes gearbeitet. Vor wenigen Wochen wurde ich fertig, aber der Verleger schickte sie mir mit der Bemerkung zurück, daß der gleiche Text vor zwei Monaten von einem jüngeren Gelehrten übersetzt worden sei. Seiner Antwort fügte er einige Probeseiten

dieser Übertragung bei, und das Verzweifelndste daran war, daß seine Arbeit viel tüchtiger ist als die meinige. Ich habe also ganze zwanzig Jahre verloren und habe alles andere vergessen aus Liebe zu diesem Werk. Was hätte ich in diesen Jahren alles beginnen können, nicht eines, sondern vielerlei. Ich brauchte drei Wochen, um diesen Schlag zu verwinden, aber ich glaube, jetzt ist das Schlimmste überstanden. Ich habe mir die Sache gedanklich irgendwie zurechtgelegt. Ich habe mich nämlich erinnert, daß ich während dieser Arbeit doch manchmal glücklich war, und das genügt.

„Wir haben falsche Begriffe von den Dingen dieser Welt. Das ist alles. Unser Schema stimmt nicht. Es ist ja nicht die Frage des Ziels, sondern allein die des Handelns.

„Sie sehen, junger Freund, jener Bildhauer hatte gar nicht so unrecht. Im Prinzip zum mindesten. Was kümmert es die Roßkastanie, daß man sie Roßkastanie schilt? Einfach, weil uns ihre Früchte nicht munden. Sie blüht darum nicht mehr und nicht minder, und will nicht anders als rot oder weiß blühen und braune Früchte tragen, die sie letzten Endes doch verlieren muß.

„Trotzdem habe ich es nicht vermocht, meine zwanzigjährige Arbeit zu vernichten." Er sprach nun leiser. „Ebenso, wie ich es nicht übers Herz bringe," er nestelte mit der Linken nervös an seinem Knopfloch, „diese Auszeichnung abzulegen. Es fällt uns allzuschwer, das Etwas durch ein Nichts zu ersetzen oder auch nur es gegen ein anderes zu vertauschen. Sie sehen, ich bin alt geworden. Vielleicht kommt mir morgen der Tod. Früher fürchtete ich ihn, weil ich noch ein Ziel vor mir hatte. Aber nun habe ich die Zukunft abgeschafft. Die Vergangenheit hin=

gegen halte ich fest in meiner Hand und lebe mit ihr die Gegenwart.

„Aber ich sage Ihnen," er sprach wieder lauter, „wenn ich jung wäre, ich säße nicht hier. Ich würde ..." seine Stimme wurde laut, fast drohend, „ich würde nicht gegenwärtig, ich würde allgegenwärtig sein. Wenn ich jung wäre, jung wie Sie, junger Freund, verstehen Sie diese Sprache ...?" er artikulierte einige seltsame Laute, „... wenn ich jung wäre, ich würde ... Verstehen Sie mich ...?"

Der alte Mann war aufgestanden und hatte seinen Hut ergriffen. Die paar Gäste horchten hinter ihren Zeitungen auf ...

„Das wollte ich Ihnen noch sagen, junger Freund ... Adieu!" und er verließ mit einem kurzen Nicken das Lokal.

Der Kellner trat an meinen Tisch: „Verzeihen Sie dem alten Herrn, er ist ..." und er machte eine vielsagende Gebärde. Er schickte sich an, mir eine lange Geschichte zu erzählen ...

„Lassen Sie den alten Mann in Frieden," rief da das Fräulein hinter dem Buffet. „Der Geist Gottes ist in den alten Mann gefahren ... Der Herr dort hinten will noch einen Kaffee ..."

Im Museum zu Basel, das nicht weit vom Münster gelegen ist, hängen viele Bilder. Bilder von Holbein, von Böcklin und von anderen Meistern, über die viel geschrieben wurde, aber von dem Bild, das ich meine, hat noch keiner geschrieben. Es ist auch nicht etwa ein Bild des Konrad Witz, der im letzten Jahrzehnt mit einemmal so berühmt geworden ist. Und doch hängt es seit

vielen Jahren am gleichen Ort. Es ist ein Bild, das gewiß viele gesehen haben, und ich bin überzeugt, daß es manch einem ein freudig Stündlein bereitet hat, es sei denn allein dem Meister selber, der es vor gar vielen Jahren fertigte. Aber zu wenig Menschen wird es gesprochen haben, wie es zu mir gesprochen hat. Denn es sprach zu mir, gleich als sei es meine Seele, die spräche.

Nun ist aber die Frau, die auf dem Bild gemalt ist, natürlich nicht meine Seele. Wie sollte auch ein Maler meine Seele kennen, die ich ja selber nie deutlich gesehen habe? Aber es ist etwas in den Augen dieser Frau, in diesen blauen Augen, etwas, das ich kenne, eine seltsame Konstellation von Blau und Grau, etwas von dem Blau des Flusses bei Sonnenschein und etwas von dem Grün des großen Meeres bei Nacht.

Ich besuche zuweilen dieses Bild, am liebsten des Morgens, wenn noch keine Besucher da sind und die Gänge und Säle leer stehen und das Parkett blank wie ein Spiegel blinkt. Dann sitze ich wohl geraume Zeit vor dem Bild und schaue es an. Warte, daß es sich belebe und zu mir spreche, gleich jenem Kunstwerk des Kyprerkönigs Pygmalion. Denn irgendwo haftet in unser aller Herzen der alte Kinderglaube von dem Wunder, daß Totes lebend werde. Sei's drum, vielleicht das eigene Werk ... Doch der Gedanke ist unsinnig, kindisch in der Tat. Es ist ja nicht meine Seele, die jener alte Maler vor bald dreihundert Jahren malte. Dies Bild ist allein eine ferne Reminiszenz. So wie das Bild meiner Mutter, das ich aus dem Elternhaus entführt habe und das nun über meinem Bett in der niederen Stube hängt, nur eine leichte Ähnlichkeit hat mit dem, das ich von ihr im Herzen trage.

Und doch ist mir manchmal, als müsse ich jenes Bild zerschmeißen, gleich wie jener Bildhauer, von dem der sonderbare Alte sprach ...

Nachmittags, wenn die Sonne scheint, wandere ich oft den Fluß hinauf bis nach Grenzach, und gegen Abend sitze ich zumeist oben auf der Brüstung der Pfalz vor dem Münster, von der aus man eines solch herrlichen Ausblicks auf die Berge des Schwarzwalds genießt. Auch pflege ich dann den jungen Burschen zuzuschauen, die nach Feierabend auf langen Kähnen und mit großem Lärm die Strömung hinuntersteuern. Und wenn sich zufällig einmal ein mutiges Mädchen als Passagier meldet, steuern sie nur noch kühner, und dann verdoppelt sich auch das Gelächter und das Geschrei.

Einer aber gefällt mir vor allen anderen, ein Großer, Blonder. Jeden Nachmittag, etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang, kommt er den Fluß herab. Er muß von fernher kommen und weiterwärts fahren, denn ich sehe ihn nie wie all die anderen sich nachher mühselig mit den großen Enterhaken dem Ufer entlang wieder hinaufarbeiten. Auch kommt er täglich, und nicht wie die anderen, die nur nach Feierabend oder an freien Nachmittagen dort zu sehen sind. Mir ist, als komme er vom Gebirge her, so wie der Fluß selber aus dem Gebirge kommt.

Ich warte jetzt jeden Nachmittag auf ihn, und das fällt mir nicht schwer, denn er kommt pünktlich, eine Stunde vor Sonnenuntergang, pünktlich wie der erste Stern.

Neulich, als ich mich am Rheinweg verspätet hatte, kam er so nahe dem Ufer vorbei, daß ich sein Gesicht erkennen konnte, ein helles, schönes, männliches Gesicht. Er

lachte zu mir herüber, der ich dort unter den Bäumen stand, und schüttelte die blonden Locken. Er war wie ein junger Gott, wie er da aufrecht im Boote stand mit dem großen Steuerruder in der Hand.

Aber meistens fährt er auf der anderen Seite, wo die Strömung reißender ist, und deshalb warte ich jetzt immer oben auf der Brücke selber, rechts vom Käppelijoch. Von dort kann ich ihn besser sehen, und er kennt mich wie gesagt wohl, denn jedesmal, wenn er unter dem Brückenbogen einfährt, schaut er zu mir herauf. Er winkt mir dann mit der Hand, und gestern jubelte er mir sogar zu.

Gestern abend war ich seit langem das erstemal wieder in dem Café, in dem ich neulich nach dem Besuch beim Meister war. Ich hatte schon lange keine Zeitung mehr gelesen und war wohl dieserhalb hingegangen, um der Zeitung willen.

Nein, nichts Sonderliches. Die Unruhen auf dem Balkan rühren mich wenig, ebensowenig die neuen Steuerprojekte vor dem Bundesrat. Das neue Mitglied der französischen Akademie: Henri de Regnier, José-Maria de Hérédias Schwiegersohn! Ich gedenke seiner traumhaft schönen Gedichte über die Gärten und Wasser von Versailles: „Der, dessen Seele traurig ist und der sein von der Glut des Sommers noch glühendes Herz dem Herbste darbringt, ist der Fürst ohne Szepter und der König ohne Krone, der Herr eurer Einsamkeit und eurer Schönheit ...“ Unter den „Letzten Nachrichten“ noch einmal der Balkan, und dann in großen Lettern:

„Bilderraub im Basler Museum.

Ein bekanntes Gemälde unserer Sammlung ist gestern nacht aus dem Rahmen geschnitten worden und spurlos

verschwunden. Einzelheiten fehlen noch, doch scheint man dem Täter auf der Spur zu sein."

Welches Bild? Ich verstand sofort, daß es mein Bild war, das Bild meiner Seele.

Ich bezahlte meinen Kaffee und ging zum Museum hinauf. Es war geschlossen. Zwei oder drei Leute warteten vor der Türe. Der Pförtner, der auf mehrmaliges Läuten erschien, erklärte, daß niemand zugelassen werde. Auch sei er nicht ermächtigt, Auskunft zu geben. Und machte mir die Türe vor der Nase zu.

Die zwei oder drei Leute nickten verständnisvoll. Vermutlich Geheimpolizisten.

Ich stieg zum Marktplatz hinunter auf die Redaktion der Zeitung im bunten Haus. Ich kannte einen jungen Herrn, der dort tätig war. Aber mir wurde Bescheid, er sei ausgegangen und werde wohl nicht vor sechs Uhr zurück sein. Jetzt war es vier Uhr.

Ich beschloß zu warten. Sicher würde die Abendausgabe, die gegen fünf Uhr erscheint, Neues bringen. Die Stunde bis dahin würde ich am besten im Café verweilen, wo zum mindesten Musik war, die mich einigermaßen zerstreuen könnte.

Es war eine schlimme Stunde. Ich quälte mich mit dem Gedanken, ob es in der Tat mein Bild war, das Bild meiner Seele. Ich schwankte endlos zwischen Hoffnung und Angst. Vielleicht würde gar der Verdacht auf mich selber fallen, auf mich, der ich so oft und lange vor dem Bild gesessen hatte. Ich erinnerte mich nun deutlich, daß mich einer der Wärter neulich mißtrauisch beobachtet hatte. Er stand geraume Weile hinter der Bank, auf der ich saß, und als ich mich schließlich umwandte, drehte er mir hastig den Rücken. Das wiederholte sich mehrere

Male. Schließlich ging er in den nächsten Saal, aber ich sah, daß er sich unter der Tür noch einmal umwendete, und als ich kurze Zeit darauf das Museum verließ, stand er beim Eingang und musterte mich eindringlich und aufmerksam.

Je näher nun der kleine Zeiger der Uhr auf die fünfte Stunde rückte, desto größer wuchs meine Unruhe. Ich ließ scheue Blicke durchs Café gleiten. Der Mann hinter jenem Pfeiler, der sich so auffallend eifrig mit seiner Zeitung beschäftigte, kam mir bekannt vor. Soeben entdeckte ich, daß er verstohlen zu mir herübersah. Meine Unruhe mußte ihm und allen Gästen auffallen. Die Polizei würde gewiß vor der Tür meines Zimmers auf meine Rückkehr warten. Jeden Augenblick konnte einer hier eintreten und auf mich zukommen. Nein, das nicht. Das würde zu großes Aufsehen machen. Man würde vor der Tür des Cafés auf mich warten. Der Wirt und die Kellner waren bereits verständigt. Ich würde die Nacht im Gefängnis zubringen. Denn wie sollte ich meine Unschuld beweisen, da es doch mein Bild war. Dessen war ich nun ganz gewiß.

Ein Viertel vor Fünf. Noch eine Viertelstunde, bis die Abendzeitung erscheint. Mechanisch stehe ich auf, greife nach meinem Hut. Ich bin sicher, draußen warten sie. Unter der Tür hält mich der Kellner an: „Der Herr haben vergessen zu bezahlen ..." und er sagt das so eindringlich, daß jedermann zu mir herübergrinst. Mit einigen verlegenen Worten begleiche ich meine Schuld.

Der Platz draußen wimmelt von Menschen. Nein, niemand wartet. Instinktiv blicke ich zum Polizeigebäude hinauf. Wäre es nicht das beste und schließlich ehrenvollste, wenn ich mich selbst als Attentäter meldete? Aber

dann lenke ich meine Schritte auf die entgegengesetzte Seite zum Münster hinauf. Bei dem Waffenhändler an der Ecke trete ich ein und kaufe mir den neuen Browning. Für alle Fälle, wie man so zu sagen pflegt. Dem Fräulein hinter dem Ladentisch erzähle ich geflissentlich, daß ich die Pistole für eine Reise nach Korsika benötige. Ein immerhin nicht ungefährliches Land. Ob sie auch geladen sei, und betreffs der Reinigung und der Durchschlagskraft. Dann gehe ich durch eine enge Gasse.

Oben glänzt das Münster in abendlichem Rot. Sankt Georg mit dem Drachen und Sankt Martin mit dem Mantel reiten wacker fürbaß. Kaiser Heinrich trägt so stolz und geduldig Münster und Szepter, als ob er lebendig wäre, und die ‚Verführung' lacht mich spöttisch an. Der pralle Schatten der Sonnenuhr zeigt auf Fünf.

Ich sinke erschöpft auf eine der Bänke unter den Kastanien. Doch alsbald beginnt wieder die tolle Hetzjagd meiner Gedanken. Ja, man sucht mich über die ganze Stadt, und mein Name wird nach allen Richtungen hin telegraphiert. Ein Mann in braunem Anzug und weichem grauem Filzhut patrouilliert vor dem Haus, in dem ich wohne. Ich sehe deutlich das Abzeichen auf der Innenseite seines Rocks, den er so auffällig fest zugeknöpft trägt. Er wartet bloß, daß ich komme. Oben an der Straßenecke steht ein zweiter. Er hat Handschellen in der Tasche, und die beiden machen sich heimlich Zeichen, ob ich noch nicht komme. Und dann komme ich . . .

Meine kleine Stube liegt vor mir. Vor dem Fenster rauscht der Fluß. Das Pendel der alten Wanduhr huscht hin und her, regelmäßig wie der Schlag meines Herzens. Doch nicht lange mehr. Es fehlen nur noch wenige Zentimeter, bis das Gewicht den Boden berührt. Alsdann

wird das Pendel nicht mehr so laut klopfen, seine Schwingungen werden kürzer, ruckweis kürzer werden und zuletzt ganz aufhören. Die alten braunen Möbel ächzen. Das Bild meiner Mutter an der Wand über dem Bett ist wie von einem dunkeln Nebel umflort, und das andere, ja, das andere liegt unter der Matratze ...

Doch nein, ich habe das Bild nicht gestohlen. Ein anderer muß es heimlich dort versteckt haben, während ich heute früh im Zoologischen Garten war. Ich höre wieder das grause Krächzen des Malthesergeiers, dem ich am Morgen lange zugeschaut habe, sehe die obszönen Sprünge und Gesten der Affen. Grüne Katzenaugen lauern hinter den Büschen, selbst die sonst so gutmütigen kleinen Steppenpferdchen schnauben heimtückisch, gleich als seien sie die Rosse des Diomedes. Ein irres Leuchten ist in ihrem Blick. Vor mir schaukelt ein steinalter fleischfarbener Inkakakadu zornig hin und her. Sein schnarrendes Schreien mengt sich schreckhaft dem Kreischen des rostigen Bügels.

Wer sollte denn auch das Bild meiner Seele stehlen, wenn nicht ich, den doch so brennend nach ihr verlangte?

Aber war es denn wirklich meine Seele, die jener ungenannte Meister vor bald dreihundert Jahren malte? Was hatte denn der mit meiner Seele gemein? Neulich erst schien mir, daß meine Seele anders war. Hatte ich denn je sie gesehen? Nein, gesehen habe ich sie nicht mehr seit jenem Frühlingsmorgen, da sie mir auf der Landstraße von Zinsdorf her begegnete. Aber war ich damals nicht von der Sonne verblendet gewesen? Und dann in jener Nacht am Ufer der Ill, kurz vor der Brücke von Hallborn ...

Fünf schwere Schläge vom Münsterturm. Ein paar Vögel fliegen erschreckt vom Gesimse auf.

Jetzt ist es Zeit zu gehen. Ich bin mit einemmal ganz gefaßt. Während ich den Nadelberg hinuntergehe, rennt ein Knabe mit einem Pack Zeitungen unter dem Arm an mir vorbei. Das Abendblatt ist erschienen.

Ja, ich bin jetzt ganz gefaßt. Ich sage zu mir selber: „Ich gehöre in der Tat zu jener unseligen Art Menschen, die, in stetigem Zerwürfnis mit sich selber, allzeit in schmerzlicher Zerknirschung schwankend zwischen Hoffnung, Zweifel und Angst, doch voll heißesten Begehrens, rasender Selbstüberhebung und schmählichster Unterwürfigkeit gleich beflissen, heimatlos und mit ewigflüchtiger Gebärde, alles Geschehen auf sich selbst beziehen und in stetem ohnmächtigem Kampf mit allem und sich selber, in wildesten Fiktionen der einen großen Frage nachleben, der, wie ein großer Forscher unserer Zeit sich ausdrückte, großartigsten und zugleich wahnwitzigsten von allen, der Frage nach der Existenz Gottes, künftigem Geschehen und Fortleben nach dem Tode ..."

Drüben an der Ecke steht ein Zeitungsverkäufer. Ich gehe quer über die Straße: „Bitte das Abendblatt!"

„Der geheimnisvolle Diebstahl im Museum.

„Wie bereits im Morgenblatt kurz berichtet, ist ein bekanntes Gemälde unserer Sammlung auf rätselhafte Weise entwendet worden. Es handelt sich, wie wir erfahren, um die vom großen Publikum wenig beachtete, doch von Kennern hochgeschätzte Arbeit eines unbekannten Meisters, die unter dem Namen ‚Die Flora des Frankfurter Meisters' im Katalog des Museums aufgeführt steht.

„Der Täter ist noch nicht ermittelt, doch glaubt

man an zuständiger Stelle, auf der richtigen Spur zu sein.

„Unserem Berichterstatter wird hierzu vom Vorstand des Museums noch besonders mitgeteilt: ‚Als heute früh einer unserer erprobtesten Wärter die erste Runde durch die Säle machte, bemerkte er, daß das Bild fehle. Er war erst der Ansicht, daß das Gemälde von einem unserer Mitarbeiter entfernt worden sei, bis er hinter einem der Pulte auf einen zerschmetterten Rahmen stieß, den er an Hand der Nummer sofort als den zu dem fehlenden Bild gehörigen identifizierte. Dieser Umstand machte ihn stutzig, und ich wurde sofort telephonisch benachrichtigt. Als ich nach Ablauf einer Viertelstunde den Saal betrat, war auch bereits ein Vertreter der Geheimpolizei anwesend. Das Museum ist natürlich sofort für alle Besucher geschlossen worden.‘

„Hinsichtlich des Täters glaubt der Vorstand auf Grund sorgfältiger Erwägungen annehmen zu dürfen, daß es sich nicht um einen berufsmäßigen Dieb handeln kann, sondern um einen Maniaken. Er erinnerte daran, daß in letzter Zeit ähnliche Beraubungen fremder Museen vorgekommen seien, als deren Urheber jeweils geistig minderwertige Individuen entlarvt wurden. Zum Schluß gab der Direktor der Sammlung der Hoffnung Ausdruck, daß das Bild binnen kurzem wieder an seinem Platz hängen werde, umso mehr, da ja auch die Polizei ein baldiges günstiges Resultat der eingeleiteten Untersuchung erwarte."

Dann noch eine Anmerkung der Redaktion: „Seit dem berüchtigten Diebstahl im Louvre, dem das Meisterwerk Lionardo da Vincis zum Opfer fiel, haben sich bedauerlicherweise ähnliche Beraubungen öffentlicher Samm-

lungen des öfteren wiederholt. Wir erinnern nur an den Fall im Kaiser Friedrich-Museum in Berlin, der wohl noch in aller Gedächtnis ist. Daß aber auch unsere Stadt von einem solchen Maniaken heimgesucht und geschädigt wird, ist uns eine schmerzliche Erfahrung.

„Nun drängt sich uns in erster Linie die Frage auf, ob der Sicherheitsdienst in unseren Museen dem gefährlichen Zeitläuften entsprechend eingerichtet war. Dem Schreiber dieses ist des öfteren aufgefallen . . ."

Bin ich nun der Dieb?

Ich ging instinktiv in der Richtung zum Bahnhof. Ich wollte fliehen. Doch wozu? Wenn ich das Bild tatsächlich gestohlen hatte, wozu dann? Man würde es sicher in meiner Stube unter der Matratze finden, und wenn nicht, wozu dann die Flucht?

Ich machte kehrt. Oben beim Münster setzte ich mich wieder auf eine Bank. Es mochte etwa sechs Uhr sein.

Dort gedachte ich meines blonden Freundes im Boot. Ich hatte ihn heute ganz vergessen. Dies war die Zeit, um die er zu kommen pflegte. Wenn ich ihn nur aufhalten könnte, mit ihm fahren, den Rhein hinab. Aber vielleicht war er schon vorbei.

Ich saß wie einer, der vom Schlag getroffen ward. Wozu auch? Vielleicht könnte ich ihn doch noch sehen, drüben von der Pfalz.

Ich schleppte mich hinüber an die Brüstung. Vielleicht kam er noch, vielleicht hatte auch er sich verspätet.

Der Fluß glänzte im Sonnenschein. Die Spitzen und Giebel der Häuser am anderen Ufer schimmern golden und rot. Aber wo die Sonne nicht hinfällt, schleicht ein blauer Dunst durch die Gassen, vermengt sich mit dem

Rauch der Schornsteine, hängt sich im Tal hinter der Stadt über die lichten Baumgruppen und verdichtet sich zuletzt vor den dunkeln Umrissen der Schwarzwaldberge zu einem strahlenden Ultramarin. Rheinabwärts, wo der Fluß den großen Bogen beschreibt und dann im Flachland zwischen Schwarzwald und Vogesen ruhig dahinfließt, bis er nach Kehl und weiter nach Speyer kommt, ragen in fast romantisch gemutender Wirrnis die Schornsteine und Kessel des Gaswerks, zwischen den hohen Lagerhäusern und den steilen Krahnen des Hafens gleichsam Erinnerungen an Reste vorgeschichtlicher Epochen und wie die Gerippe allgewaltiger Saurier.

Stromaufwärts aber, wo der Fluß noch reißend und voll gefährlicher Wirbel und Stromschnellen ist, bis zur Sankt Albankirche und -Tor und weiterhin bis zu den nackten Kalksteinbrüchen des Grenzacher Horns und den letzten Jurabergen vibriert die ganze Atmosphäre von dem Gedränge weißgefiederter Sonnenpfeile und den tausend tanzenden Goldfäden des Abends.

Unter den Bäumen und auf den Bänken am Rheinweg drüben tummeln sich Gruppen lärmender Kinder. Vom Wasser herauf dringt das frohe Lachen der Badenden. Schwerbeladene Wagen keuchen knarrend über die Steigung der oberen Brücke, längs des Geländers auf den Fußsteigen huschen geschäftige Menschen, werden gelegentlich von dem Rasseln und lustigen Läuten einer Trambahn überholt.

Ich setze mich auf den Rand der Brüstung. Mir schwindelt, wenn ich so aufs Wasser schaue. Aber mir scheint, es lockt der tiefe Sturz und Fall. So ganz lautlos zu fallen! ... Ich blicke scheu um mich. Ein paar Kinder spielen wohl dort drüben, und weiter hinten auf einer

Bank sitzen zwei Frauen. Ein Student schreibt eifrig in ein Heft, das er auf den Knien hält.

Doch dann sehe ich wieder hinaus. Vielleicht käme er noch. Ich würde ihn sehen, wenn er ganz dort oben, unterhalb der Eisenbahnbrücke, um die Biegung käme.

Und dann kommt er! Er kommt in gewaltigem Schwung hinter der Böschung hervor, die die Aussicht auf den Oberlauf versperrt, kreuzt die Bahn der Sankt Albanfähre, verschwindet für wenige Augenblicke hinter der Wölbung der Brücke und kommt dann zwischen dem zweiten und dritten Pfeiler groß und schwarz gegen das leuchtende Wasser wieder hervor.

Ja, er ist es! Er steht so fest und stolz in seinem Boot, so fest hält er die lange Ruderstange, gleitet so sicher zwischen den wilden Strudeln einher. Die rote Sonne flammt in seinem lichten Haar, und nun beschattet er die Augen mit der einen Hand, denn er schaut herauf zu mir, und lacht laut und freudig. Er findet mich auch hier oben, weiß, daß ich heute hier oben an der Brüstung stehe und nicht wie sonst drunten auf der zweiten Brücke. Und heute rufe ich ihm zu, denn ich will ja fort von hier, fort von allen, den Rhein hinab. Doch er lacht, jubelt und jagt vorbei. Allein weiter unten, just bevor er unter der Brücke einfährt, wendet er nochmals den Kopf, jubelt und winkt mit der Hand ...

„Ist er nicht wie ein junger Gott?" Der alte Mann vom Café neulich steht neben mir. „Ist er nicht wie ein junger Gott?" fährt er fort, und er versucht zu lächeln. „Sie kennen ihn also auch? Er kommt jeden Abend eine Stunde vor Sonnenuntergang. Vielleicht ist er einer von des Helios Boten, Helios selbst ..."

Ich wende mich fast unwillig ab, doch unbeirrt fährt er fort: „Wohin gehen Sie? Wenn Sie nach Hause gehen, und wenn es Ihnen genehm ist, will ich Sie gerne begleiten. Ich wohne, was Sie aber wohl gar nicht wissen, im Zimmer ob dem Ihrigen am Rhein. Wir haben also den gleichen Weg."

Ja, wir konnten zusammen gehen. Wenigstens würden mir auf diese Weise die letzten Minuten vor meiner Verhaftung weniger schmerzliche sein. Wieder habe ich mein kleines Zimmer vor Augen, das Bett ist ganz zerwühlt . . .

Ja, wir konnten zusammen gehen. Seine Begleitung würde mir den Weg erleichtern. Vor meiner Türe wartet der Mann. Er wird ganz einfach auf mich zutreten und mich am Arm fassen. Dann wird der Alte mich wohl einen Augenblick lang bestürzt ansehen, vielleicht wird er verstehen . . . Der Weg dahin wird mir doch leichter sein.

Ich sehe noch einmal auf den Fluß hinab, ins Land hinein.

„Ja, gehen wir," sage ich dann.

Wir gehen quer über den Platz, am Museum vorbei, den Rheinsprung hinab. Mein Begleiter redet ununterbrochen, aber ich verstehe nicht, was er sagt, obwohl ich mir große Mühe gebe. Bevor wir zur Universität kommen, bleibe ich noch eine Sekunde stehen. Ich will wohl Zeit gewinnen und einen letzten Blick aufs Wasser werfen. Den letzten, wie mich deucht.

Als wir unten auf dem Platz bei der mittleren Brücke anlangten, schlug es auf der Martinskirche halb sieben Uhr. In wenigen Minuten würde es geschehen sein. Der Mann würde kurz den Rock öffnen und auf sein Abzeichen deuten. Vorne an der Ecke würde ein zweiter in Bereitschaft stehen.

‚Ich bin von der Polizei. Ich bitte Sie, mir zu folgen,‘ wird er sagen.

Als wir beim Drei-Könige um die Ecke bogen, schaute ich noch einmal zurück. Dort bei der Brücke war die Konditorei, in der ich jeden Nachmittag eine Tasse Kaffee trank.

Wieder zögerte ich. Wäre es nicht besser, zurückzukehren? Doch der Alte faßte mich am Ärmel. Er sprach immerzu.

„Morgen ist Johannisnacht!“ hörte ich ihn sagen, und diesen, den einzigen Satz, den ich verstand, wiederholte ich mechanisch: „Ja, morgen ist Johannisnacht. Da brennen bei uns zu Haus die großen Feuer auf allen Bergen ...“

Nun konnte ich die Tür zum kleinen Haus sehen. Ja, dort stand einer. Ein untersetzter, kräftiger Mann. Er hielt die Hände in den Taschen und schritt gemütlich auf und ab. Ein echter Detektiv, der sich nicht verriet. Auch ein paar Kinder standen dort und schauten.

Wie es weiterging, ist kurz zu berichten. Als der Mann uns kommen sah, nahm er die Hände aus den Taschen und ging uns langsam entgegen.

„Der Herr Professor verzeihen,“ sagte er zu dem Alten, doch der unterbrach ihn mit ungeduldiger Gebärde: „Einen Augenblick bitte, und Ihnen noch ein Wort, junger Freund! Vergessen Sie nicht, was ich Ihnen sagte .. Sie werden es brauchen können und mir später recht geben ...“ Und als er meinen entsetzten Blick auf den Mann neben uns sah: „Das ist Herr Schmidt, Pedell des Gymnasiums, der mir gewiß einige Bücher gebracht hat ... Vergessen Sie nicht, daß der Moment des Opfers kommt, der der schönste ist und zugleich der grausamste ... Auf Wiedersehen!“

Und er reichte mir die schmale, zittrige Hand: „Doch wir wohnen ja im gleichen Haus!“

In meiner Stube sank ich erschöpft auf den Lehnstuhl nieder. Also noch nicht! Ich müßte weiter warten. Und dort unter dem Bettzeug lag das Bild. Die Decke und die Kissen waren leicht zerknittert, Zeugnis meiner Schuld.

Aber war das alles nicht Täuschung? das Phantasma eines Trunkenen? War ich wirklich der Täter? War das nicht ein Hexenstück, unbewußt geschehen und vollführt? Die Tat eines Irrsinnigen? Ich gedachte der schreckhaften Verbrechen, die von Nachtwandlern und Hysterischen in zeitweiliger geistiger Umnachtung begangen werden. Die Annalen der Kriminalogie aller Länder berichten mit schlecht verhüllter Ratlosigkeit von den wahrhaft teuflischen und mit unglaubhafter Umsicht und Heimlichkeit vollbrachten Schandtaten solch unseliger Besessener.

Ich erwog in langen Minuten die Möglichkeiten des Für und des Wider. Und brauchte doch nur aufzustehen und selber unter das Bettzeug zu schauen.

Doch nein! Ich wußte von nichts. Hatte nicht die leiseste Erinnerung! Aber vielleicht hatte ich es auch nur vergessen, kraft eines starken, möglicherweise unbewußten Willens vergessen.

Das Problem der Gedankensünde tat sich mir in seinem vollen Umfang auf. Ich schloß die Augen, um besser nachdenken zu können. Nun hörte ich wieder das Rauschen des Flusses vor dem Fenster. Meine Hand traf das kalte Eisen der Pistole, die ich in der Tasche trug . . .

Als ich die Augen aufschlug, saß auf dem Bettrand mir gegenüber ein Mann.

Erschrocken wollte ich aufspringen. Ich hielt den Griff der Pistole umfaßt. Doch er hob beschwichtigend die Hand.

„Bleiben Sie ruhig sitzen," sagte er und schaute leutselig lächelnd mich an, „machen Sie keine Umstände, ich bin hier zu Hause."

Er ist ein Mann von etwa fünfzig Jahren. Sein Haar ist ihm an den Schläfen leicht ergraut. Er trägt einen braunen abgetragenen Anzug und schwere, schmutzige Stiefel. Sein schwarzer steifer Hut liegt neben ihm auf dem Kissen.

„Ich komme wegen des Bildes," fährt der Mann fort, „wegen des Bildes hier unter der Matratze ..." und er weist verächtlich auf das Bett.

„Also endlich der Detektiv ..." sage ich zu mir selber. Und schon versuche ich zu sprechen. Aber wieder hebt er die Hand.

„Ich weiß alles, ich wohnte nämlich schon früher in diesem Zimmer und bin aus alter Gewohnheit immer wieder zurückgekehrt.

„Übrigens geht mein Weg durchs Fenster," sagte er weiter, denn ich hatte unwillkürlich nach der Tür geblickt, die deutlich verriegelt war. „Ich schlafe auch zuweilen hier, das heißt eigentlich jede Nacht. Tagsüber gehe ich spazieren.

„Doch zur Sache! Ich gehe auch zuweilen ins Museum, und ich kenne das Bild genau. Schon manchmal kam mir der Gedanke, das Bild zu entwenden. Der Sicherheitsdienst im Basler Museum ist völlig ungenügend. Allerdings bei mir war das ein rein phantastischer Gedanke, die Idee eines Augenblicks, geboren aus der Verwicklung und Verknüpfung zufälliger Gebilde meiner Seele und meines Willens. Der Traum des Abenteuers, wenn Sie wollen. Der uns manchmal überfällt, so unversehens und ganz zufällig, über Nacht oder bei Morgen-

grauen, und uns nicht wieder losläßt, bis wir irgend etwas begangen, physisch ausgekostet haben. Irgend ein Alp, der uns drückt, irgend eine Brunst, die wir an uns nicht kennen, die uns mit einemmal packt und würgt, als sei's ein Fremdes, oder etwa ein Fremder, so wie ich Ihnen ein Fremder bin und Sie mich nicht kennen, wiewohl ich bisweilen hier schlafe, dicht neben Ihnen im Bett ...

„Sie wehren sich allerdings hie und da im Schlaf, wenn ich mich neben Sie lege oder vielmehr auf Sie, denn das Bett ist zu schmal für zweie, und am nächsten Morgen erwachen Sie mit zerschlagenen Knochen und schweren Augenlidern und sagen zu sich selber: — Wie konnte nur ein unsinniger Traum mich so aufreiben und zerschlagen?

„Einmal sind Sie mitten in der Nacht erwacht. Sie schlugen wie ein Verrückter um sich. Glücklicherweise fand ich gerade noch Zeit, unter das Bett zu kriechen. Ich hörte dann, daß Sie sich aufrichteten und nach Streichhölzern suchten. Aber als es Licht wurde im Zimmer, sagten Sie wieder: Unsinn! Wie konnte ich nur so unsinnig träumen? — Dann untersuchten Sie das Türschloß, das natürlich fest verriegelt war, hatte ich es doch selber vor kurzem erst verriegelt, und gingen wieder seufzend zu Bett. Sie sagten noch zwei- oder dreimal, daß das Unsinn sei. Geraume Zeit noch hörte ich Sie rumoren und sich so unruhig hin- und herwälzen, daß das Bett in allen Fugen krachte, grad wie bei einem Liebespaar. Aber schließlich sind Sie wieder eingeschlafen. Ich hörte es aus Ihrem Stöhnen und Ihren Atemzügen. Da kroch ich unter dem Bett hervor. Es war verteufelt unbequem dort.

„Heute aber habe ich Sie fest in meiner Hand," und er schüttelt zornig die Faust. „Wegen der Bildes hier unter der Matratze. Heute brauche ich nicht unter das Bett zu kriechen. Und dieses Mal werden Sie mir auch nicht entwischen, das verspreche ich.

„Immerhin, und das als Trost: Wenn Sie verhaftet werden, können Sie ruhig sagen, daß Sie verrückt sind. Man wird Ihnen gerne glauben, denn es ist auch ein bequemer Ausweg für das Gericht, das sich in solchen Fällen nicht gern eine Blöße gibt. Auf diese Weise geht der Weg ins Narrenhaus statt ins Gefängnis ..."

Ich versuchte, erneut zu protestieren, aber er überschrie mich sofort:

„Ins Narrenhaus, sage ich. Und man wird Ihnen wie gesagt gerne Glauben schenken, denn jedermann hält Sie schon jetzt für verrückt. Neulich auf der Straße sah ich, wie die Leute sich anstießen und den Kopf schüttelten. Ein paar junge Burschen am Rheinweg haben laut aufgelacht, als Sie vorbeigingen, und als ich neulich spasseshalber Ihre Wirtin befragte, zuckte sie bloß die Schultern. ‚Solang er mich regelmäßig bezahlt, und er zahlt nicht schlecht ...' meinte sie, und eben darum erinnern Sie sich auch nicht mehr an den Diebstahl ...

„Vielleicht, wenn ich Ihnen alles haarklein erzähle, werden Sie sich erinnern. Denn ich war natürlich dabei. Hören Sie zu!

„Also es war am Dienstag. Sie waren lange nicht mehr im Museum gewesen. Schon viele Wochen nicht. Aber am Dienstag verließen Sie um neun Uhr früh das Haus. Sie standen eine Weile vorne bei der Brücke und gingen dann langsam den Rheinsprung hinauf. Oben am Münsterplatz setzten Sie sich auf eine Bank, die

neben dem kleinen Brunnen, wohl deshalb, weil das Museum am Dienstag erst um halb zehn geöffnet wird.

„Als es dann zweimal geschlagen hatte, gingen Sie hinüber. Sie bezahlten den Franken Eintritt und warfen erst noch einen Blick in die ethnographische Sammlung. Dann gingen Sie hinauf. Auf der Treppe begegnete Ihnen Professor Winkler. Wollen Sie noch weiter hören?"

„Nein!" schrie ich. „Seien Sie ruhig, ich will nicht weiter hören ..."

Aber er sprach weiter. Er erzählte mir mit schreckhafter Genauigkeit, wie ich das Bild aus dem Rahmen schnitt. Zeigte mir das Messer.

„Nein, tausendmal Nein!" Ich hielt mir mit beiden Händen die Ohren zu. Doch er sprach weiter, weiter, immerzu. Wenigstens sah ich, daß seine Lippen sich unaufhaltsam regten, sah das Messer in seiner Hand ...

Und dann, ja dann geschah das Unmögliche. Über dem Bett hing das Bild meiner Mutter. Und er stand auf, hielt das Messer einen Augenblick tändelnd in der Hand, wandte sich dann höhnisch grinsend zum Bild, setzte die Schneide an ...

Da muß ich denn aus meiner Lethargie erwacht sein. Wie es sich aber genau zugetragen hat, weiß ich nicht zu sagen. Ich sehe nur noch die Pistole in meiner Hand, höre den Knall. Das Zimmer füllte sich mit dunklem Rauch, und darüber bin ich wohl in Ohnmacht gefallen ...

Als ich wieder zu mir selber kam, war es Nacht geworden. Das Licht der großen Bogenlampen draußen auf der Brücke fiel als fahler Streifen auf die gegenüberliegende Wand. Der Fluß rauschte. Im Halbdunkel sah ich undeutlich das Bett und darüber das Bild an der

Wand. Ich war allein im Zimmer. Nichts hatte sich verändert. Neben meinem Stuhl lag ein sachte glänzender Gegenstand, die Pistole.

Eine Weile blieb ich so sitzen. Ich war noch immer wie in einem schweren Traum, der mich gefangen hielt. Dann tastete ich nach Streichhölzern, zündete die Kerze an.

Nein, nichts hatte sich verändert. Und doch mußte irgend etwas geschehen sein. Zwar erinnerte ich mich nicht mehr genau an das Begebene, und erst allmählich kam mir manches zurück, der Mann im braunen zerschlissenen Anzug und das Bild unten im Bett. Und auch dies nur wie durch einen dichten Schleier.

Ja, ich muß gestehen, ich holte tief Atem, und mein Herz pochte laut, als ich mit einem energischen Ruck die Matratze lüftete. Nein, nichts lag dort verborgen.

Nur das Lächeln meiner Mutter schien mir anders als sonst. Vielleicht war es auch nur Täuschung. Nein, es war gewiß nicht anders, bis auf das kleine runde Loch an ihrer linken Brust.

Da trat ich zum Fenster. Die fernen Sterne glänzten freundlich und hell. Ein flackerndes Leuchten tanzte auf den Wellen. Ein kühler Wind wehte. Er trug die Klänge einer Handorgel vom andern Ufer her. Ein Trupp junger Burschen zieht dort den Fluß entlang.

„Ein schöner Abend heute, junger Freund!" sagte jemand über mir. Es war der alte Herr vom Mittag, der gleich mir aufs Wasser schaute.

„Es gibt nur einerlei Seele," sagte er zu mir, als ich ihn andern Tags im Café wiedersah. „Es gibt nur einerlei Seele in allen Menschen, und die wohnt bei Gott.

Sie ist dieselbe und die nämliche und allen Menschen gleich gegeben und zugetan. Sie ist der Mittler und zugleich der Inbegriff und Inhalt aller Ideen, und wir sind ihrer alle teilhaftig von Jugend an.

„Wenn nun einer sagt, er habe keine Seele, so ist es darum, daß er die Seele sich selber einverleibt, und wenn einer sagt, er suche seine Seele, so ist es darum, daß er sich ihrer zugunsten eines anderen begeben hat. Der erste von diesen zweien nun wird daran sterben, daß er der Enttäuschung und dem Zorn anheimfällt, der zweite aber ist dem verfallen, den er gekrönt hat, und wird sein Leben dadurch zugrunde richten, daß er den Gekrönten bekämpft.

„Nun aber gibt es Menschen, die wohl sagen, daß sie eine Seele haben, wenn es aber einem einfiele, sie nach der Beschaffenheit ihrer Seele zu fragen, würden sie keine Antwort wissen und sagen: ‚Wie soll ich meine Seele kennen, da sie doch nicht sichtbar und auch nicht zu greifen ist? Aber ich habe wohl eine Seele!‘

„Solche Menschen können wohl glücklich leben, soweit das Glück mit dem Unglück vermählt als ein Ganzes erscheint. Sobald sie aber zwischen dem Glück und dem Unglück zu unterscheiden anfangen, und etwa zwischen Armut und Reichtum und Gesundheit und Krankheit, müssen sie Gefahr laufen, sich selber zu entzweien, und bald glücklich bald unglücklich sein und nicht Rast noch Ruhe finden, es sei denn, daß sie den wahren Inhalt ihrer Seele erkennen.

„Meiner Ansicht nach aber beruht das Wissen um die eigene Seele in der Erkenntnis, daß wir sie nicht erkennen können, sondern allein nur fühlen, weil sie uns ein Fremdes ist und uns in ihrer einen Form erst bekannt wird,

wenn sie sich einer neuen eingehaucht hat, und daß das Wissen um die eine Form uns hinderlich ist, die nächste zu schauen.

„Wenn nämlich zum Beispiel ein Maler ein Bild malt, auf dem er seine Seele abbildet, wie sie ihm einmal gewahr worden, und solchen Anschauns eingedenk bleibt, wird er seine Seele verlieren ans eigene Bild und diesem Bild Opferdienst tun müssen und elend dran verenden, oder aber er wird suchen müssen, das Bild zu vernichten, damit ihm seine Seele wieder zufalle und neue Form gewinne.

„Das Bild, das vor zwei Tagen aus dem Museum geraubt wurde, ist gestern nacht zerfetzt und durchlöchert in einem Busch im Allschwiler Wald gefunden worden. Der Dieb hat es, wie man sich ausdrücken könnte, standrechtlich erschossen, denn er hatte es ja mit seiner Seele begabt und war um dessentwillen ihrer verlustig gegangen. Das ist wenigstens der einzige Grund, den ich ersinnen konnte. Übrigens hat sich der Dieb, wie ich höre, gestern abend noch selber gestellt, was denn auch zur Auffindung des unseligen Bildes führte. Man wird ihn vermutlich in die Irrenanstalt stecken, obwohl er jetzt wahrscheinlich völlig genesen ist.

„Die ganze Sache erinnert mich seltsam an die Geschichte vom goldenen Kalb, wie sie im zweiten Buch Mosis berichtet steht. Nur daß die Juden damals Gott selber verkörpern wollten. Gott ist doch nicht zu verkörpern. Sage mir einer, der je Gott gesehen hat. Hingegen die Seele wohl . . ."

Hier unterbrach er sich geraume Weile, dann aber fuhr er fort:

„Sie kannten doch das Bild?"

Verlegen sah ich ihn an, aber er schien keine Antwort zu gewärtigen, denn er begann gleich wieder und ohne aufzuschauen:

„Ich glaube fast, ich bin Ihnen einmal vor dem Bild begegnet. Auch mir hat das Gemälde stets mächtigen Eindruck gemacht, und ich habe viel Eigenes darin entdecken können. Viel von meiner Seele und viel von der unsrigen, denn die gleiche Seele ist uns allen gemein. Der dies Bild geschaffen hat, muß ein großer Schauer gewesen sein.

„Doch gestatten Sie mir, fortzufahren! Ich habe nur noch ganz wenig Zeit," sagte er mit einem Blick auf die Uhr.

„Wenn nun einer bei der einen Form verharren will, verfällt er ihr und wird ihr Knecht, und wenn diese Form ein menschliches Wesen ist, etwa eine Frau oder ein Mann, kann er mit Recht ein verliebter Narr gescholten werden. So es aber ein Totes ist und er es mit seiner Seele begabt, gibt er dem Toten Leben und muß selber sterben, es sei denn, daß sich seine Liebe in Haß verwandle und er den Götzen töte.

„Ähnlich der, der sich nach Ruhe sehnt und Schlaf, der Ruhe Knecht und Sklave wird, so lange, bis ihn der Verdruß überkommt und die Langeweile und der Haß der langen Weile, denn wir sind von Natur dem Wechsel unterworfen und der Bewegung ewigen Wandels.

„Ich war in meiner Jugend ein großer Bewunderer des ehrwürdigen Benedikt Spinoza, und als mich das Mißgeschick traf, von dem ich Ihnen unlängst erzählte, fielen mir die ersten Zeilen seines Traktats von der Verbesserung des Verstandes wieder ein, die wohl auch Ihnen bekannt sind. Ich beschloß endlich nachzuforschen,

ob es irgend etwas gäbe, das ein wahres Gut sei, dessen man teilhaftig werden könne, ein Glück beständiger als Ehre, Reichtum und Sinnenlust.

„Doch den kühlen Erwägungen dieses Denkers vermag ich heute nicht mehr zu folgen. Sie sehen sogar, ich bin an der Schwelle des Greisenalters ein Lebensbejaher geworden. Ein trauriger Unterton allein ist mir geblieben, darum, daß ich für Leben Sehnsucht setzen muß."

Nach diesen Worten erhob er sich und reichte mir die Hand: „Auf Wiedersehen, junger Freund. Denken Sie gelegentlich darüber nach, was ich Ihnen gestern und heute sagte. Ich weiß nicht, ob ich das, was ich damit bedachte, auch richtig formen konnte. Man kann oft nicht sagen, ob man die Worte gefunden hat für seine eigenen Gedanken. Im Gegenteil, ich glaube, wenn unsere Worte lebendig würden und unsere Gedanken in den Kleidern einhergingen, die wir ihnen geliehen haben, wir würden sie auch selbst nicht wiederkennen. Jede Sprache ist eine Geheimsprache!"

Er hatte den schwarzen Rock langsam zugeknöpft und bot mir abermals die Hand: „Leben Sie wohl, junger Freund! Unzulänglich, ja, das ist das Wort, das ich sagen wollte ..."

Dann nahm er Hut und Stock und ging mit müden Greisenschritten hinaus.

Ich leerte meine Tasse, zahlte und ging. Es war jetzt dunkel draußen, doch viele Menschen promenierten auf den Straßen des lauen Abends halber und der Johannisnacht. Sonnwendfeuer würden auf den nahen Höhen brennen.

Ich beschloß, mit der Trambahn vor die Stadt zu

fahren und noch eine Stunde zu gehen. Es würde mir gut tun. Die Worte des alten Mannes hatten mich ganz verwirrt. Ich fühlte, wie das Blut an meinen Schläfen pochte. Vielleicht könnte ich es entwirren.

Doch wer vermöchte alles zu entwirren? Es deuchte mich ein gar gewaltig unsinniges Verlangen. Das unaufhörliche Gegeneinanderlaufen gleichzeitiger Strömungen, die Einwirkung ungewußter Schwingungen, das ewige Zusammenprallen heftigsten Wollens und lastendsten Nichtwollens, der Pendelschlag von Liebe und Haß, schwindlige Einheit von Ebbe und Flut, die nächtliche Stimme des Herzens, und zuletzt das große für immer unbekannte x jedweder und selbst der kühnsten Metaphysik ...! Ein gar gewaltig unsinnig Unterfangen!

Ein mächtiger zweigespaltener Strom aus einer Quelle, der nun in unsinniger Verstümmelung und Verschnittenheit dahinbraust, hier das rasende Verlangen nach frohem Leben, freudigem Erfassen, Mit-sich-reißen und Behalten, dort die geheime Sehnsucht nach Liebe und gutem Tod. Und zwischen ihm auf nacktem, schwindlichtem Fels all der unsägliche Hunger und Durst des gequälten menschlichen Herzens um bloß einen Trunk von der Quelle der unsterblichen Ewigkeit, das Martyrium schmählichster Zerrissenheit und Selbstzerfleischung, das dumpfe Schreien um heilende Erkenntnis. Wohl gibt es den rettenden Ausweg empedokleïschen Sprunges, wohl werden sich die Hände im Tode falten, doch Hoffnung nährt ja spärlich den geschundenen Körper, blasse Schemen leuchten auf und entschwinden, Irrlichter huschen flatternd, Lockungen des Bösen.

Ein alter Schriftsteller sagt: Wahrhaft von Gott ge-

schlagen bist du, unseliges Menschenherz, daß du in nutzlosem Kampf und mit solch großer List dich selber betrügst, töricht bist du, daß du in fruchtlosem Streben aus dir selber herauszutreten wähnst, in ewiger Verwechselung des Ich und des Du und in unaussprechlicher Lästerung des HERRN deines Gottes, von dem die Genesis sagt, daß Er über den Wassern schwebt. In höchst törichter Transzendenz mühst du dich aus deiner Weltlichkeit heraus in Seine Außerweltlichkeit, und dem Ikaros gleich versinkst du schließlich fern im Westen im tiefsten Urgrund mütterlichen Meeres, während im Osten die große Sonne sich erhebt ... Ich rede da nicht von dem Einssein des Mystikers mit Gott, das die katholische Kirche so bekämpft, noch von der Vermählung der Seele mit dem HERRN Christus, noch auch von den gewaltigen Gesichten der alten Märtyrer, sondern von denen, die, verstockten Herzens und kranker Seele voll, in ewiger Selbstbeschauung befangen und vom Strahl der Sonne geblendet, einsam und lieblos verharren ...

Und doch, war nicht irgend etwas hinter dieser selbstbeschauenden Zerfleischung, irgend ein erleuchtender Gedanke läuternder Erlösung? Konnte nicht Gewißheit daraus kommen, und wenn nicht Gewißheit, so doch Glaube? Irgend ein Prinzip, ein Blitz von Offenbarung, der die Wirrnis zerschnitt?

Ich gedachte der kindlichen Träume des Knaben um Allwissenheit, an unzähliges Erwachen mit der Gewißheit endlicher Lösung. Es war mir ein gar Herrliches erschienen, gleich jenem ältesten Kardinal vom Balkon des Vatikans der atemlos harrenden Menge die großartigsten und gewaltigsten Worte zu verkünden: Annuntio vobis magnum gaudium. Habemus papam ...!

‚Annuntio vobis magnum gaudium.' Der Sankt Petersplatz ist ganz schwarz von Menschen. Unter dem Portal der Kirche, zwischen den Säulen der Wandelgänge und hinunter bis zum Tiber drängen sich die Wartenden. Es ist schon lange her, daß es Mittag geschlagen hat, doch keiner spürt den Hunger. Seit acht Uhr früh dauert der geheime Rat der Kardinäle. Dunkle Gerüchte eilen von Mund zu Mund, hohe verhaßte und verehrte Namen werden geflüstert, verhallen und kommen wieder. Einer vor allen anderen. Heute früh noch wurden Wetten abgeschlossen, wer der Erwählte sei. Einige Witzbolde gaben der erstaunten und halb gelangweilten Umgebung ihre neuen Späße kund, doch nun ist alles verstummt. Eine ungeahnte Spannung hat sich aller Herzen bemächtigt, und je weiter der Zeiger rückt, desto ernster und verschlossener wird die Menge. Zuweilen geht ein trotziges Stammeln durch die Reihen, fast wie von verhaltenem Zorn. Der Himmel ist ganz matt und bleiern, die Mittagssonne von einem leichten Schleier umflort. Ein böser Dunst liegt über den Massen. Vorher ist drüben eine Frau in Ohnmacht gefallen. Man hat sie mit Riechfläschchen und nassen Tüchern, die mit Mühe herbeigeschafft wurden, wieder zu sich gebracht. Aber das Beispiel wirkt entmutigend. Jeden Augenblick muß einer fortgetragen werden. Die Vögel sind längst in die Gärten des Vatikans geflüchtet. Kleine Kinder wimmern. Dreimal schon wurden die wachhabenden Schweizer abgelöst. Zuweilen bricht sich ein Carabiniere mit kräftigen Fäusten Bahn. Doch die Spannung wächst noch immer. Berninis Säulenhallen schwanken. Von der Kuppel her dringt metallener Ton. Aber sie wächst noch immer, jeden Augenblick kann sie in höhnisches Schreien umschlagen.

Doch nein, das Volk ist geduldig und wartet, wird noch lange warten. Ja, es ist ein großer Tag. Selbst der Quirinal schickt seine Boten. Spione aus allen Ländern lauern an den Türen. Ihre Apostolische Majestät lassen sich durch Höchst Dero Bruder vertreten. Drüben auf dem Kapitol tagt das Parlament in ängstlicher Erwartung. Welch glaubensstarkes Volk, welch glaubensfeste Kirche! ... Da auf einmal geht ein lautes Gemurmel durch die Menge, lichter Rauch wirbelt aus dem Kamin dort an der Nordseite des Vatikans. Der neue Papst ist gewählt. Jeden Augenblick wird der Kardinaldiakon im violetten Ornat auf den Balkon treten, lautlos wird das Volk der großen Worte harren: ‚Annuntio vobis magnum gaudium', und abends werden alle Telegraphendrähte die Kunde bis in die fernsten Weltteile tragen: ‚Annuntio vobis magnum gaudium. Habemus papam!'

Ich weiß nicht, wie lange ich an jenem Abend im Walde irrte. Wohl an die drei Stunden, denn als ich das Café verließ, mochte es etwa neun Uhr sein, und als ich auf dem Heimweg Sankt Margrethen passierte, schlug es gerade Mitternacht. Doch davon später.

Ein leichtes Wehen strich durch die Zweige, Stimmen klangen im Wind, der Duft von frischem Heu kam von den Wiesen her. Zwischen den düsteren Baumkronen strahlte der Sternenhimmel. Anfangs stieß ich zuweilen auf nächtliche Paare, die sich in Büschen küßten, auf einsame dunkle Wanderer, die an Kreuzwegen standen, junge Burschen, die im Moos um große Feuer lagerten.

Dann wurde es noch einsamer. Nur gelegentlich das

Schreien eines Nachtvogels, der jähe Flug einer Fledermaus. Doch fürwahr ein milder, ein festlicher Abend, und wie sollte es auch anders sein in der Johannisnacht! Leuchtkäfer tanzten Irrlichtern gleich über stillen Wiesen mitten im Wald, kleine Strahlen huschten um die Blätter und längs der Stämme, bargen sich im dichten Laub der Gipfel, das verstohlen raunte. Im niedern Dickicht aber und im hohen Grase schimmerten Johanniswürmchen. Sie warteten und lockten, daß sie befruchtet würden, und wenn sie einmal erst empfangen hätten, dann würden sie verlöschen.

Ein Hauch unsäglicher, maßloser Bitterkeit hatte sich mit einem nebelgleich erhoben und schien nun alles zu vergiften. Was mich erst freudig und liebenswert deuchte, wurde mir schreckhaft, grausam, gespenstisch fast.

So war dies denn also in Wahrheit das Ziel, dies der Zweck und Sinn aller Schönheit und jedweder Kreatur? Alles Geschehen nur eines späteren Geschehens halber, der Einzelne bloß Glied einer fehllosen Kette, die sich unentwirrt und unentwirrbar um die Jahrtausende schlang?

Wer sträubte sich nicht gegen solches Verhängnis? Wer nicht von all denen, die andere Ahnung überkommen hat? Von all denen, die noch einen Tropfen stolzen und männlichen Bluts in ihren Adern haben? Und wer auch einsah, daß alles Kämpfen unsinnig sei und daß es kein anderes gäbe, wenn nicht Leiden und bitterster Verzicht oder ewig hastende, nutzlos verzehrende Flucht, — wer wollte nicht zum mindesten bloß verstehen und durch Verständnis geläutert werden, wer wollte nicht Antwort auf die eine, ewig gleiche, erste und letzte Frage: Warum?

Da redet manch einer von den Tröstungen der Philosophie oder der Kunst als letzter Zuflucht und Weihung, und mit wahrhaft erschütternder Geduld lauscht die unselige dürstende Menschheit seit bald fünftausend Jahren den alten Worten immer neuer Lehrer und Propheten. Doch was vermag für den wahrhaft Suchenden neben solch grausamem Gesetz der kategorische Imperativ sittlichen Gebahrens, was vermag ihm der Gedanke bestechlichster historischer Entwicklung und vernünftiger Geschichte?

In sagenhafter unermeßlicher Ferne, allein dem Morgenstern vergleichlich, der in den Sphären kreist, leuchtet dem Traum des Bedrängten das Eden verlorener Güte und Reinheit. Fern dem Toben der Menge, fern dem weltschöpferischen Trugschluß des Demiurgen, ahnt er wohl in stillen Nächten das ewig unaussprechliche Glück vollkommenster und reinster Sittlichkeit, aber obschon er sich darum müht, und mit allen Kräften des Geistes, — nicht jedem, scheint mir, ist es vergönnt, den Zweispann des Phaidros zu schirren.

Ich sage zu mir selber: „Welch gewaltigen Mut verlangt es fürwahr, das Leben zu leben ..."

Lockt doch in jedem Geschehen und in jeder Bewegung, in jedem Werden und Vergehen die biblische Schlange. Ist doch unser Erdgeborensein schon, und dieweil wir dem Licht anhangen, der Inhalt unserer Sünde. Sind vor der christlichen Kirche nicht Leib und Erbsünde eins? Und wer möchte dem Verzweifelten wehren, der seine Älteren verflucht, darum, daß sie ihn in seinen Hunger und seinen Durst und seinen Schmerz hinein gezeugt, geboren und drin verlassen haben?

Gar freundlich winkt dem Gläubigen die verhei-

ßene Gnade des christlichen Richters. Selig sind ja, die da Leid tragen und die da geistig arm sind, denn das Himmelreich ist ihr. Doch was wartet derer, die immer wieder hoffen müssen und glauben, und nicht etwa an ein Anderssein, sondern die zur Lebensbejahung getrieben sind, wo der Tod nur Lösung und Freiheit bringen kann? Was anders, wenn nicht Kampf? Denn der dessen gewahr worden, kämpft nun Tag für Tag und Stunde um Stunde zwischen Lebensbejahung, die ihm eingeboren, und Lebensverneinung, die ihm einzig als Ausweg und Rettung erscheint. Ihm frommt nicht gelegentlicher Verzicht und bittere Entsagung, da er lebend doch dem Leben nicht entraten kann.

Oder scheint dem Lebendigen die Pforte des Todes nicht gar zu eng? Dünkt ihn der Weg nicht steinicht und steil? Wohl glüht er von Sehnsucht nach Ruhe und Schweigen, der er doch müde vom Kampf, wohl harrt er schwankend von Bangen und Lust der guten Stunde gnädigen erlösenden Tods, beugt sich träumend zum Rand des Flusses, Frieden erwartend von seinem lebendigen Rauschen und Festigung. Ja, ich sagte ja schon, wenn er noch Glauben hätte, Glauben an jenseitige Begnadung und Erfüllung paradiesischer Lust. Doch er hat den Glauben abgeschafft, und von wem soll er nun Heil erhoffen? Dieweil er selber zu Gericht sitzt und über eigenste Schuld, kann er da gnädig und barmherzig sein, kann er, so ihn das eigene Gewissen quält, Verzeihung schenken, sich selber Mittler und Anwalt sein? Ist denn Reue Sühne für Schuld?

Lange schon lebt er das Leben zum Tod, lange noch wird er es leben ...

Die Ursache und den Grund des erstaunlichen Geschehnisses, das in der gleichen Nacht weiterhin sich ereignete, vermag ich nicht zu nennen. Es ist mir von jeher schwer gefallen, Erlebnissen und Gedankenfolgen den außer Zweifel vorhandenen Zusammenhang nachzuweisen, und wenn ich auch oft den ‚roten Faden', der sich gewiß in irgendwelchen Verschlingungen durch all unser inneres und äußeres Erleben zieht, zu ahnen vermeinte, so ist es mir doch zu meiner größten Verwirrung nie möglich gewesen, ihn rein gedanklich in Worte und Sprache umzuwerten. Den Anlaß und äußeren Anstoß hingegen mögen Leitsätze und Folgerungen geboten haben, die ich vor nicht allzulanger Zeit in den Schriften eines bedeutenden französischen Gelehrten gefunden hatte und die mir wider Erwarten Anregung zu heftigem Nachdenken geworden waren. Den Schlüssel zu dem Erlebnis selber bietet dieser an und für sich nicht unbedeutende Umstand aber nicht, und der wahre und wirkliche Zusammenhang ist für mich stets im Dunkel geblieben.

Ich hatte nämlich mit einemmal das Gefühl gewaltsamen Emporgehobenseins und die unbeschreiblich wundersame Sensation einer ganz unvermittelten Entrückung. Mir war, als beginne die Erde zu meinen Füßen sich zu drehen, während ich selber von ich weiß nicht welch geheimnisvoller Macht getragen in beträchtlicher Entfernung vom Boden festgehalten wurde. Ich sah mit einem Gefühl von Staunen und ungewissem Zweifel, daß die Wälder unter mir mit Windeseile dahinschwanden; einige Minuten oder Sekunden schien ich über der Stadt selbst zu schweben — ich erinnere mich deutlich an die Lichter des Bahnhofs und das Keuchen einer Lokomotive auf der Strecke —, doch im

nächsten Moment sah ich mich schon wieder jenseits der Stadt über dem freien Feld. Tief unter mir hörte ich das nächtliche Brausen des Flusses, achtete der tiefen Schatten der Wiesen und des Ackerlandes und der tieferen der Baumgruppen und Wälder. Matt glänzende Flächen deuteten auf Seen und breite Wasserläufe, kleine Lichter verrieten, wo die Behausungen der Menschen standen, schmale silberne Fäden durchzogen das Land. Hoch über mir funkelte in tausend Lichtern der Sternenhimmel.

Sei es nun, daß ich noch höher getragen wurde, oder sei es, daß der Morgen nahte, allgemach begann die Erde sich mit einem leichten Dunst zu überziehen. Das Rauschen des Flusses verminderte sich und verstummte schließlich ganz. Auch kein Windhauch war zu spüren. Und nun erfuhr ich gewiß eine der eigenartigsten Sensationen, die einem menschlichen Wesen beschieden sein dürften, nämlich die, so ganz urplötzlich dem dreidimensionalen Raum enthoben zu sein und mich nur noch in der Zeit zu bewegen. Die vollkommene Loslösung von allem Räumlichen war wohl die Ursache, daß ich auch nicht einen Augenblick lang mit dem üblichen Schwindelgefühl zu kämpfen hatte, und geraume Weile gab ich mich ganz dem überaus wohltuenden Eindruck vollkommenster Freiheit hin. Dann aber füllte sich mein Auge wiederum mit den merkwürdigsten Bildern, und die Folge dieser traumartigen Vorstellungen zog in solch rasender Flucht vor meinen Sinnen dahin, daß ich sie später nicht erinnern konnte. Doch ahnte ich deutlich, daß auch dieses wilde Wogen nur das körperliche Trugbild und ungelenke Stammeln ewiger Gedanken war.

Ich hatte wohl instinktiv die Augen geschlossen, um diese fluchtartigen Eindrücke desto tiefer auf mich wirken

zu lassen, doch, wie ich schon sagte, ohne daß ich dadurch ein bleibendes Bild irgendwelcher fest umgrenzter Begebnisse gewann. Der einzige Vorgang, der mir wohl wegen seiner regelmäßigen Wiederkehr im Gedächtnis geblieben ist, war der blitzartige Wechsel von Hell und Dunkel, der diese Vorstellungen begleitete, so daß sie einen Augenblick in hellsten Farben leuchteten und dann ebenso schnell wieder ganz verblaßten und Glasgemälden gleich durch die Nacht gewissermaßen aufgesogen wurden. Ein leichtes Tönen wie von Äolsharfen ging neben diesen flüchtigen Erscheinungen her, und erst der Umstand, daß sich das Singen immer mehr und mehr verstärkte und schließlich zu einem gewaltigen Orchester anschwoll, weckte mich aus dieser halbbetäubten Anschauung.

Die Nacht begann zu weichen. Nur im Westen vermochte ich noch die wohlbekannten Sternbilder zu unterscheiden, und im Nordwesten in leuchtender Pracht den Morgenstern. Der Osten war schon ganz licht und mit einem rosigen Schimmer überzogen. Ein leichter Wind wehte, und von diesem Wehen mochte auch das Tönen herrühren, das mich aus meinen Träumereien aufgeschreckt hatte. Unter mir war noch blaue Nacht, kein Vogel rührte sich, kein Laut drang zu mir herauf, doch war ich möglicherweise auch zu weit von der Erdoberfläche entfernt, als daß mich von dort kommende Stimmen erreicht hätten. Denn wegen des erwähnten nebelartigen Dunstes war es mir nicht verstattet, mich zurecht zu finden oder auch nur Anhaltspunkte über die Höhe, in der ich mich befand, zu gewinnen.

Derweilen war der Himmel im Osten immer heller und feuriger geworden, und das Brausen hatte sich gewaltig verstärkt. Sei es nun von der ungewohnten Hel=

ligkeit oder von dem scharfen Wind, der mir entgegen-wehte, meine Augen begannen lebhaft zu schmerzen, was mich veranlaßte, sie erst mit der Hand zu beschatten und dann wieder ganz zu schließen. Sofort begann auch von neuem das tolle Spiel meiner Phantasien, und ich kam erst wieder zu mir selber, als ich mich nicht gerade sanft auf festen Grund gestellt fühlte.

Zu meiner nicht geringen Verwunderung erkannte ich alsbald den Münsterplatz und vor mir das Münster meiner Heimatstadt. Es mochte etwa acht Uhr morgens sein, denn die Sonne stand schon hoch, andererseits aber ließen die vielen frischen Blumen und Früchte rings um mich und das fröhliche Lachen der Marktfrauen, die gar vergnüglich unter ihren bunten Kopftüchern hervor-lugten, darauf schließen, daß der Morgen noch nicht gar zu weit vorgerückt war. Ein Blick auf die Uhr der Kirche bestätigte mir, daß es vor kurzem acht Uhr geschlagen hatte.

Das Sausen in meinen Ohren hingegen hatte sich nicht gelegt, auch fiel mir das Gehen gar beschwerlich, was von dem immerhin nicht unbeträchtlichen Aufprall her-rühren mochte. Auch glaubte ich zum erstenmal ein leich-tes Schwindel- und Übelkeitsgefühl zu verspüren. Ich lenkte deshalb meine Schritte in das mir seit alters wohlbekannte Café am Münsterplatz und ließ mich an einem der kleinen runden Tische auf dem Fußsteig nie-der, wo ich mir denn auch ein Glas Sirup reichen ließ.

Bei so früher Morgenstunde war es nicht verwunder-lich, daß ich der erste Gast war, doch versprach der Tag ein recht warmer zu werden, und ich würde wohl nicht lange auf Gesellschaft warten müssen. Inzwischen

schaute ich, durch das schöne Wetter und den warmen Sonnenschein heiter angeregt, mit stiller Freude dem bunten Treiben auf dem Markte zu und gelegentlich wohl auch zum Münster hinüber, das sich wie ein gewaltiger roter Riese gegen das leuchtende Gold des Himmels stemmte.

Es mochte gegen neun Uhr sein, und ich hatte bereits das zweite Glas geleert, als mir auffiel, daß ein wohlgekleideter junger Mann, der mir von früher her bekannt schien, zwei- oder dreimal vor dem Café und meinem Tisch vorbeiging und mich dabei aufmerksam ins Auge faßte, als habe auch er einmal meine Bekanntschaft gemacht und könne sich nur, ebenso wie ich selber, der Zeit und des Orts unseres Treffens nicht mehr entsinnen. Drüben an der Ecke der Marktgasse angelangt, blieb er eine Weile nachdenklich stehen, gleich als überlege er, ob er weitergehen oder sich an mich wenden solle, und schon schien er sich für das erstere zu entscheiden, denn er schickte sich bereits zum Gehen an, als er noch einmal den Kopf in meiner Richtung bewegte. Ich benutzte diese Gelegenheit, um ihm zuzuwinken, worauf sich sein Gesicht merklich aufhellte und er ohne weitere Umstände mit ausgestreckter Hand näher trat. Doch schien er darauf zu warten, daß ich das Wort ergriffe, und so begann ich denn, indem ich auf den Stuhl neben dem meinen deutete: „Als Sie soeben vorübergingen, glaubte ich einen Bekannten aus früheren Jahren wiederzufinden, und ich sehe, ich habe mich nicht getäuscht!“

In der Tat wußte der artige junge Mann meinen Namen, ich selber aber wagte aus einer gewissen, mir angeborenen Scheu nicht, ihn nach dem seinigen zu fragen, sondern wartete ab, ob die Lücke in meiner Erinnerung sich nicht gesprächsweise ausfüllen ließe.

Der junge Mann sprach denn auch sofort von den schönen Tagen, die wir vor gar langen Jahren gemeinsam in einem schweizerischen Gebirgsdorf zugebracht hätten, und wie sehr er mich um mein großes Wissen in Dingen der Naturgeschichte, speziell der Botanik, bewundert habe.

„Sie erzählten mir damals viel von den Wundern der Pflanzen- und Tierwelt, und ich war sehr erstaunt und fühlte mich nicht wenig geschmeichelt, daß Sie zu mir, der ich damals noch ein Knabe war, kaum älter als ihre beiden Neffen, doch schon fast wie zu einem Gleichaltrigen gesprochen haben."

Seine letzten Worte versetzten mich in nicht geringes Erstaunen, denn er mochte kaum ein bis zwei Jahre älter als ich und meinem Bruder etwa gleichaltrig sein, auch deuteten seine Züge auf eher weniger als dreißig Jahre, während ich mich selber erst diesem Lebensalter näherte. Andererseits erinnerte ich mich jetzt deutlich, daß wir, das heißt eben mein Bruder und ich, einen Sommer in dem erwähnten Gebirgsdorf in Begleitung unseres Oheims zugebracht hatten, doch lagen mindestens zwanzig Jahre dazwischen, genauer im Sommer des gleichen Jahres, in dem mein Vater gestorben war.

Der junge Mensch mußte mich demnach mit meinem Oheim verwechseln, und sonderbarerweise schien er sich der Verwunderung und Bestürzung, die mein Gesicht ob solchen Irrtums doch zweifelsohne hätte verraten sollen, gar nicht bewußt zu werden. Im Gegenteil, er fuhr fort, mir von seinen Beschäftigungen zu erzählen, die ganz im Rahmen der Gespräche lagen, die er mit mir vor so langer Zeit gepflegt haben wollte. Er habe eifrig dem Studium der Naturwissenschaften oblegen, meinte

er, freilich ohne Antwort auf gewisse Fragen zu finden, deren Lösung sein ganzes Streben gewidmet sei.

Indessen vermochte ich nicht ganz so seinen Worten zu folgen, wie er es zu erwarten schien, sei es nun aus eigenem Zweifel und Unsicherheit heraus oder aber, weil ich mich keineswegs in die Rolle meines Oheims schicken wollte oder, ich möchte fast sagen, wagte. Was er mir da anvertraute und weiterhin anvertrauen wollte, machte mich nur um vieles unruhiger, und ich wäre am liebsten allein geblieben, um bei mir selber zu erwägen, wieso eine solche Verwechslung überhaupt möglich gewesen war.

„Verzeihen Sie, mein Herr," begann indes mein Nachbar wieder, „daß ich Ihnen so unvermittelt von meinen Dingen erzähle. Das ist der Egoismus des Jüngeren, und Sie werden wohl verstehen, daß es mich seit jener Zeit unablässig gedrängt hat, wieder mit Ihnen zusammen zu sein. Doch gestatten Sie jetzt dem neugierigen Frager, sich nach Ihrem Wohlbefinden zu erkundigen."

Hier entstand eine Pause, während der er mich genauer ins Auge zu fassen schien und derweil ich mich vergebens nach einem Ausweg aus diesem Mißverständnis mühte. „Ich muß Sie um Verzeihung bitten," begann ich endlich, — doch im nämlichen Augenblick versagte mir auch schon die Stimme. Eine Weile saßen wir uns stumm gegenüber, der junge Freund meines Oheims und ich. Dann stand ich plötzlich auf: „Ich will herzlich gerne versuchen, Ihnen Rede zu stehen, ich sehe indessen, daß die Zeit drängt. Ich habe, weil ich nur ganz vorübergehend in dieser Stadt bin, eine ganze Anzahl wichtiger Verpflichtungen, so zum Beispiel die, dem

Münsterturm einen Besuch abzustatten. Wenn es Sie aber vergnügt, mich auf dieser Expedition zu begleiten, will ich Ihnen, wie gesagt, gerne Rede und Antwort stehen. Auch beginnt die Hitze hier allgemach drückend zu werden, und es sollte mich nicht weiter verwundern, wenn ein Gewitter im Anzug wäre."

Mit diesen Worten winkte ich der Bedienerin, und mein Nachbar drückte durch kurzes Nicken seine Zustimmung aus.

Indem ich jedoch bezahlte, fiel mein Blick in das Innere des Cafés und dort in einen großen Spiegel oberhalb des Buffets, und nun verstand ich auch mit einemmal, wie die Verwechslung mit meinem Oheim überhaupt möglich gewesen war. Ich sah nämlich dort mein eigenes Gesicht, doch schien es mir um dreißig Jahre gealtert und von unsäglichem Gram verzehrt. Oder war es in der Tat das Antlitz meines Oheims, das ich in jenem Spiegel erblickte? Nein, denn neben dem meinigen stand ja das Spiegelbild des jungen Mannes, mit dem ich soeben noch gesprochen hatte. Ich fühlte, daß ich heftig erbleichte, und wäre ich allein gewesen, wäre ich gewiß jählings zusammengebrochen.

Dem jungen Manne mußte mein Schrecken nicht entgangen sein, denn er faßte meinen Arm und sagte:

„Verzeihen Sie, ist Ihnen nicht wohl? Ich sah Sie so plötzlich erbleichen."

Aber ich wehrte ihm ab: „Nein, lassen wir das. Gehen wir!" Und dann setzte ich noch hinzu: „Sie sehen, ich bin gar alt und gebrechlich geworden seit jener Zeit!"

Wir gingen schweigend über den Platz. Es schlug gerade zehn Uhr. An der kleinen Tür zum Turm hielt ich inne: „Ich glaube, ich lasse Ihnen den Vortritt,"

begann ich. „Sie sehen ja, ich bin über Nacht zum alten Mann geworden ...“

Doch er schien mich nicht zu verstehen. Er erwiderte: „Ich steige oft auf den Turm und auf die Giebel des Münsters. Es ist mir jeweils ein großer Genuß, über die Stadt und weiter hinaus ins Land zu schauen. Mir ist, als atme man leichter und freier dort. Die Menschen sind dann so fern, und doch stehen sie mir in solchen Augenblicken näher, denn indes ich mich in ihrer Mitte bewege.“

Bei diesen Worten war ein schönes Leuchten in seinen Augen erwacht, und ich nickte ihm freudig zu.

Dann begann der Aufstieg. Anfangs vermochte ich ihm, der, wie ich selber vorgeschlagen hatte, auf der engen Treppe voraufging, noch zu folgen. Dann aber überfiel mich ein starkes Herzklopfen, das wieder einer großen Erschlaffung Platz machte. Ich mußte einige Minuten innehalten, und so kam es, daß mein Begleiter einen ziemlichen Vorsprung gewann und ihn mein Zuruf augenscheinlich nicht mehr erreichte. Statt seiner kam mir ein älterer Herr in Gesellschaft einer jungen Dame entgegen, die ihrerseits im Abstieg begriffen waren, und als ich zur Seite trat, um ihnen auf der engen Treppe Platz zu machen, lüftete der Herr den grauen Filzhut und sagte: „Ich vermute, daß Ihr Zuruf dem jungen Mann gegolten hat, dem wir vor einer Weile, so wie jetzt Ihnen, begegneten. Ich fürchte, daß er ihn nicht mehr vernommen hat, denn er stieg so schnell aufwärts, daß meine junge Freundin und ich selber uns über seine Ausdauer nicht wenig verwunderten. Es tut mir leid, daß ich Ihren Zuruf nicht weitergegeben habe. Vielleicht hätte er ihn auf diesem Umweg doch noch erreicht.“

Ich murmelte einige Worte des Dankes, und die beiden gingen weiter.

Im ersten Zwischenstock angelangt, beugte ich mich dankbar und erleichtert über die Brüstung, denn ich hatte mit heftiger Atemnot zu kämpfen, und nach einigen Minuten der Ruhe und Überlegung, vielleicht aber auch, weil ich insgeheim die mir notwendig scheinende Aussprache scheute, beschloß ich wieder umzukehren, und ehe viel Zeit verging, stand ich wie vordem unten auf dem Platz.

Inzwischen hatte es das erste Viertel nach zehn Uhr geschlagen, und die Geschäftigkeit der Marktbewohner hatte ihren Höhepunkt erreicht. Bei jedem Schritt wurden einem die frischen Früchte und Gemüse gar eifrig angepriesen, und die vielen Blumen verbreiteten einen nahezu betäubenden Duft. Langsam wendete ich mich wieder zu dem Café, woselbst ich bis vor kurzem gesessen hatte, und suchte mir die seltsamen Geschehnisse der Nacht und ihre verhängnisvollen Folgen für mein Äußeres ins Gedächtnis zu rufen.

Zwei Tische dem meinigen entfernt erkannte ich den Herrn und die junge Dame, die ich vor kurzem auf den Turmstufen angetroffen hatte und die mir über meinen Begleiter so freundliche Auskunft gegeben hatten, und als ihre Augen den meinigen begegneten, sendeten sie mir ein liebenswürdiges Lächeln, das ich mit einer kurzen Verbeugung erwiderte. Einige Schritte weiter saß eine Anzahl junger Leute, die gewiß die Universität der Stadt besuchten. Ein fröhliches Lachen drang gelegentlich von ihrem Tisch zu dem meinigen.

Es mochte wohl an eine Viertelstunde vergangen sein,

als mich ein erstaunter Zuruf aus meiner Nachdenklichkeit weckte, und da sah ich denn, daß die Studenten aufgesprungen waren und irgend jemandem, den ich bislang noch nicht entdecken konnte, mit heftigen Armbewegungen und gellendem Rufen Zeichen zu machen schienen. Auch meine beiden Nachbarn waren aufgestanden, und ich hörte, wie der Herr mit artigen Worten einen der jungen Leute um Aufschluß über ihr sonderbares Gebaren bat, worauf der Gefragte zum Münsterturm deutete, wo sich uns denn auch wahrlich ein selten ergreifendes Schauspiel bot.

Auf der annähernd höchsten Zinne des Turmes, die im Sonnenlicht glänzte, war eine menschliche Gestalt zu entdecken, die sich dort mit katzenartiger Gewandtheit hin und her bewegte, und doch hatte man nicht den Eindruck, als handle es sich um einen Seiltänzer oder berufsmäßigen Akrobaten, sondern es war etwas so merkwürdig Verzücktes, gleichsam Unirdisches in den Bewegungen jenes Menschen, wie es Kundigen wohl nur bei Schlafwandlern begegnet ist, die nicht kraft großen Geschicks, sondern einem ihnen selbst unbewußten Triebe gehorchend die gefährlichsten Wagstücke unternehmen.

Auch die Leute auf dem Platz waren derweil aufmerksam geworden, und viele hundert Augen verfolgten nun angestrengt jede einzelne der Bewegungen des kühnen Mannes. Manch einer aus der Menge ließ sich zu einem gellenden Zuruf hinreißen, der den Wagemutigen indes nicht zu erreichen schien, wie ich im stillen gerne erhoffte, denn jede unerwartete Störung konnte einen für den jungen Mann verhängnisvollen Fehltritt zur Folge haben. Ich durfte nämlich nicht bezweifeln, daß dieser zweite Quasimodo, der nun dort oben in der

Morgensonne stand, kein anderer war als der, der noch vor kurzem mir hier zur Seite gesessen hatte.

Mit einer Mischung von Angst und Vergnügen, der sich noch geheimer Neid gesellte, sah ich von meinem armseligen Alltag aus zu, wie jener mit erhabener Sicherheit und in fast verklärter Schönheit sich völlig frei dort oben ergehen konnte. Hatte ich doch selbst in trüben Stunden nicht selten sehnsüchtig zu jener höchsten Höhe aufgeschaut, aber Schwindel überfiel mich schon allein bei dem Gedanken an solches Abenteuer, das selbst andere, Wagemutigere als gar dreiste Kühnheit und Übermut gekennzeichnet hätten.

Dann aber malte ich mir die Aussicht aus, deren jener Jüngling von solch hoher Warte genießen durfte, während ich hier unten durch die grausame Verzerrung des Alters und ängstlichen Schwindel zurückgehalten wurde. Doch beileibe nicht etwa allein die Aussicht auf die Stadt und die rebenbekränzten Höhen der Umgegend und die näheren und ferneren Gebirge oder die Flußläufe des Rheins und der Ill, die ich ja selber schon oft erblickt und genossen hatte, sondern mir war, als müsse er noch anderes schauen, das weit hinter jenen Höhen und Gebirgen lag. Und in der Tat glaubte ich zu erkennen, wie er mit der Hand die Augen beschattete und lange ins Land hinaus spähte, und mir deuchte gar, ich blicke in sein seltsam verklärtes Antlitz, und es spiegle sich in seinen Augen ein kleines von der vielen großen Pracht, die er erschaute.

„Wer ist der mutige junge Mann?" wendete sich der Herr von neuem an einen der Studenten. Und als dieser verneinend die Achseln zuckte, richtete er die gleiche Frage an mich und fügte noch hinzu, indem er mir forschend

ins Auge sah: „Wenn ich nicht irre, ist es derselbe, dem wir kurz vor Ihnen selber auf den Stufen zum Turm begegnet sind."

„Ich weiß nicht, ob es der nämliche ist," gab ich zurück, „doch ist es wohl möglich, daß er es sei. Denn er schien mir ein eifriger, lernbegieriger Mensch zu sein. Seinen Namen hingegen weiß ich nicht."

„Ja," begann der andere wieder, „als er oben an uns vorüberschritt, schien er uns gar nicht wahrzunehmen. Er hatte den Blick ganz nach innen gekehrt, wie einer, der blind seinem Schicksal folgt ... Ein gar gewaltig, gefährlich Unterfangen ...!"

Indem er noch sprach, hatte der junge Mann die höchste Spitze des Münsterturms erreicht. Er hielt mit der einen Hand das schimmernde Kreuz, das dort als Wahrzeichen des Glaubens prangt, umspannt und schien von neuem in die Ferne zu spähen. Und nun weiß ich nicht, wie es gekommen ... vielleicht hatte sein Mut einen Zweiten verlockt, das gleiche zu wagen, und der war unbemerkt von uns allen, etwa auf der anderen, uns abgewendeten Seite des Turms emporgeklommen ... wie dem auch sei, mit einem stand ein zweiter Mann neben ihm, der in einen dunkeln Mantel gekleidet war, den nun der Wind um seinen hagern Körper bleute ...

Und diese beiden schienen sich miteinander zu bereden, und, wie wir aus den Bewegungen des Zweiten schließen konnten, erklärte er dem Erstgekommenen den Blick auf das flache Land und die Gebirge und die Ströme, und auch andere rätselhafte Dinge, die hinter dem Kranz jener Berge und tief im Schoß jener Flüsse lagerten, Dinge, die wohl nur solchen sichtbar und verständlich waren, die auf solch hoher Warte sich befanden.

Sonderbarerweise schien mein Nachbar die gleichen Gedanken bei sich zu erwägen, denn er wandte sich von neuem und ganz unvermittelt an mich: „Gar weit scheinen jene zwei Männer zu schauen, und der eine scheint mir ein recht gelehrter Mann zu sein, der sich nicht zum erstenmal auf solcher Höhe befindet. Wenn wir seine Worte vernehmen könnten, würde uns wohl mancherlei zu lernen sein von Dingen, die wir hier nur schemengleich empfinden ..."

Hier unterbrach er sich, denn im nämlichen Augenblick ließ sich das Geräusch fernen Donnerschlags vernehmen, und hinter den Giebeln der Häuser auf der Westseite des Marktes war eine kleine dunkle Wolke sichtbar geworden. Auch hatte ein leichter Wind sich erhoben ...

„Mir scheint, ein Gewitter ist im Anzug, und soweit ich sehe, wird es nicht lange währen, bis es über uns kommt ..." sagte der Herr weiter.

Da drang auch schon ein deutlicheres Grollen an unser Ohr, und wie uns, so mußte es den anderen aufgefallen sein, denn aller Augen richteten sich auf die Wolke im Westen, die mit Windeseile sich vergrößerte und verbreiterte. Niemand achtete mehr der kühnen Männer auf dem Münsterturm; einige der Händler begannen bereits ihre Waren, soweit sie durch einen Regenguß notleiden könnten, in Sicherheit zu bringen, und andere suchten die Reste ihrer Vorräte in Eile und zu billigen Preisen vollends zu veräußern. Bloß die vielen Blumen schienen ihre durstigen Kelche freudig dem kommenden Regen entgegenzurecken.

Der Wind nahm mittlerweile an Stärke zu, und mit ihm kamen die Wolken immer eiliger und drohender heraufgezogen. Nicht lange Zeit würde verstreichen, bis

sie die Sonne, die nun bald im Zenith stand, erreichten, und gegen den westlichen Horizont glaubte ich bereits das Zucken einzelner Blitze zu unterscheiden.

Allein die beiden Männer auf dem Turm schienen sich nicht um die heraufziehende Gefahr zu kümmern. Ich hatte sogar den Eindruck, als beredeten sie sich nur noch eifriger, und einzig der schwarze Mantel des einen flatterte jetzt heftiger im Wind. Ein unheimliches Gefühl der Angst beschlich mein Herz. Es kränkte mich, daß die anderen ob des nahenden Unwetters der beiden Wagemutigen, die doch eben noch ihre begeisterte Bewunderung erweckt hatten, völlig vergessen und sich nunmehr bloß um ihre eigene Sicherheit und etwa die ihrer Waren sorgen sollten. Ich für mein Teil suchte durch lebhafte Bewegungen meiner Arme und meines Hutes die Aufmerksamkeit der beiden zu erregen, die zudem gerade auf das Treiben des Marktes niederzuschauen schienen.

Gleich darauf schob sich auch schon die erste Wolke über das Antlitz der Sonne. Ein kalter Schauer durchzuckte Aller Glieder, ein mächtiger Windstoß wirbelte Staub, dürre Blätter und Fetzen schmutzigen Papiers auf, der Wetterhahn des Zunfthauses krächzte schauerlich, ein paar Läden wurden krachend zugeschlagen, und alsbald fielen auch die ersten Tropfen. In wenigen Minuten war der ganze Platz leer, bis auf einige Leute, die auf der anderen Seite des Markts ihre Körbe vollends in Sicherheit brachten.

Und nun begann ein Unwetter, wie ich es bislang nie erlebt hatte. Der ganze Himmel war gleichsam schwarz, und das Tageslicht war so verdunkelt, als gehe es nicht auf Mittag, sondern als seien es die letzten Viertelstunden der Dämmerung. Vielleicht waren es die schweren

Regenmassen, die den Tag so in Nacht verwandelten und die das Pflaster so zischend peitschten, gleich wie Hagelschlag; mir aber deuchte, als habe dieser Welt das letzte Stündlein geschlagen, und ehe noch die alte Uhr drüben im Münster die Zwölfe weise, und ehe noch der HERR segnend die Hand über den Kreis der Apostel hebe, würden wir alle vor unserem Richter stehen. Und so haben vielleicht auch andere gedacht, denn jeden Augenblick zuckten solch rasende flackernde Blitze auf, und so groß und gewaltig war das Getöse des Donners, daß es nicht nur den Kleinen der Stadt ängstlich zu Mute ward.

Ich indes stand noch immer auf dem Fußsteig, um nach meinem jungen Freund und dessen Begleiter Ausschau zu halten, die gewiß noch oben auf der Spitze des Turmes standen: denn wie hätten sie auch Zeit zu dem beschwerlichen Abstieg finden sollen. In der Tat glaubte ich während eines hellen Aufblitzens die schlanke Gestalt meines Freundes und den flatternden Mantel des andern zu erspähen, und zwischen dem Rollen des Donners vermeinte ich sogar ihre Stimmen zu vernehmen.

Gar gellend und grausam schien sie mir zu tönen, die Stimme des dunkeln Fremdlings im Mantel, wie ein Wehlaut klang es aus jener Höhe durch das Tosen des Regens: — vielleicht war es auch nur das Kreischen eines Ladens, was ich da hörte, oder gar ein Weinen, das sich aus meinem eignen gequälten Herzen rang. Doch nein, während eines zweiten Blitzstrahls sah ich deutlich, wie die zwei Männer oben auf dem Turm heftig und zornig einander schalten und sich bekämpften: und gleich darauf sah ich ihn stürzen. Er hielt den schwarzen Mantel des andern fest in seiner Hand.

Da fiel auch ich. Ich sah noch einmal auf die vielen Menschen, die sich in dem erleuchteten Rahmen der Tür des Cafés drängten, ich glaubte den Herrn mit seiner jungen Begleiterin zu erkennen. Eine Sekunde lang fühlte ich einen heftigen Schmerz am Hinterkopf, dann schlossen sich mir die Augen. Meine Ohren brausten seltene, engelgleiche Melodien, wie von den Äolsharfen der Nacht, und dann hörte ich allein noch eine Stimme, die laut und deutlich sagte: „Welch junge Seele hat doch dieser alte Mann ..."

Meine Finger waren fest ins feuchte Moos verkrampft. Ein schweres schmerzliches Gefühl drückte mich, und ich wartete eine Zeitlang, ehe ich die Augen aufschlug. Es war stille, tiefe Nacht. Meine Uhr war stehen geblieben, plötzlich stehen geblieben, wie mir schien, denn vor kurzem hatte ich noch ihr Ticken gehört. Alles war gestorben. Kein Zweig rührte sich, kein Blatt, kein Halm, kein Wölklein am Himmel. Tief am Horizont verzehrte Antares sein rötliches Licht.

Aber dann hub meine Seele drüben am Waldrand wieder an zu weinen und zu klagen: ‚Wo bist du denn gestrauchelt und gefallen, daß ich dich verloren habe? Wo bist du denn liegen geblieben, daß ich dich nun so lange suche? Gestern glaubte ich, daß ich dich erreicht und gefunden hätte, aber heute bist du mir wieder ganz entschwunden ...'

‚Seele', rief ich, und ich sprang auf, ‚wo bist denn du? Daß ich dich sehe! Ich höre wohl deine Stimme, aber ich sehe dich nicht. Geraum schon suche ich dich, und glaube immer, daß ich dich finde. Komm doch herüber, daß ich dich schaue und fasse und behalte ...'

Aber sie antwortete nicht mehr. Nur schluchzen hörte ich sie noch eine Weile. Dann verstummte sie ganz.

Es wurde wieder still. Wieder hörte ich allein das emsige Zirpen der Grillen, des Einsamen nächtliches Lied ... Wann wird endlich Morgen werden? ...

... Wann wird endlich Frucht aus diesem Elend kommen? Wann wird endlich Tag werden aus dieser Nacht?

... Morgen, vielleicht morgen! ...

Ich wanderte lange. Ich hatte den Weg verloren. Schließlich langte ich wieder an der Stelle an, wo ich eben noch gelegen hatte. Ich erkannte sie an dem schwarzen Mantel des anderen, der im Grase lag. Ich nahm ihn auf.

Doch ein kleines Häuschen stand jetzt dort. Und auf der Bank vor dem Häuschen saß ein Mann. Er hielt eine brennende Pfeife im Mund.

Als ich nach einigem Zögern auf ihn zutrat und ihn um den Weg zur Stadt befragte, rückte er zur Seite und hieß mich neben ihm Platz nehmen.

„Es ist kein weiter Weg zur Stadt. Doch ist er nicht leicht zu finden. Wenn Sie sich eine Weile gedulden wollen, will ich Sie ein Stück geleiten, bis Sie ganz sicher gehen."

Wir saßen einige Zeit stumm Seite an Seite. Dann begann ich: „Sie haben sich einen schönen Wohnort erwählt. Wohnen Sie immer hier?"

„Ja," meinte er, und nach einer Pause fuhr er fort: „ich bin nämlich Maler." Dann stand er mit einemmal auf und ging zur Türe.

„Wenn Sie eintreten wollen," sagte er mit einladender Gebärde. Er zündete zwei Kerzen an.

Es war ein kleiner, weißgetünchter Raum. Die niedere Decke wurde in der Mitte durch einen mächtigen Pfeiler getragen. Zur Linken öffnete sich ein großes Fenster, durch das jetzt bloß die Sterne schauten. An den Wänden hingen einige leere Rahmen. Im Hintergrund stand ein kleiner Ofen, dann eine leichte Holzwand, die wohl ein Bett versteckte. Rechts ein großer Tisch, auf dem die Werkzeuge des Künstlers lagen, vor dem Fenster die Staffelei, dann ein paar Stühle.

Gegen den Pfeiler der Mitte lehnte ein Bild, ein zweifelsohne bemerkenswertes Bild.

„Wenn Sie erlauben," sagte ich und ergriff einen der Leuchter.

Er zuckte die Achseln und wandte sich zum Fenster, durch das die Sterne schauten.

Ein unbekleidetes Mädchen mit offenem schwarzem Haar, das einen schweren blauen Vorhang lüftete. Im Halbdunkel hinter dem Vorhang erkannte ich eine verschlossene Tür.

„Der Weg ins Freie!" sagte ich halblaut.

Der Maler klopfte seine Pfeife aus: „Ich male schon lange an dem Bild. Und ich werde wohl noch lange dran arbeiten müssen. Doch wenn es Ihnen recht ist, wollen wir jetzt gehen," setzte er, wie mir schien, ziemlich hastig hinzu.

Er löschte die Kerzen und schloß die Türe hinter uns zu. Der nächtige Wald nahm uns auf.

„Wir stehen im Zeichen des Steinbocks," fing ich wieder an, wohl mehr in der Absicht, das Schweigen zu brechen.

Er nickte kurz: „Ja, des Steinbocks." Doch dann fuhr er fort: „Ja, ich male schon lange an dem Bild, das Sie

soeben gesehen haben. Aber es ist nicht der Weg ins Freie, der, wie Sie sagten, durch jene Türe führt. Mir scheint, hinter jener Türe lauern Gespenster, Gespenster ganz besonderer Art. Nicht etwa Fratzen, beileibe nicht! Vielleicht früher einmal. Warum nicht Elfen? Kleine schimmernde Wesen? Nein, auch das ist es nicht ..."

Hier unterbrach er sich. Wir standen an einem stillen Teich, über dem viele Hunderte kleiner flackernder Lichter schwebten.

Er faßte mich am Arm und legte den Finger vor den Mund. „Geben Sie acht," flüsterte er. „Das sind die Seelen, die erst geboren werden ..."

Ich fröstelte und schloß den Mantel enger.

Zwei der kleinen Lichter kamen näher. Sie flogen nebeneinander, sprachen. ‚Warum werden wir denn geboren?' fragte die eine.

‚Weil es des HERRN Wille ist und es so geschrieben steht,' sagte die zweite.

‚Doch wer ist der HERR?' begann die erste wieder.

‚Wie kannst du nur so töricht fragen?' antwortete die zweite. ‚Man sieht daran, welch junge kindische Seele du bist. Wie sollte ich dir den HERRN beschreiben, da Er doch gar nicht sichtbar, geschweige denn zu erklären ist?'

‚Wie werden wir aber geboren?'

‚Ein mächtiger Wind kommt, der uns mit sich trägt und einem Körper einhaucht, und ebenso verlassen wir den Körper wieder, wenn er alt und gebrechlich wird oder sonst auf irgend welche Weise untauglich geworden ist. Es kann aber auch ein Mensch bei Lebzeiten seine Seele verlieren, zum Beispiel, wenn er ein schweres Verbrechen begangen hat. Als Strafe muß ein solcher Mensch seine Seele überall suchen, aber wiederfinden kann er sie

nicht, es sei denn aus Gnade. Doch das trifft selten zu, denn der HERR ist ja barmherzig und voll Mitleids . . .'

Und während die andere sich scheu und ängstlich umsah, fuhr sie fort: ‚Es gibt aber auch edle und gute Menschen, die sich so innig lieben, daß sie beim Kusse ihre Seelen vertauschen und dann der eine mit des anderen Seele lebt. Das sind dann wahrhaft glückliche Menschen, denen kein Erdenleid etwas anhaben kann und von denen der Volksmund sagt, daß sie eines Herzens und einer Seele sind.'

Sie flogen weiter. Zwei andere kamen: ‚Mir träumte, ich sei geboren worden, letzte Nacht. Es war so viel Leids. Ich will nicht geboren werden, nie! . . . Es war so grausam, ich sah viel Blut . . . Mich schaudert noch . . .'

‚Was sahst du denn?'

‚Ja, wie war es noch? Es war tiefe Nacht. Ich hörte stöhnen, röcheln. Jemand stöhnte. Jemand weinte. Ich sehe sie noch. Der HERR sei mir gnädig und jenen beiden Menschen! . . . Nur eine einzige Kerze brannte, und die verlosch . . . Zu viel Bluts . . . Gleich darauf wurde ein kleines Licht sichtbar, das durchs Zimmer irrte und an die Türen und Fenster pochte und dann verschwand. Da hörte auch das Stöhnen auf, nur das Weinen dauerte danach noch fort . . .'

Mein Begleiter legte mir die Hand auf die Schulter: „Kommen Sie fort! Es ist bald Mitternacht. Und wie Sie selber sagten, wir stehen im Zeichen des Steinbocks . ."

Wir gingen eine Strecke Wegs. Ich glaube, er stützte mich. Aber ein Wort haben wir nicht mehr gesprochen.

Bald darauf tauchte der Kirchturm von Sankt Margrethen auf. Wir standen eine kleine Weile oben an der Mauer und schauten auf die Lichter der Stadt. Dann

schlug es zwölf Uhr, und da reichte er mir stumm die Hand.

Ich sah ihm nach, wie er langsam über den Hügel schritt und zuletzt verschwand.

Unten in der Elmendingerstraße begegnete ich ein paar trunkenen Studenten. Sie lärmten und fuchtelten wild mit ihren Stöcken. Einer begann ein Lied zu singen, aber es war ein traurig Lied. Gröhlend fällt der Chor der anderen ein, aber es ist ein traurig Lied. Den Graben rasselt eine späte Droschke entlang.

Dann biege ich in die Sankt Albanvorstadt ein. An Nummer 64, Burckhardts Haus vorbei. Die Fenster sind noch hell.

— Ja, morgen, vielleicht morgen! —

Jetzt bin ich beim Münster. Es ist einsam dort bei Tag, aber bei Nacht ist es ganz still. Kein Mensch ist dort, selbst vorne auf der Pfalz ist es ganz einsam. Nein, ein Mann steht dort. Unter der Laterne, vorne an der Brüstung. Er trägt einen altmodischen schwarzen Mantel und einen großen weichen Hut in der Hand. Er sieht auf den Fluß hinab, der unter ihm rauscht.

Aber der Mann ist kein friedlicher Mann. Ich höre deutlich, daß er seufzt. Es ist ein bitteres Seufzen, fast ein Schelten. Und dann fängt er an zu sprechen. Es sind zornige Worte, die er spricht, fast ein Fluchen. Ich sehe, wie er die Fäuste ballt.

Ich gehe ganz nahe bei ihm vorbei, doch er achtet meiner nicht. Der Mann ist so zornig, daß er nichts hört, es sei denn seinen eigenen Groll. Ein paar Schritte von ihm entfernt setze ich mich auf eine der Bänke. Er fesselt mich, der seltsame Schelter.

Nach einer Weile verstummt er. Doch sein Zorn ist nicht verflogen. Ich sehe, wie seine hageren Hände den Rand des Hutes zerknittern. Er kann nur nicht mehr sprechen vor Zorn. Ja, jetzt spuckt er wütend auf den Boden. Der Schaum stand ihm auf den Lippen, würgte seine Kehle. Und dann bricht er plötzlich in ein wildes Lachen aus, ein grausames, wahnsinniges Lachen, das seinen ganzen Körper schüttelt.

Geraume Weile steht er so. Dann blickt er auf. Das Licht der Laterne fällt voll auf sein Gesicht. Ein wutentstelltes, bleiches, gespenstisches Gesicht. Aber ich kenne ihn, kenne ihn wohl, ist es doch der Meister, der dort steht.

Ich glaube, ich habe laut aufgelacht, denn ich sehe, daß er erschreckt zu mir herübersieht. Seine Augen haben einen stieren, bösen Ausdruck. Doch erkennen kann er mich nicht, da ich im Dunkel der Bäume sitze. Einen Augenblick scheint er zu überlegen, ob er auf mich zutreten soll, aber dann stülpt er den Hut auf den Kopf und geht eilends fort.

Ich höre seine Schritte auf dem Pflaster verhallen. Soll ich ihm folgen? Etwa mich entschuldigen? Doch nein, es wäre sinnlos, wenig ehrenvoll für mich und für den, den ich eben noch Meister nannte. Besser bleiben und dann selber gehen ...

Auf dem Turm schlägt es die Halbe nach Mitternacht. Die Höhenfeuer sind erloschen, aber hinter Sankt Crischona beginnt es licht zu werden. Der späte Mond steigt herauf ...

Fröstelnd stand ich auf. Nein, es war nicht klug, so spät durch die Straßen zu irren, da doch so Seltsames und wenig Glaubhaftes geschieht in der Johannisnacht. Ein weher Klang stieg aus der Tiefe des Flusses, strich

durch die Gewölbe des Kreuzgangs und längs der roten Mauern über den Rasen und Lorbeer und Epheu, der dort verstohlen wuchert. Ein schweres Netz von Wehleid hängte sich über die Kronen der Bäume, rauschte dort mit den Blättern und mit dem Wasser des Brunnens. Der Himmel dröhnte wie von großem, fernem Glockenschlag. Oder war es allein der Nachtwind, der so im Dunkel huschte und in den Nischen seufzte?

Und warum waren mit einemmal die Kirchenfenster hell? Mir war, ich höre Orgelton. Ja, ich hörte deutlich, daß die Orgel klang. Und Stimmen, die sangen. Ein Nachtgottesdienst, vielleicht!

Ich trat zur Tür, um zu lauschen. Ja, dort sangen Stimmen, und indem ich mit unbedachter Schulter gegen den Flügel drückte, öffnete er sich mit einem leise knirschenden Laut.

Nie noch hatte ich das Münster so voll gesehen, nie so viele Beter. Sie saßen da in Reihen dicht gedrängt, doch wohl geordnet. Vor mir die alten Weiblein, und dann die Jungen, und dann die Jüngeren und ganz vorne die Allerjüngsten. In den Gängen aber und oben in den Fenstern der Galerie drängten sich die Männer und die Knaben, alle schwarz und sorgsam gekleidet zu großer Feierlichkeit.

Totenklage war es mir erschienen, als ich eintrat, und herzbrechendes Leidtragen um einen, der gestorben war und dessen ahnungsvolle Seele nun sündhaft schmachtete. Ein kalter Lufthauch war durch die Kirche gegangen wie von gewaltigem Flügelschlag, der die Kerzen schwanken machte und zu verlöschen drohte. Ein schwerer Schatten war über den gebückten Häuptern hingeglitten, Schmerzensschreie hatten sich kleinen,

zuckenden Flammen vergleichlich aus dem Gewoge gelöst, Notseufzer aus tausend Bedrängter Brüsten, und Hilferufe als von verhaltener Angst.

Doch dann war der Würgengel vorübergeschritten. Friedlichere Akkorde hatten eingesetzt, der Grabesruhe gemahnend. Ein verschleiertes Weinen schwebte über der Menge, feierliche Stimmen öffneten sich, die hoffend trauerten, das Bekenntnis des Credo lag auf den eben noch zweifelnden Zungen. Und der Mutter gleich, die liebend alle lenkt und kräftigt, breitete die Orgel ihre tröstende und schmerzensreiche Stimme über Aller Scheitel aus, hob ihr Stammeln zu sich empor, trug es längs der Pfeiler und Säulen, schwang es hinauf zum Chor und bettete es endlich in die schwarzen Nischen der hohen Fenster und in die leeren Schreine und in die Winkel des alten Chorgestühls.

Der Gottesdienst war zu Ende. Die Frommen erhoben sich und drängten zur Türe. Der Abschiedschoral setzte ein. Schon wollte ich mich entfernen, als mein Blick dem eines älteren, gleich den übrigen in Schwarz gekleideten Herrn begegnete. Auch hier hatte ich wieder die Empfindung, daß wir von altersher Bekannte seien, ohne daß ich mich seines Namens oder seines Standes entsinnen konnte. Da er mir aber freundlich zunickte, trat ich mit der Frage auf ihn zu, welches denn der Anlaß zu solch ungewöhnlicher nächtlicher Feier gewesen sei.

Er sah mich erst erstaunt an und erwiderte dann nach einigem Zögern: „Sie scheinen noch immer so zurückgezogen und von der Welt abgekehrt zu leben wie in früheren Jahren.“ Und mit einigem Kopfschütteln setzte er hinzu: „Ich glaube nicht, daß das gut oder gar richtig

ist. Immerhin steht mir ein Urteil darüber nicht zu, und ich müßte aufrichtig bedauern, wenn Sie diese Bemerkung als Tadel oder auch nur als ungefragten Ratschlag empfinden sollten. Ich weiß wohl, daß es jedermanns eigene Sache ist, sein Leben in Gottes Namen so zu leben, wie er glaubt, daß er es leben muß ..."

Er hielt den Kopf gesenkt, während er solches sagte, und erst nach einer Weile fuhr er fort: „Wenn es Ihnen genehm ist, wollen wir warten, bis die Gläubigen die Kirche verlassen haben, alsdann sollen Sie selber sehen ..."

Mit diesen Worten zog er sich hinter einen der Pfeiler zurück, und ich folgte gerne seinem Beispiel, denn ich fühlte, daß ich hier fremd sei und von der Gemeinde als ungeladener Gast unliebsam empfunden werden könne.

Während wir beide im Schatten der Säule des weiteren warteten, fand ich Muße, die späten Kirchgänger, die gemessenen Schritts fast lautlos an uns vorüberzogen, zu mustern. Meine anfängliche Befürchtung, durch mein helleres Kleid Aufsehen zu wecken, erwies sich als nichtig, denn niemand schien unser zu achten. Mir dagegen fiel auf, wie bleich Aller Gesichter waren und wie bedeutsam nach drinnen gekehrt die Blicke dieser vielen Menschen, gleich als richteten sie sich auf ein ihnen selber innewohnendes Licht. Doch o Wunder, mit einemmal glaubte ich unter den vielen alte, mir wohlbekannte Gesichter wiederzufinden: Thomas, unsern Knecht, der ja längst gestorben war. Und dort den Schmied aus unserem Dorf, zu dessen Beerdigung meine Tante mich vor vielen Jahren mitgeführt hatte. Wenige Tage vor seinem Tod hatte er noch vor der Tür der Werkstatt gesessen, die sein Sohn schon längst betrieb, und hatte sich

seiner Enkel ergötzt, die vor ihm im Sande spielten. Und dort die alte Rieke! Fast hätte ich ihr zugerufen. Doch nein, was sollten die hier in einem fremden Land mitten in der Nacht! Mitten in der Johannisnacht! (Welch lächerlicher Einfall, welch unsinniger Gedanke!)

Das Münster begann sich zu entleeren. Die Lichter erloschen eines nach dem andern. Die Orgel war verstummt, nur vorne beim Taufstein ging noch ein letztes, einsames Paar. Ein Mann und eine Frau. Langsam kamen sie näher. Ich kannte den Mann. Ja, ich kannte die aufrechte strenge Haltung. Jener Mann war mein Vater. Und ich kannte auch die Frau neben ihm, denn ihr Bild hing über meinem Bett.

„Vater!" wollte ich rufen. Doch die Stimme versagte mir, denn im nämlichen Augenblick fiel der Schein der Lampe, die oberhalb des Eingangs hing, voll auf beider Antlitz, und da sah ich denn das kleine runde Loch an meiner Mutter Brust. Wortlos gingen sie vorüber und ohne mich anzusehen. Hinter ihnen fiel die Türe ins Schloß.

Während ich mich anschickte, ihnen heimlich nachzugehen, legte sich die Hand meines Begleiters, dessen ich ganz vergessen hatte, schwer auf meine Schulter.

„Kommen Sie jetzt," sagte er. „Es ist Zeit, bevor noch die Lichter verlöschen . . ."

Willenlos folgte ich ihm durch das Halbdunkel des Mittelschiffs. Am andern Ende, wenige Schritte vor dem Altar brannten noch zwei Kerzen, die in der Tat jeden Augenblick verlöschen mochten, und ihr spärliches Licht bot meinen entsetzten Augen einen neuen, unerhörteren Anblick.

Dort stand ein Sarg, und als ich auf das Geheiß

meines Begleiters den Deckel lüftete, erkannte ich in den Mantel gehüllt, den ich selber eben noch getragen hatte, den gleichen Mann, den ich vor kurzem als mein eigen Bild in dem Spiegel jenes Cafés am heimatlichen Münsterplatz erkannt hatte.

Indem ich mit der Hand entsetzt über meine Augen strich, erlosch die erste Kerze. Doch das Bild selber wollte nicht weichen.

Auf dem weißen Kissen, das dem Kopf des Toten als Stütze diente, waren zwei kleine Flecken frischen Bluts, die noch von dem Sturz während des geschilderten Gewitters herrühren mochten, und dieser Umstand weckte wohl in mir die Vorstellung, daß noch Leben in ihm sei. Seine Lider waren indes fest geschlossen, und seine Hände, die er vor der Brust gefaltet hielt, waren wächsern und kalt.

Da verlöschte denn auch die zweite Kerze mit einem zischenden Laut. Tiefes Dunkel umfing mich und den Toten, und die furchtbare Erschütterung, die dieser traurige Anblick in meinem Innern bewirkt hatte, ließ mich, einer Ohnmacht nahe, neben dem Sarg auf die kalten Fliesen niedersinken.

Erst das Geräusch schlürfender Schritte weckte mich aus meiner Betäubung. Einige der Lampen im Querschiff waren wieder aufgeflammt. Der Sarg war verschwunden. Ein Mann, der einen rasselnden Schlüsselbund in der Hand trug, kam die Stufen vom Chor herab. „Gestatten Sie mir," sagte er, indem er auf mich zutrat, „es ist Zeit, die Kirche zu verlassen. Ich bin der Küster, der seinen letzten Rundgang macht," fügte er zur Erklärung bei.

Ich stammelte hastig einige Worte der Entschuldigung,

und schon wandte ich mich zum Gehen, als das Spiel der Orgel von neuem anhub. Ein matter Lichtschein fiel von dem erhöhten Pult des Organisten, ein grauer Kopf saß tief über ein dickes Notenbuch gebeugt. Erst ein paar feierliche Akkorde, dann plötzlich hell das Präludium. Über das Leiden und den Tod Christi. Da er verleugnet ward.

Ich war unwillkürlich stehen geblieben, und erst die schlürfenden Schritte des Küsters schreckten mich wieder auf. Um ihm nicht ein zweites Mal Rede stehen zu müssen, ging ich eilends dem Ausgang zu. Da rief er mir nach: „Sie müssen die kleine Tür zur Linken nehmen . . ."

Der Platz war der späten Nachtstunde gemäß fast ganz verfinstert. Nur vorne, wo der Schlüsselberg heraufführt, und weiter drüben bei der Augustinergasse brannten zwei Laternen. Ihr ärmliches Licht flackerte im Nachtwind, und die Schatten der Bäume huschten in närrischen Verschlingungen über den Sand der Straße und längs der weißgetünchten Mauern.

Ich stand noch geraume Zeit unter dem niedrigen Bogen der Pforte, die hinter mir sorgsam verriegelt worden war, und lauschte dem Spiel der Orgel drinnen, das durch die Fugen der Tür deutlich mein Ohr erreichte. Dem Schreien um Erlösung, all der Qual des Sterbens mußte ja der hohe Ruf der Verheißung folgen; er würde erst leise und zaghaft wie aus großer Ferne vernehmlich tönen, dann aber immer mächtiger und voller werden, bis er in der Stunde des Todes selbst alles Leiden und allen Schmerz vertilgt und übertürmt, und während draußen Finsternis ist und der Vorhang des Tempels von oben bis unten zerrissen wird, würden die Tore des

Paradieses weitgeöffnet stehen, und von dem großen Licht würde ein kleiner Strahl auch in das Herz des Menschen fallen, der sich ihm zugewandt.

Doch nein, er zögerte noch. ‚Mich dürstet', klang es drinnen, und der Schwamm, der in Essig getaucht ward, wurde schwankend vor Seinen zuckenden Mund gebracht. ‚Mich dürstet!' Und dann plötzlich, mitten durch das Hohngelächter der Knappen: ‚Morgen wirst du mit Mir im Paradiese sein.' Es kam wie aus der Ferne, von hinter den Bergen, von hinter den Wolken, es kam wie mit dem Wind ...

Da ein leichtes Klirren ... Mir zu Füßen lag ein dunkles Etwas, das doch glitzerte. Ein Schwert?

Ein helles Lachen hieß mich aufschauen. ‚Ich habe mein Schwert verloren,' klang es.

In der Tat, der heilige Martin saß droben auf seinem Roß und schaute nachdenklich herunter.

‚Es ist so dunkel hier. Ich kann nicht genau sehen, wo es liegt. Aber ich hörte es unten auf dem Pflaster klirren. Hast du nicht eine Leiter?'

Das sagte er wohl zum heiligen Georg, denn der hielt plötzlich sein Pferd an.

‚Was ist geschehen?' brummte er.

‚Mein Schwert ist auf den Platz hinuntergefallen. Hast du nicht eine Leiter?'

Der heilige Georg zog seine Lanze aus dem Maul des Drachen. Der kleine Drache fing an fürchterlich zu niesen.

‚Gott sei dank!' meinte er dann und begann mit dem Schweif zu schlagen. ‚Nun ist man wieder einmal wirklich Mensch!'

Der heilige Georg lachte: ‚Du bist doch ein Drache.

Was redest du da? Falls du nicht gleich fein brav bist, fange ich wieder an.'

,Nein, so war es nicht gemeint,' antwortete prompt der kleine Drache. ,Aber es ist beschwerlich, das ganze Jahr über deinen Stecken im Maul zu haben.' Und er begann wieder zu niesen. Kleine leuchtende Schwefelwölkchen traten aus seinen Nüstern.

,Halt!' protestierte der heilige Georg. ,Mein Pferd wird scheu. Es kann den Gestank nicht vertragen.'

,Ein fürchterlicher Kerl!' sagte das Pferd und begann mit dem Huf zu scharren, daß die Funken stoben. ,Mach ihn doch endlich kaputt!'

,Nein, nein! . . .' machte der Drache. ,Der scheußliche Speer ist an allem schuld . . .' und er fing wieder an, mit dem Schweif treuherzig begütigend gegen die Wand zu klopfen. Doch der heilige Georg unterbrach ihn: ,Nein, das ist nicht erlaubt,' sagte er. ,Der liebe Gott hat bestimmt, daß es immer Drachen geben soll, und so darf ich ihn nie ganz tot machen, so leid es mir tut.' Auch der heilige Georg begann ob des Schwefels zu hüsteln. ,Scheußliches Zeug!' brummte er.

,Was habt ihr dort drüben? Hörst du denn nicht?' rief jetzt der heilige Martin wieder. Er war ganz ungeduldig. ,Ich habe mein Schwert verloren. Es muß unten auf dem Platz liegen. Hast du nicht eine Leiter, Bruder Georg?'

Aber Bruder Georg hatte keine Leiter. Er sagte das auch und meinte, es sei unritterlich, sein Schwert zu verlieren.

,Du bist das ganze Jahr über so mitleidig, daß du überhaupt kein Ritter mehr bist. Ich kämpfe das ganze Jahr gegen dieses Ungeheuer hier, während du bloß deinen Mantel abschneidest. Nicht wahr, Drache?' sagte er selbstgefällig.

‚Jawohl!‘ bestätigte der Drache wehmütig. ‚Du tust mir heillos weh!‘ Die kleinen Schwefelwölkchen stiegen wieder zum heiligen Georg hinüber ...

‚Verdamm' dich!‘ nieste der und hob drohend den Speer. Doch der Drache wedelte schon wieder reumütig: ‚Laß es gut sein ...‘

‚Redet doch nicht die ganze Zeit da drüben!‘ fing der heilige Martin wieder an. ‚Mir ist es um mein Schwert zu tun. Ich kann doch nicht ohne Schwert bleiben. Ein Ritter ohne Schwert! Was würden die kleinen Buben morgen sagen.‘

‚Du bist ja gar kein Ritter,‘ schalt Sankt Georg unwillig zurück. ‚Du bist viel zu mitleidig mit deinem langweiligen Bettler, der dazu noch gar nicht vorhanden ist. Ein rechter Ritter verliert sein Schwert nicht.‘ Und sein Streitroß wieherte Beifall.

‚Du bist zu weichherzig. Ich habe ein richtiges steinernes Herz. Nicht wahr, Drache?‘

Diesmal blieb der kleine Drache die Antwort schuldig, denn er leckte sich gerade die Tatzen. Aber der heilige Georg brauchte auch keine. Er war sich seiner Sache ganz sicher. Nicht so der heilige Martin. ‚Auch ich habe ein steinernes Herz,‘ sagte er, ‚aber der liebe Gott hat bestimmt, daß es immer Bettler gebe und ich immer mitleidig sei. Ich habe auch ein steinernes Herz,‘ und er schlug mit der Hand an den klirrenden Küraß, ‚doch kann man mitleidig und zugleich tapfer sein ...‘

Der heilige Georg gab dies schließlich auch zu, nur sein Streitroß wieherte höhnisch.

‚Versuch es doch mit deiner Lanze, Bruder Georg.‘

Ich sah, wie Bruder Georg schwerfällig vom Pferd stieg und sich rittlings auf sein Postament setzte. Die andern sahen aufmerksam zu.

‚Wenn er nur die Lanze verlöre …‘ brummte der Drache.

‚Hast du gehört, er will, daß auch die Lanze hinunterfällt?‘ machte Ritter Georgs Roß.

Doch der hörte nicht. Er fuchtelte gar gefährlich mit seinem spitzen Stecken in der Luft herum, aber der war natürlich viel zu kurz.

‚Nein es geht nicht!‘ sagte er nach einer Pause, indem er die Achseln zuckte.

Der heilige Martin seufzte tief auf: ‚Wenn nur einer des Weges käme und mir mein Schwert wiedergäbe. Ich würde ihm gerne alles geben, was er verlangt. Es fehlen nur noch wenige Minuten bis eins, und ich kann doch unmöglich ohne Schwert bleiben. Alles was er sich wünschte, sollte der haben. Doch in dieser schläfrigen Stadt …‘

‚Das soll man sich nicht zweimal sagen lassen …‘ sagte ich da zu mir selber und trat aus meinem Winkel heraus. ‚Heda!‘ rief ich und ergriff das Schwert. ‚Hier ist jemand.‘

Die beiden Ritter sahen überrascht herunter.

‚Wirf mir mein Schwert herauf,‘ sagte der heilige Martin.

Das erste Mal gelang es nicht, es fiel wieder klirrend zur Erde. Doch beim zweiten Mal bekam er es richtig zu fassen.

Im nämlichen Augenblick begann die Uhr zu schlagen. Die beiden Ritter richteten sich auch sofort steif in ihren Sätteln auf. Sankt Georg hob schon wieder den Speer, und sogar der kleine Drache öffnete bereits sein Maul …

‚Sankt Martin!‘ rief ich. ‚Sankt Martin! Was gibst du mir nun?‘ Ein wilder Schrecken hatte mich befallen. ‚Sankt Martin, Sankt Martin, leih mir dein steinernes Herz …!‘

Aber Sankt Martin rührte sich nicht. Sankt Martin war wieder zu Stein geworden. Fest hielt Sankt Martin sein Schwert, zerteilte den steinernen Mantel.

Auch Sankt Georg war verstummt. Sein Speer stak wieder tief im Maul des Drachen. Nur sein Roß schien mir noch einmal höhnisch zuzulächeln.

Ich stand wieder allein auf dem großen Platz. Der Nachtwind wehte kühler, und die Blätter rauschten.

‚Sankt Martin!' rief ich noch einmal leise. ‚Sankt Martin, leih mir dein steinernes Herz!'

Doch Sankt Martin blieb kalt und stumm.

Langsam ging ich über den Platz, und dann am Museum vorbei, den Rheinsprung hinunter. Oben, wo der Ausblick frei ist beim Weißen Haus, blieb ich noch eine Weile stehen. Hinter dem Grenzacher Horn war der Mond sichtbar geworden, eine schlanke blasse Sichel. Ein schmaler glänzender Streifen stand er über dem Fluß.

Unten bog ich ein und ging langsam über die Brücke. Mir war, als komme mir jemand von der anderen Seite entgegen. Doch war es wohl nur ein Schatten, denn als ich innehielt, rührte sich nichts mehr, und die Schritte, die ich erst zu vernehmen glaubte, waren nur das Echo meiner eigenen.

Geraume Weile stand ich über die Brüstung gebeugt und schaute auf den Strom hinab. Er schien mir so still und schwarz in dieser Nacht. Allein die lichte Bahn des Mondes und zwei Laternen am Rheinweg verrieten, daß er lebte.

Seufzend richtete ich mich auf. Nein, ich würde wohl nicht schlafen können heute. Es war noch gut zu gehen.

In der Tat, dort ging jemand. Jemand kam mir entgegen, eine Frau. Ich wunderte mich, daß mir zu dieser Stunde eine Frau begegnen sollte. Doch warum auch? Was ging jene Frau mich an?

Vor dem Heiligen am Käppelijoch, just in der Mitte der Brücke kreuzten sich unsere Schritte. Zwei dunkle Augen sahen zu mir auf. Gewiß hatte ich sie schon einmal gesehen, dieses Mädchen. Ich kannte die Augen, ihr helles blondes Haar.

Eine Sekunde lang erwog ich, ob ich stehen bleiben, zu ihr sprechen solle. Ich hatte schon die Hand am Hut. Und mir war, als zögere auch sie. Doch dann ging ich weiter. Es schien mir wenig schicklich, nachts kurz nach ein Uhr junge Damen allein auf einer Brücke anzusprechen. Ich ging nur schneller.

Erst beim Ende der Brücke sah ich noch einmal zurück. Drüben auf der anderen Seite ging sie. Ich sah sie genau, und mir war, als wende auch sie den Kopf . . .

Hatte nicht jemand meinen Namen gerufen?

Erschrocken blickte ich mich um. Nein, niemand war da. Doch halt. Wieder hörte ich einen, der mich rief. Es kam vom Fluß herauf. Ich kannte die Stimme.

Ja, dort stand er in seinem Boot. Aufrecht stand er dort, in seinem Boot und er lachte laut: „Wollt Ihr nicht mit mir fahren in dieser sonderlichen Nacht? Den Fluß hinab?"

„Ja!" rief ich zurück, „ich komme."

Er hielt unten am Ufer und reichte mir die Hand: „Kommt! Setzt Euch dort!"

Dann sah er sich noch einmal nach mir um: „Soll ich abstoßen?" fragte er.

„Ja! Stoßet ab! . . ."

III

Ist es nicht sonderbar um uns und unser Denken bestellt, darum, daß wir so gar nicht Herr und unseres eigenen Bewußtseins mächtig sind, sondern daß uns, sei es nun aus Erinnerung, Gewissen oder unbewußter Erfahrung heraus alltäglich die wundersamsten Gedanken kommen, irgendwoher aus dem Dunkel unserer inneren Welt hervortreten und sich mit einemmal vor uns hindrängen mit der Hartnäckigkeit und verwirrenden Miene des Todfeindes? Oder daß sich plötzlich Bilder vor unseren Augen auftun, sich Schlangen gleich durch unsere Träume schlingen, den Grundstock eines ganzen Gebäudes, den Grundton ganzer Melodien bilden?

Nun sagt man wohl von einem Menschen, den Erinnerungen an eine von ihm begangene schlechte Tat quälen, daß ihn sein Gewissen peinige, aber wenn es einem einfiele, den, der so spricht, darnach auszuforschen, wie denn das Gewissen der Menschen so verschieden und mannigfach gestaltet sein könne, würde der Befragte wohl einigermaßen in Verlegenheit geraten. Der Fragende würde nämlich gewiß nicht versäumen, jener Verbrecher Erwähnung zu tun, die selbst in ihrem letzten Stündlein keinen Ausdruck der Reue oder auch nur des leisesten Bedauerns für eine von ihnen getane Missetat hatten. Im Gegenteil, ich erinnere mich sehr wohl, daß ein Mann, der den eigenen Vater umgebracht hatte, sich gar nicht dieserhalb Gewissensbisse machte, sondern darum, daß er einmal vor vielen Jahren als ganz junger Knabe einen kleinen Hund zu Tode gequält hatte. Der Mann gestand, daß ihn der Gedanke an diese Übeltat seit seiner Kindheit verfolgt habe, und der entsetzte Aus-

druck in den Augen des Vaters sei ihm ein kleines Übel erschienen neben dem in jenen Tieraugen. Auch haben sich manche gewiß nicht verwerfliche Menschen zeitlebens einer Freveltat gerühmt, die sie ihrer Meinung nach, sei diese auch eine irrige, im Interesse einer höheren Gemeinschaft begangen haben, zum Beispiel ihrer Familie, ihres Geschlechts oder gar ihres Vaterlandes. Deren Gewissen scheint auch nicht einen Augenblick lang anders gesprochen zu haben, und um einer an und für sich verdammenswerten Tat willen ist wohl auch ihr Name in der späteren Geschichte verherrlicht und baß gepriesen worden.

Wenn aber einmal einer einen tiefen Schmerz erfahren hat, ein Mann etwa seine Frau oder sein Kind verloren hat, und dies unter besonders traurigen Umständen, ist es wohl möglich, daß die Erinnerung an ein derartig schmerzliches Erlebnis den Mann nie wieder verläßt, vor allem gar, wenn er sich den Vorwurf nicht ersparen kann, daß er selber, sei's auch nur aus Sorglosigkeit, Schuld an solch traurigem Geschehnis trug. Auch in diesem Fall kann einer von Gewissensbissen reden, insofern nämlich, als der Mann, sagen wir, unter dem Einfluß eines ihm selber vielleicht nicht einmal zu Bewußtsein gelangten Übelwollens stand und also dieser oder jener Versäumnis zu zeihen sei; im allgemeinen aber pflegt man von einem solchen Menschen zu sagen, daß ihn die Erinnerung quäle, und er einen einmal erlittenen Schmerz nicht überwinden könne, daß er von einem unmäßig traurigen Erlebnis nie wieder ganz losgekommen sei.

Weniger aufdringlich erscheinen uns zumeist angenehme, freudige Erinnerungen. Man hört selten, daß ein

Mensch aus Freude grau wurde oder daß sich sein Verstand vor einem unerwartet glücklichen Erlebnis verwirrte, und kaum je wird von einem berichtet, der aus allzugroßer Lust gestorben ist. Dies vielleicht bloß aus dem Grunde, daß wir uns auf das große Glück jederzeit gedanklich und durch instinktives Sehnen vorbereiten, vor schmerzlichen Erinnerungen hingegen uns nur allzu gerne verschließen und dem Unglück also nicht gleich gewappnet entgegentreten. Zwar habe ich von einem Geiger gehört, dem eines schweren Leidens halber das Geigenspiel lange Zeit hindurch gänzlich untersagt war, daß ihm am ersten Abend, als ihm der Arzt gestattete, sein Instrument wieder zur Hand zu nehmen, das Herz buchstäblich in Stücke brach. Doch sind derlei Fälle selten, und ein findiger Kopf könnte allerhand triftige Gründe anführen dafür, daß selbst große Freude im allgemeinen nicht sinnesverwirrend oder gar tödlich ist. Indessen dürfte er nicht bestreiten, daß die Erinnerung an ein gutes oder schlimmes Erlebnis und ebensolche Tat das Herz und Leben eines Menschen wenn nicht vollkommen vernichten, so doch unsäglich schädigen kann.

Nun hat allerdings jener französische Forscher, dessen ich bereits im zweiten Buch gedachte, unserer Auffassung über Erinnerung gänzlich neue Bahnen gewiesen, und in neuerer Zeit wird gar viel über gewisse seelische Erlebnisse gesprochen, die auf die Lebensführung der einzelnen Menschen, selbst ohne deren Wissen, gewaltigsten und tiefsten Einfluß nehmen können. Manch einer redet da von frühen Wunden und Wundern der Kindheit, von verschmähter Liebe und nie gebrochenem Trotze, verfehlten Zielen, die im Leeren liegen, von Mängeln,

die ins Bodenlose wachsen, und Tiefen, die sich unermeßlich weiten.

Von jenen dunkeln großen Mächten aber, die da walten, und von den Sünden der Väter, von dem Fluche des HERRN Gottes, der da währet bis ins dritte und vierte Glied, von all dem wird dem Durstigen kein Seher sagen, und das, was die Blätter der Esche in jenen fernen Stunden gerauscht und geflüstert und die Winde geraunt und die hohen Sterne gesungen, verrät auch nicht das kühnste Horoskop.

Schwanke zuckende Schatten allein drängen sich vor die Augen des Träumers, Bilder der Vergangenheit und der Zukunft, Bilder hoher Erhebung und tiefsten unermeßlichen Falls, Wellen von Lust und große schwellende Wogen verzweifelten Schiffbruchs, Friedensrufe der Dämmerung und Hilferufe bei Nacht.

Wenn ich nun, und das ist ja der Zweck dieser Schrift, von einem Bilde berichte oder vielmehr von einer Reihe von Bildern, die mir täglich und stündlich vor Augen stehen und die mich, wenn ich ihrer nicht achte, dergestalt quälen, daß ich bei Nacht nicht schlafen und bei Tag nicht wachen kann, so geschieht dies nicht etwa darum, daß ein Kundiger mich deren Inhalt lehre, sondern einzig und allein in der Hoffnung, daß ich mir bei der Niederschrift selber klar werde, wieso mir solches geworden.

Diese Schrift ist somit an mich selber gerichtet, und vielleicht an solche, die sich zum Sehen meiner Augen und zum Verstehen meiner Art bedienen wollen. Sie ist ferner ein Bekenntnis eigenen Nichtwissens und eigenen Unvermögens und mehr noch als reuiges Be-

kennen einer Anklage; denn wie sollte ein Mensch bekennen und nicht zugleich anklagen dafür, daß er nicht weiß oder auch nur Unfaßliches nicht fassen kann.

Ich wiederhole: gar leicht und friedlich deucht den Reuigen die christliche Lehre vom Pfahl im Fleisch, gar lieblich lächelt dem frommen Zweifler die nachbarliche Nähe heilsamer Buße und verheißener Erlösung. Trostspendend schien sie auch mir, als mich nach Ruhe verlangte und des HERRN vielgepriesene Gnade auf Aller Lippen war. Doch die zweigespaltene Zunge der Lehre vermag nur der zu küssen, der Glauben hat, und den Abgrund zwischen Liebe und Gerechtigkeit füllt wiederum allein der Glaube. Doch wo nicht Offenbarung ist, da fehlt der Glaube, und wo nicht Glaube ist, da ist nicht Offenbarung ...

Allvater aber sitzt düster sinnend in der Tiefe, und was er sinnt, das wird. Lichter Nebel, der vom versteckten Brunnen aufsteigt, tränkt die immergrünen Zweige der Esche, hoch im Gipfel nistet der weise Adler, und was er kündet, trägt Ratatöskr, das hurtige Eichhorn, zu Nidhöggr, dem Drachen, der in dem Abgrund haust, und solches, bis das Garn der Nornen versponnen und die Wurzel zernagt und das zornige Geschlecht der Asen zerschmissen ist und neue Götter neuer Schuld verfallen ...

In der englischen Grafschaft Cornwallis, die weit in den Atlantischen Ozean hinausragt und die wegen ihrer geheimen Schluchten und Klüfte wohl bekannt ist, geht die Sage, daß dort vor vielen Jahren ein frommer Priester in einer kleinen Hütte nahe dem Meeresstrand lebte. Es sei aber etwa zur Zeit König Alfreds gewesen,

als dieser Teil von England noch kaum den angelsächsischen Herrschern unterworfen war, und jene Küste habe damals einer fast unnahbaren Wildnis geglichen.

Für den Glauben mancher Menschen soll die Einsamkeit gerade festigend sein, anders aber sei es unserem Priester ergangen, der, vielleicht darum, daß er nicht genügend in der Schrift unterrichtet gewesen, oder allein durch die Nähe der geheimen Mächte des Meeres und der Felsen, an dem göttlichen Wort irre zu werden fürchtete. Und er flehte deshalb zu Gott, daß er ihm ein Zeichen sende kraft seiner allmächtigen Güte ...

„Gott kam zu mir über Nacht," sagt der Heilige, „über Nacht kam er zu mir, und heute früh sah ich seine Fußstapfen vor der Tür meiner Hütte. Er klopfte an die Tür und sagte: ‚Steh auf und öffne mir'." Da erhebt sich der Heilige von seinem Lager aus dürren Blättern und öffnet, doch niemand steht dort. Nur die Sterne funkeln, und das Wasser des nahen Baches rauscht. Und dreimal wiederholt sich der Ruf, dreimal tritt der Heilige vor die Hütte. Beim dritten Mal zeichnet er mit seinem Stab ein großes Kreuz in den Sand, im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Da beginnt das Kreuz wundersam zu leuchten.

Nicht weit von ihm wohnt der Zauberer. Er ist wohl erfahren in kabbalistischen Zeichen. Auch er vermag Wunder zu tun und Kranke zu heilen. In der gleichen Nacht tritt der Erdgeist zu ihm. Ein wunderlich seltsam Wesen, der wohl sichtbar und erkennbar ist, denn er ist nicht reiner Geist. Der Zauberer spricht zu ihm: „Geh hinauf zum Einsiedler und sag ihm, daß du die Erde erschaffen hast."

Derweilen spricht der Einsiedler: „Nun an diesem

leuchtenden Zeichen erkenne ich, daß Gott hier gewesen ist." Und er fällt auf seine Knie: „Herr segne mich, deinen Diener und Knecht." Als er wieder aufblickt, steht der Erdgeist neben ihm. Das Kreuz ist verloschen.

„Wer bist du?" fragt der Priester.

„Ich bin der Geist, der die Erde erschaffen hat."

„Greulich ist dein Ansehen, mir scheint, und sündhaft ist dein Werk."

Darauf der Erdgeist: „Ist mein Werk sündhaft, da du eben dies Kreuz geschaut hast? Mir deucht, dies Kreuz war dir soeben noch das Sinnbild des Herrn deines Gottes...."

Und eine andere Geschichte wird von dem gleichen Priester berichtet. Er habe, so heißt es, darnach getrachtet, das Geheimnis des Meeres zu erforschen. Zuerst habe er es mit eindringlichen Reden und Bitten versucht, dann aber habe er im Namen des Höchsten die heftigsten Drohungen und Verwünschungen gegen die Geister des Wassers ausgestoßen, und als auch dies nichts vermochte, habe er allerlei Runen und Zaubersprüche angewendet, die er in früheren Jahren einem alten Barden in Irland abgelauscht hatte. So saß er drei Tage und drei Nächte lang auf einem Felsen am Strand. Das Meer aber rauschte und stürmte und ward wieder ruhig, und manchmal gebärdete es sich gar zornig und drohte dem Weisen, daß es ihn verschlänge. Dann stiegen gewaltige Gewitter auf, und jähe Blitze zuckten gefährlich, während sich draußen hohe Wellen türmten und mancherlei Trümmer und Reste aufs Land geschleudert wurden. Doch der Heilige ließ sich nicht beirren. Auch kümmerte er sich bei Tag nicht um das Schreien der Möwen noch um das schauerliche Krächzen des Meeradlers, und des

Nachts nicht um das grausige Flüstern des Wassers und die klagenden Stimmen, die aus der Tiefe kamen. Dreimal sah er die Sonne auf- und niedergehen, dreimal sah er den Mond aufkreisen und verblassen, ohne daß er Speise zu sich nahm und seinen Durst löschte. Endlich am vierten Morgen, als die Sterne schwanden und bald darauf die Sonne ihre ersten Strahlen über das Wasser sandte, hätten die Wellen sachte einen nackten Frauenkörper ans Land getragen. Da sei der Heilige denn voll Freude aufgesprungen, indem er aber näherkam, habe er gesehen, daß es ein Leichnam war. Und so habe er voll Entsetzen sein Haupt verhüllt und sei eilends davongegangen. Der Felsen aber, auf dem er gesessen, wird heute noch gezeigt. Er steht auf einer schmalen Landzunge, etwa zwei Stunden südwestlich von Falmouth.

Der dänische Schriftsteller Kierkegaard hat es in einer hinreichend bekannten Schrift unternommen, den Begriff der Offenbarung zu erörtern, und es scheint mir dies ein gar bewundernswertes, gewaltig wichtiges Unterfangen. Allerdings habe ich auch in dieser seiner Schrift nicht Antwort auf gerade die Frage gefunden, die mir so ganz besonders am Herzen liegt, und gar schmerzlich ist mir der Gedanke, daß dieser große Mann nicht mehr am Leben ist, ansonst ich gewiß den weiten Weg nach Kopenhagen nicht scheuen würde, ihn um freundlich Gehör und Auskunft zu bitten.

So aber muß ich allein versuchen, mir insoweit Klarheit zu verschaffen, als mir die Wahrheit überhaupt zugänglich ist, und damit mich nicht einer mit der Frage jenes römischen Landpflegers frage, was denn Wahrheit

sei. Und so scheint mir denn, obwohl ich in solchen Dingen wenig unterrichtet bin (und über das wahrhaft Göttliche mögen die Theologen entscheiden), als müsse alle theologische oder philosophische Spekulation, welcher Art sie auch sei, an einer gewissen Grenze allein auf Offenbarung beruhen, die jedem Menschen als solche mögliche wohl eingeboren oder sonst zugänglich ist und eben darum dem einzelnen in irgendwelcher seinem Fühlen und seiner Vernunft angemessenen Form und Gewandung zuteil und wahrnehmlich wird.

Bei den meisten dieser Welt nun scheint mir die Offenbarung mit einem Wunsch, einer Sehnsucht, mit dem Ideal des betreffenden Menschen verknüpft zu sein, was manche einen Fehler, andere aber einen großen Vorzug nennen, denn denen wird im ewigen Wandel des Ideals eine gewisse Befriedigung im Suchen und Finden niemals genommen werden können. Wohl aber wird dem, der so empfindet, häufig begegnen (und das ist, was jenen Verneinenden in gewisser Beziehung berechtigter Anlaß zur Verneinung wird), daß, wenn der eine zum Beispiel eine Sache schön findet, also eine Art Offenbarung hat, die ihm kundtut, daß eine so beschaffene Sache eine schöne zu nennen sei, die nämliche Sache von einem zweiten gemäß anderer Offenbarung als unschön empfunden wird.

Und so sage ich denn, daß sich die Offenbarung nicht auf das Wie und das Wo oder das Wann eines Seienden beziehen kann, sondern allein auf das Sein dieses Seienden. Denn wenn einer des Nachts die Offenbarung hat, daß ein Seiendes so oder so beschaffen ist, wird er am folgenden Morgen mit dem Zweifel erwachen müssen. Und der Mann wird ewig schwanken müssen zwischen

seiner Gewißheit und seinem Zweifel und daran zugrunde gehen (er sei denn ein Gläubiger), außer er erkennt zur rechten Zeit, daß seine Gewißheit und sein Zweifel in ihrem Verhältnis zum offenbaren Sein eigentlich eines sind, insofern nämlich, als jeder Gewißheit über die Beschaffenheit und das Dasein eines Seienden der Zweifel folgen muß. Wohl muß sich das Seiende zu seiner Offenbarung eines Daseins und einer Form bedienen, aber die Form, deren es sich bedient, hat nichts mit dem Sein dieses Seienden gemein.

Wenn demnach einer sagt: ich hatte die Offenbarung, daß Gott Gott ist, das heißt Gott sich selber ist, wird es wohl keinem Vernünftigen einfallen, dies zu bestreiten. Wenn der gleiche Mann aber sagt: ich hatte die Offenbarung, daß Gott gut ist, könnte sein Nachbar sich auf andere Offenbarung berufen, gemäß der Gott das gegenteilige oder auch nur ein anderslautendes Prädikat zukomme. Und wer sollte in solchem Fall entscheiden, welche der beiden Offenbarungen zu recht bestehe? Außer der zufällige Schiedsrichter hatte selber eine Offenbarung im positiven oder negativen Sinne und läßt die Mehrzahl entscheiden, obwohl diese an und für sich gewiß kein Beweis für die Richtigkeit und kein Maßstab für den Wert einer Aussage ist.

Gesetzt den Fall nun, der Schiedsrichter gäbe dem Nachbar recht, also dem, der sagt, daß Gott nicht gut, sondern etwa böse sei, und die gleichlautende Offenbarung beider schiene ihnen ein ausreichender Beweis für deren Richtigkeit, so könnte doch im weiteren Verlauf eines sich etwa daran anschließenden Gesprächs ein Streit zwischen den zweien entstehen, insoweit nämlich der erste fortführe und spräche: Ich hatte die Offen-

barung, daß Gott überhaupt nicht da ist. Da könnte denn der, der erst Schiedsrichter war, antworten: Gemäß mir gewordener Offenbarung ist Gott da. Und die beiden würden, wenn jeder an seiner vermeintlichen Offenbarung festhielte, der eine den anderen falscher Aussage bezichtigen müssen und vielleicht ihr Leben lang grimmige Feinde sein.

Hingegen können beide recht wohl gute Freunde bleiben, wenn sie einsehen, daß der eine den Glauben hat und der andere ein Andersgläubiger ist, und darum sage ich: Ebensowenig, wie es eine Offenbarung über den Inhalt eines Seienden gibt, es sei denn im Glauben, gibt es eine Offenbarung über das Dasein eines Seienden, es sei denn im Glauben, außer man rechnet eine negative Aussage gleich einer positiven, indem nämlich einer sage: — Ich habe die Offenbarung, daß dem nicht so, sondern anders ist. Zwar weiß ich nichts von dem Anderssein dieses Seienden, aber dieses Seiende ist wahrlich nicht das zu Offenbarende. —

Doch habe ich mich weit von dem eigentlichen Zweck dieser Schrift entfernt, bin abgeschweift, wie ich es so gerne tue, und nun kostet es mich große Mühe, mich wieder zurecht zu finden auf meine Straße. Denn gleich jenem Wanderer, der von Zinsdorf nach Helmstadt wandert, das Ammerbachtal entlang, verlocken mich allzeit die umgebenden bewaldeten oder rebenbekränzten Höhen, von meinem Ziele abzuweichen und den mancherlei verschlungenen Pfaden zu folgen, die sich dann wohl im Tannenwald verlieren, dort etwa, wo die heitere Quelle entspringt und in Mittsommernächten Elfen und Mondstrahlen um die roten Stämme tanzen, oder

etwa auch zu dem zerfallenden Gemäuer jenes Turmes führen, der dort im Kranz der Pappeln steht und mir so einladend winkte, aufs Land hinauszuschauen.

Es war aber von Bildern, von denen ich sprach. Von den Bildern oder vielmehr von jener Reihe von Bildern, die mich nie verlassen, die mir manchmal Verfolger und manchmal Tröster sind und von denen ich, wenn ich sie erst anschaue, nicht sagen kann, ob sie mir heute gefallen oder mißfallen, ob sie mich schmerzlich oder freudig bewegen werden, so daß sie gewissermaßen immer an der Grenze stehen zwischen Liebe und Haß, zwischen Lust und qualvollstem Jammer.

Denn einmal sind diese Bilder, und vor allem das eine, das mir immer vor Augen steht und von dem ich hier berichte, mild und lächelnd und liebend zugleich, strahlend von Sonne und Licht, das andere Mal aber düster und bleich, im gräßlichen Halbdunkel eiserner Mauern und mit einer schwarzen Lache von Blut.

Dieses Bild aber zu beschreiben, vermag ich nicht, ohne daß ich zurückschaue durch lange Jahre hindurch, die, obwohl deren viele vergangen sind und viel Farben, Geäst und Gemäuer dazwischen liegen, sich gleich einer hohlen Gasse auftun bis zu jener Zeit, in der dieses Bild aus wilden, schmerzlichen Zusammenhängen heraus geboren ward. Im Gegenteil, all das, was zwischen jener Zeit und heute liegt, all die vielen kleinen und großen Dinge, die sich vor mir und jenem Geschehen flüchtig zusammenballen, damit ja die Straße recht breit und der Ausblick recht weit sei und ferne reiche, alle diese vielen Dinge und Erinnerungen scheinen mir gleich wie Leute, die aus Fenstern schauen, zurückzublicken auf jene Zeit.

Und nunmehr komme ich auf das zurück, was ich zu Beginn dieses dritten Buches sagte, nämlich auf die Frage nach der Bedeutung und der Ursache der Bedeutung, die ein Geschehnis auf das Leben eines Menschen üben kann, auf die Fesseln, die, seien sie nun aus Eisen oder weichstem Samt, es ihm antun, auf die Bürde, mit der es ihn beladen und betrauen kann. Denn wahrhaft begnadet und gesegnet ist der, dem solche Bürde und Denkmal zu Heil und Läuterung gereicht (und dessen Herz wird Mitleid nicht verschlossen bleiben); grausam aber und gespenstisch ist das Los dessen, der um eines Bildes willen seine Liebe und seinen Haß verlor, den ein Geschehen nicht zu einem besonders bösen oder besonders guten, geläuterten Manne machte, sondern zu einem Menschen, der eigentlich kein Mensch mehr ist, sondern allein noch ein Schatten seiner selbst.

Damit mir aber nicht wieder einer von Gewissen rede und von Gerechtigkeit, sage ich, was hat denn ein Geschehnis, ein schmerzlicher Zufall, durch welchen einer seinen Arm oder sein Bein, sein Auge verlor, mit Gerechtigkeit zu tun? Der, dem solches zustieße, schiene mir vielmehr ein gerechtfertigter Ankläger zu sein, denn was hatte er mit dem Geschehnis gemein, in das er doch so schmerzlich verwickelt ward? Und wenn ich selber, der ich doch meine Seele verlor, nicht anklagen sollte, dafür daß mir ein solcher Verlust bereitet wurde, wer sollte denn nicht anklagen darum, daß er ein unauslöschlich Mal auf seiner Stirne trägt, das ihm wohl zwischen Mitternacht und Morgendämmerung gezeichnet ward?

Oder habe ich denn anders gehandelt, als manch andere Menschen tun? Hätte ich fromm zur Seite stehen sollen, scheu den kranken Kopf in meinen Fäusten bergen,

die doch maßloser Jammer ballte, zähneknirschend ewig am Rand des Flusses stehen, der mich vom Morgen trennte? Und wenn jener Geist, der mich damals besessen hat, sündiger war, als ich selber ahnte, wenn es der Teufel selber war, der darnach meine Seele entführte, nach der ich seit lang schmachte, — warum hat nicht Er, der große mächtige Herr der Heerscharen, der von den Toten auferstanden ist und der mit all unserem Glauben und unserer Furcht beladen ist, warum hat Er nicht Seiner Engel einem geboten, meinen elenden Leib und mit ihm jenen Teufel auszurotten?

Es ist aber nicht etwa eine besonders lange, ausgezeichnet interessante Geschichte, die ich zu erzählen habe. Es ist nach außen hin eine fast harmlose Sache, wie sie vielleicht manchem schon begegnet ist. Mit nur drei Akteuren, einer Frau, einem anderen Mann und mir selber. Ein paar flüchtige Bilder voll Sonne, wie schon gesagt, aber auch mit diesem einen dunkeln Flecken, und dieser kleine dunkle Fleck, ja dieser eine kleine Flecken wogt und schäumt und brandet, als sei's ein Sturzbach, ein Strom, ein Ozean von rotem Blut ...

Ich war damals kaum Mitte der zwanziger Jahre. Ich lebte in einer Stadt im südlichen Teil von Deutschland, die in einem lieblichen Flußtal gelegen ist und die in früherer Zeit wegen ihrer großen Wohlhabenheit und ihrer weitverzweigten Handelsbeziehungen zu den ersten des Reiches zählte. Auch heute wird sie, besonders im Frühjahr und in den Herbstmonaten von einer zahlreichen Fremdenschar heimgesucht, weniger zwar ihrer politischen und kommerziellen Bedeutung wegen, sondern recht eigentlich des historischen Interesses und ihrer

vielen altertümlichen Bauten und Gebräuche halber. In der warmen Jahreszeit ist denn auch das Treiben auf dem Fluß selber ein gar launiges und gefälliges, und insbesondere an Feiertagen, wenn die alten Brücken und anliegenden Gebäude mit einladenden Kränzen und des Nachts mit bunten Lampen geschmückt sind, denkt manch einer an die früher so ruhmreiche und vielgepriesene Geselligkeit der Stadt.

Vermutlich war auch ich durch ähnliche lockende Erinnerung auf den Gedanken gekommen, jene Gegend als Aufenthaltsort zu wählen, und wenn ich dort auch nicht die ersehnte Abwechslung und Zerstreuung gefunden habe, so lag dies wohl mehr an mir selber als an ihr und der wahrhaft einladenden Eigenart ihrer Bewohner. Denn so freundlich auch die spitzen Giebel der Häuser winkten und die Wellen des Flusses, zumal wenn die Sonne dreinschaute, funkelten: ich sah wohl gelegentlich aufs Wasser hinunter, das an die Brückenpfeiler schlug, aber ich habe nie beachtet, welch wechselvolles Licht und Leben in diesem Strome floß. Ich ging auch achtlos an den Blumen vorüber, achtlos an den Bäumen, achtlos wie ein Fremder.

Wenn ich heute durch die Straßen gehe, sehe ich zwar nur wenig von dem, das um mich her geschieht, denn meine Augen blicken zumeist in ein dunkles Gewühl mannigfacher Traumgestalten, und so bin ich schon oft heftig erschrocken, wenn ein bekanntes Gesicht unvermutet auf mich zukam und mich wegen irgendwelcher Angelegenheit zur Rede stellte. Doch ein wenig von der äußeren Welt belebt heute mehr denn ehedem den flüchtigen Lauf dieses inneren Geschehens, sei's auch nur ein winziger Sonnenstrahl, der heilsam von draußen kommt,

und manchmal kann ich, wenn auch nur für ganz kurze Weile, wieder auf das Treiben dieser Welt schauen, die mir so herrlich schön erscheint und so bitter grausam zumal, immer seit jener Zeit. Dann schlingen sich freundliche und schmerzliche Erinnerungen durch gegenwärtige Landschaften, ewig seiende und immer wiederkehrende Formen beleben heiter den milden Glanz des Sommerabends, gleiten im Vollmond über den knirschenden Schnee nördlicher Fichtenwälder, hüllen sich in den besternten Mantel der Nacht; in die Stimme des Flusses mengt sich der Dreiklang seliger Lieder, hämmernder Glockenschlag tönt aus der Ferne über die Wiesen her, der Duft betauter Blumen mengt sich mit dem herben Atem endloser Steppen, irgendein Prinzip von Erlösung zittert in der Höhe, ein Helles, noch Unbestimmtes, weiß wie das Gefieder des Schwans, erhebt sich weit draußen auf dem leuchtenden Spiegel des Meers.

Damals aber schaute ich weder vorwärts noch rückwärts. Ich sah allein auf mein Leben hin, ängstlich besorgend, es zu gestalten und unverrückbar zu bewahren. Ich schaute auch nicht nach rechts und links, unbekümmert um das was war, sondern allein vor mich hin, und nicht, wie einer etwa denken könnte, auf ein bestimmtes, wenn auch phantastisches Ziel, sondern nur auf einen gewissen Zustand untätigen Genießens und seliger Unsterblichkeit.

Dieses anfangs äußerst reizvolle selbstgenügsame Leben verdichtete sich indes allmählich zu solch schreckhafter Intensität, daß ich nur noch zur Nachtzeit meine Wohnung verließ und meine Tage hinter verriegelten Läden und dicht verhängten Fenstern beim phosphoreszierenden Licht einer Gasflamme verbrachte. Da saß ich denn stundenlang über das Werk eines alten Schrift-

stellers gebeugt oder überließ mich ganz meinem eigenen Fühlen, und selbst die kurzen zehn Minuten, die ich auf meine spärlichen Mahlzeiten verwendete, waren mir eine unwillkommene Unterbrechung. So kam es, daß ich oft wochenlang das Tageslicht überhaupt nicht erblickte, und zuletzt unterließ ich auch die anfangs noch eifrig gepflegten nächtlichen Gänge in der näheren Umgebung der Stadt.

Auf diese Weise waren etliche Monate vergangen, als eines Nachts, meine Uhr wies die elfte Stunde, aus dem angrenzenden Schlafraum ein Geräusch wie von verhaltenen Schritten an mein Ohr drang. Ich las gerade eines jener befremdenden Bücher aus der frühchristlichen Epoche, in denen von den mancherlei Verirrungen der damaligen Sekten berichtet steht, und es wäre nicht weiter verwunderlich, hätte ich jenes Geräusch unwillkürlich mit dem, was ich soeben gelesen, in Zusammenhang gebracht. Wie dem auch sei, ein heftiges Gefühl der Angst, die sich durch das Schweigen ringsum (obgleich ich in einem ziemlich verlassenen Stadtteil wohnte, hatte ich Sorge getragen, daß auch nicht der geringste Laut von der Straße mein Ohr erreichen konnte) zu unglaubhafter Intensität steigerte, hatte mich urplötzlich überfallen, und als ich mich nach verzweifelter Gegenwehr entschloß, die Türe, die die beiden Zimmer trennte, aufzureißen, fiel mein Blick auf eine dunkle Gestalt, die an die gegenüberliegende weißgetünchte Wand sich lehnte. Obwohl ich fast sofort erkannte, daß es sich nicht um eine Person, sondern um nichts anderes als meinen eigenen Schatten handle, konnte ich doch das furchtbare Grausen nicht überwinden, sondern verließ zitternd und wie von einer Geißel, die ja kein anderer als mein eigener

Schatten schwingen konnte, gepeitscht das Haus. Erst die frische Nachtluft und das gleichmäßige Rauschen des Flusses brachte mich wieder einigermaßen zur Besinnung, doch wagte ich, obwohl ich nur leicht bekleidet und die Septembernacht schon kühl war, erst bei Morgengrauen meine Wohnung wieder zu betreten.

Ein herrliches Gefühl der Befreiung erquickte mich, als die Sonne zum erstenmal seit langer Zeit mein Zimmer wieder erhellte, und schon glaubte ich mich durch den Vorsatz, mich künftig wieder dem Leben und dem Studium der Natur zu widmen, gerettet. Trotz heftiger Mühe wollte es mir indes nicht gelingen, diesem Studium irgendwelches Interesse abzugewinnen; die Angst, die mich an jenem Abend so jählings überfallen hatte, wollte nie mehr völlig weichen, und besonders in der Nacht quälten mich die grausamsten Halluzinationen und Traumgebilde. Diesem Übel gesellte sich bei Tag heftiger Schwindel, gefolgt von Übelkeit, und ein anderes nicht minder gefährliches Leiden. Ich spreche von der Langeweile.

Langeweile ist gewiß die schlimmste Krankheit, von der ein Mensch betroffen werden kann. Und dabei ist sie nicht einmal eine Krankheit wie alle anderen, eine Art von Leiden, sondern sie ist die Gesamtheit alles widrigen und eklen Elends. Der von ihr beschlichen wurde, dem bleibt jede Freude fremd, auch kann er nie mehr wahrhaft leiden, denn sein ganzes Leben ist von nun ab ein leeres Leiden und Gelittenwerden. Ihm bleibt die ganze Skala, die ganze Klaviatur menschlichen Erlebens verschlossen, er kennt nicht die Süßigkeit des Schmerzes, die Tröstung der Qualen und den bittren Trank des Glücks; ihm klingen nicht die tiefen Akkorde allgewal-

tigens Leidens, nicht die schwindelnden Höhen der Lust. Er ist gleich einem verdorrenden Fruchtbaum, dessen welke Blätter zornig im Winde rascheln und dessen Äste sich kraftlos der Krähenschwärme wehren, die seinen Stamm besudeln.

Alles rast. Keuchend dröhnt und tost der Erdball von Nacht zu Tag und von Tag zu Nacht. Schlünde tun sich auf und schließen sich wieder, Meere werden und vergehen. Winter wird zu Sommer, und Sommer wird zu Winter. Feuersäulen steigen auf und verlieren sich in unermeßlicher Ferne. Donnernd stürzt der Fluß zu Tal, Geschlechter wachsen, kämpfen, kämpfen blutig, bis sie sterben, und aus ihrer Asche wachsen neue, Millionen neue, die, kaum geboren, schon greis und verrottet sind, Billionen Jahre lang.

Sie war zwei Jahre älter als ich. Sie war sehr schön, und ich glaube, sie war gut. Ich begegnete ihr eines Abends anläßlich einer großen Gesellschaft beim Bürgermeister der Stadt. Sie trug ein schwarzes Kleid, und ihre Schultern waren sehr weiß. Ein seltsamer Duft ging von ihr aus.

Zwei Tage darauf sah ich sie auf der Straße. Ich glaube, erst floh sie vor mir. Doch dann blieb sie stehen, denn sie war sehr stolz. Sie hatte einen so kleinen kindlichen Stolz, aber nicht etwa auf ihre Schönheit oder auf was alles sonst Frauen stolz sind, sondern auf etwas ganz anderes, Unaussprechliches, mädchenhaft Seltsames: sie war stolz auf ihre Liebe. Als ob ihre Liebe ein ihr Eigenes sei, das sie frei verwalten und verschenken könnte, und nichts Fremdes, ganz Andersartiges, ihr selbst nur leihweise Verliehenes.

Ja, das war es wohl, das sie nicht wußte und das ich selber zu jener Zeit nicht wußte, und wegen dieses Irrtums allein hat sie dann ihre Liebe verloren, so wie ich selber meiner Seele verlustig ging.

Bedürftig kam ich zu ihr, bedürftig und nicht schenkend, bedürftig trat sie zu mir, doch auch ihr Herz war voll Angst. Angst darum, daß sie nicht falle. Und darum sind wir beide gefallen, aber ich bin noch viel tiefer gefallen, und keine Frau kann je so tief fallen, wie ich gefallen bin.

Nun aber glaube ich in der Tat, daß sie durch jenen Blutfleck, den ich am Morgen auf ihrem Lager fand, ihre Schuld getilgt hat und ihre Seele hat bewahren können, — mir hingegen ist jener gleiche Blutfleck wie eine Wunde in meinem Innern, und manchmal dünkt mich, als seien meine Hände heiß und fiebrig und schwarz, und als sei das Blut in meinen Adern geronnenes Blut.

Vielleicht dient es zum besseren Verständnis des nun Folgenden, wenn ich an dieser Stelle über ein Erlebnis berichte, das sich mir kaum acht Tage vor meiner Begegnung mit dieser Frau zugetragen hat.

Der alte Friedhof bei der Sankt Bartholomäuskirche, die in früherer Zeit außerhalb der Stadtmauer lag, wird heute nur noch in seltenen Fällen als Grabstätte benützt. Zwar befinden sich dort die Patriziergräber und die angestammten Grüfte der städtischen Adelsfamilien, die aber größtenteils ausgestorben sind oder deren Nachkommen andere, belebtere Städte zu ihrem Wohnsitz erwählt haben. So kam es, daß seine schattigen Laubgänge und dichten Hecken heute in weit größerem Maße der Erholung und Ergötzung der Lebenden dienen, als für die weihevolle Ruhe und Gedächtnisstätte der

Früheren ziemlich ist. Allerdings haben die Tannen und düsteren Thujen zum großen Teil heiterem Ahorn und Kastanien ihren Platz geräumt, und besonders am Südende sind die Grabsteine so verwittert, daß man leicht den Eindruck einer Festungs- oder Burgruine gewinnen könnte, riefe nicht gelegentlich ein umgestürztes verrostetes Kreuz die Erinnerung an die ursprüngliche geheiligte Bestimmung wieder wach. Aber auch in den anderen Teilen des Friedhofs sind die Weihwasserbecken nur noch an Regentagen gefüllt, und an heiteren Sommermorgen dienen sie den Schwalben, die unter dem Kirchdach nisten, und den Sperlingen, die in den Büschen hausen, als geselliger Tummel- und Badeplatz.

In der Kirche selber hat schon lange kein Gottesdienst mehr stattgehabt, und in der kleinen Grabkapelle gleich neben dem Nordeingang hat seit bald zwanzig Jahren kein Toter geruht, nicht bis zu jener Nacht, von der ich spreche.

Just am Abend des gleichen Tages hatte der Bürgermeister der Stadt, der einer altangesessenen Juristenfamilie entstammte und einem gastlichen Haushalt vorstand, zum erstenmal in diesem Herbst wieder eine Anzahl Gäste versammelt. Nach einem vorzüglichen Imbiß hatte sich der männliche Teil der Gesellschaft vor einem lustigen Holzfeuer im Vorraum des Hauses niedergelassen, und nach dem bei solchen Anlässen üblichen Gedankenaustausch über die letzten Ereignisse begann der Bürgermeister die nachfolgende Geschichte zu erzählen.

Vor einigen Monaten, so sagte er, sei im Hotel zu den ‚Drei Weisen' ein Herr, dessen Äußeres auf etwa siebzig Jahre schließen ließ, unter dem Namen Schult-

heiß abgestiegen. Gleich zu Anfang habe er dem Besitzer des Hotels bedeutet, daß er für längere Zeit Aufenthalt in unserer Stadt zu nehmen gedenke, und gelegentlichen Äußerungen habe er, der Besitzer, entnommen, daß sein Gast wohl gelehrten Studien obliege. Auch hätten ihn und den Portier des Hotels, der ja bekanntlich immer die besten Informationen über die Gäste habe, die zahlreichen Besuche des Fremden in den Kirchen und dem Museum der Stadt in dieser ihrer Ansicht nur bestärkt. Hingegen sei der Herr nie in Begleitung eines Eingesessenen gesehen worden, ebenso habe er, wie es schien, ängstlich vermieden, Bekanntschaften irgendwelcher Art anzuknüpfen. In seinen Mitteilungen auf gelegentliches höfliches Befragen seitens des Direktors oder anderer Angestellter des Hotels habe er zwar immer freundliche, doch nie mehr als die gerade notwendige Auskunft gegeben. Briefe habe er während der Dauer seines Aufenthalts im Hotel zu den ‚Drei Weisen' nie erhalten.

Kurz, derselbe Herr sei gestern nacht in aller Stille auf seinem Zimmer verschieden. Sein Ableben sei erst am heutigen Morgen bemerkt worden, als ihm der Kellner um die gewohnte Stunde den Frühkaffee zutrug. Der sofort gerufene Kreisarzt habe als Ursache seines Todes auf Herzlähmung geschlossen. Soweit sei alles in Ordnung gewesen, hingegen habe sich auf dem Schreibtisch des Verblichenen ein versiegelter Brief vorgefunden, der als Aufschrift seinen, des Bürgermeisters, Namen trug.

Der Inhalt des Briefes sei der gewesen, daß sein, des Toten, Name nicht etwa der im Hotelbuch eingetragene sei, sondern daß er der letzte Abkömmling der Familie S. sei, die einst zu den großen und größten der

Stadt gehört hatte, im übrigen aber als längst erloschen erachtet wurde. Er, der Verstorbene, sei in ganz jungen Jahren seinem Pflegevater entlaufen und in einem fernen Land aufgewachsen, sei aber dann in seine Heimatstadt zurückgekehrt, um daselbst seine letzten Tage in aller Stille zuzubringen und um in dem alten Familiengrab auf dem Friedhof bei der Sankt Bartholomäuskirche beigesetzt zu werden. Im übrigen sei der Notar K. in der nahen Hauptstadt in der Lage, die Wahrheit seiner Aussage an Hand dort hinterlegter Schriften zu bekräftigen.

Während die Anwesenden ihre Verwunderung über den immerhin nicht alltäglichen Fall ausdrückten, bemerkte der Bürgermeister noch, daß er sich selbstredend an den genannten Notar um Auskunft gewendet habe und daß die Leiche heute abend in aller Stille in die Grabkapelle bei Sankt Bartholomäus überführt werde, bis die Bestätigung aus der Hauptstadt eingetroffen sei.

An dieser Stelle wurde er von den eintretenden Damen unterbrochen, und des Vorgangs ward nicht weiter Erwähnung getan. Auch ich hatte die Sache ganz vergessen, und erst als die Gesellschaft gegen zwölf Uhr aufbrach und ich im Mondschein über die mittlere Brücke ging, kam mir die Erzählung des Bürgermeisters wieder in den Sinn.

Anderen mochte die Geschichte des eigens zum Sterben heimgekehrten Greises nichts Sonderliches oder Außergewöhnliches sagen, ich hingegen fühlte mich tief bewegt, denn sie schien mir eine Bestätigung jenes biblischen Gedankens zu sein, daß jeder wieder zu dem Punkt zurückkehren müsse, von dem er ausgegangen sei. Freilich schmeichelte ich mir dazumal, daß eben jene Bahn, die,

einmal abgeschlossen, äußerlich in der Tat das Aussehen eines Kreises gewann, doch dadurch nicht auch das so viel gescholtene Odium des circulus vitiosus auf sich lade, sondern durch irgendwelche im Augenblick unbestimmbare Verquickung und Verschlingung zu einer gewissen Steigerung innerlicher Intensität führen müsse.

Ohne daß ich dessen gewahr wurde, hatte ich mich mehr und mehr von der Straße, in der meine Behausung gelegen war, entfernt und war bis an den Eingang zu Sankt Bartholomäus gelangt. Ein geheimer Zwang schien meine Schritte dorthin gelenkt zu haben, und mich ihm scheinbar frei überlassend, legte ich meine Hand auf das Schloß des Gitters, das denn auch mit einem leisen Ächzen Raum gab.

Es war eine herrliche Herbstnacht. Kein Wind regte sich. Der Vollmond stand hoch im Südosten, und die schwarzen Schatten der Fichten verwanden sich mit dem dunkeln Moos und Marmor der Grabsteine zu frostigem Urweltgeklüfte. Hin und wieder fiel ein dürres Blatt in leichten Schwingungen nieder. Ich ging längs der Kirche bis zum Chor. Die Luft deuchte mich frischer dort, so daß ich mich enger in meinen Mantel hüllte. Am Morgen würden die Höhen rings im Rauhreif stehen.

Vorne bei der Grabkapelle fiel mir die Nähe des Toten wieder ein. Eine ungewohnte Neugierde hatte sich meiner bemächtigt. Leicht, daß ich ihm auf einer meiner nächtlichen Wanderungen begegnet wäre. Vielleicht könnte ich durchs Fenster schauen.

Im Innern brannten zwei Kerzen. Der Sarg war in der Tat nicht verschlossen. Der Deckel lag neben der Bahre. Der Tote hielt die Hände vor der Brust gefaltet

und trug ein schwarzes Kleid. Mit einiger Mühe konnte ich auch sein Gesicht erkennen. Nun hatte man mir oft von dem Aussehen Verstorbener gesprochen, von einem friedlichen oder gar freudigen Ausdruck, der ihr Gesicht erhelle, selbst wenn ihr Ableben unter großen Schmerzen erfolgt war. Das Antlitz dieses Mannes deuchte mich dagegen seltsam steinern und verschlossen. Sein kurzgeschnittener viereckiger Bart hätte nicht bleicher sein können, als sein Gesicht es war.

Ich konnte ein leichtes Gefühl der Enttäuschung nicht verwinden, und schon dachte ich an Umkehr, als ein leichtes Geräusch mein Ohr erreichte. Indem ich mich bestürzt umwandte, sah ich denn auch vorne beim Chor, und zwar just an der gleichen Stelle, wo ich vor kurzem zweifelnd innegehalten, einen dunkelgekleideten Mann stehen. Eine Sekunde lang glaubte ich, einen der Friedhofwärter vor mir zu haben, und war tief beschämt, zu solch außergewöhnlicher Stunde um leerer Neugierde willen hier angetroffen zu werden. Ich durfte nämlich nicht daran zweifeln, daß der Mann mich, der ich gegen die mondhelle Mauer der Kapelle lehnte, gesehen habe und mich wegen meiner unerwünschten Anwesenheit gewiß zur Rede stellen werde. Zu meinem Erstaunen jedoch und geheimen Freude, die allerdings gleich darauf lebhafter Angst Platz machen sollte, schien der Mann, der wie ich jetzt sah, einen schwarzen Rock und ebensolchen breitrandigen Filzhut trug, nicht die geringste Notiz von mir zu nehmen, sondern angestrengt in eine andere Richtung des Friedhofs zu spähen. Möglicherweise hatte er also meine Anwesenheit gar noch nicht bemerkt, und schon überlegte ich bei mir selber, ob ich nicht den Versuch heimlicher Flucht wagen sollte, dann aber beschloß

ich, ruhig abzuwarten, denn das Knirschen meiner Schritte auf dem Kiesweg würde zweifelsohne zu meiner Entdeckung geführt haben. Der Mann brauchte nur den Kopf zu wenden, und eine um vieles peinlichere Auseinandersetzung würde mir unter solchen Umständen gewiß nicht erspart bleiben.

In der Tat hatte es den Anschein, als erwache der Fremde allmählich aus seiner seltsamen Lethargie, seine linke Hand schien den Hut zu lüften, während er mit der rechten zwei- oder dreimal über Stirn und Augen strich. Gleich darauf machte er auch zwei kurze Schritte in meiner Richtung, und meine Bestürzung war nicht gering, als ich in seinem jetzt vom Mond erhellten Antlitz die Züge des Toten in der Kapelle neben mir erkannte. Obwohl er die Augen fest auf mich gerichtet hielt, kam er indes nicht geradewegs auf mich zu, sondern trat an die Tür der Kapelle, die sich unter dem Druck seiner Hand lautlos öffnete. Dieses, wie mir schien, erstaunliche Gebaren brachte mir noch weit größere Verlegenheit, und schon schickte ich mich an, einige Worte der Entschuldigung zu stammeln, als er gebietend die Hand erhob und mir unmißverständlich Stillschweigen auferlegte. Gleich darauf verschwand er in der Türe, jedoch ohne sie hinter sich zu schließen, und nahm auf dem Stuhl neben dem Kopfende des Sarges Platz. Die Kerzen flackerten unruhig, und dies mochte wohl bewirkt haben, daß ich für einen Augenblick den Eindruck gewann, als beginne sich der Tote zu regen.

Derweil war, wie gesagt, die Tür der Kapelle offen geblieben, und da auch der alte Mann fortfuhr, mich fest anzublicken, faßte ich mir ein Herz, trat ein und begann meine Gründe für den späten Friedhofbesuch

und damit auch die Bitte um Entschuldigung vorzubringen. Indem ich noch sprach, kam mir von neuem die völlige Übereinstimmung der beiden Gesichter zu Bewußtsein, und dies veranlaßte mich zu der Frage: „Meister," sagte ich, „wie kommt es, daß Ihr tot und zugleich lebendig seid?" Und sofort gab er zurück: „Wißt Ihr denn nicht, daß der Mensch zweimal sterben muß?" Seine Stimme klang sonderbar leise und deutlich.

„Welcher Tod ist aber der schlimmere, der des Körpers oder der des Geistes?" fuhr ich in meiner Frage fort.

Er schüttelte unwillig den Kopf: „Es ist hier nicht die Frage um Körper und Geist, sondern allein um Gut und Böse. Der Geist ist nicht etwa die Antithese des Leibs, wie manche meinen, indem nämlich der eine nur die Erscheinungsform des andern ist ..." und damit begann er sich über das Wesen des Seins zu verbreiten.

Um nun den Leser nicht über die Maßen mit Einzelheiten zu ermüden, will ich hier nicht all die Fragen, die ich an jenen sonderbaren Mann richtete, und dessen teilweise recht umständlichen Antworten, selbst wenn mir diese noch deutlicher in Erinnerung wären, wiedergeben, sondern mich bemühen, nur kurz über den Inhalt seiner Rede zu berichten. Er sagte also etwa folgendes: Der Mensch bestehe eigentlich aus zwei Menschen oder besser gesagt aus zwei einander entgegengesetzten Willen, deren einer auf das Gute, der andere aber auf das Böse gerichtet sei. Wie etwa in dem berühmten Fall des Dr. Jekyll und des Mr. Hyde, von dem er voraussetze, daß er mir bekannt sei, und auf den er noch zurückkommen werde. Da diese beiden so verschiedenen Willen aber in einem Körper beieinander wohnen, komme vielen Menschen dieser Zwiespalt überhaupt nicht zu Bewußt-

sein, und für etwaige allzu auffällige Widersprüche seien die meisten nur gar zu gerne geneigt einen anderen haftbar zu machen, etwa den, mit dem sie sich eben erst entzweit hätten, oder auch den Teufel selber, dessen Einflüsterungen nun einmal ein jeder zugänglich sei. Derartige Menschen seien daher bald gut bald schlecht, je nachdem gerade der eine oder der andere ihrer Willen der stärkere sei, und es gebe keinerlei Gewähr, ob sie, die gerade noch ganz gute waren, nicht mit einemmal ganz schlechte seien. In einem so beschaffenen Fall sei der eine, besiegte Wille zeitweilig vollständig ausgeschaltet und in den Schatten des betreffenden Menschen verdrängt, und um jeweils über den Willen eines solchen Menschen Klarheit zu gewinnen, sei es ratsam, den Schatten des Betreffenden ja recht aufmerksam zu beobachten, indem sich dieser nämlich nicht wie der leibliche Mensch verstellen könne. Denn auch der schlechte Teil des menschlichen Willens wolle gut erscheinen, nachdem das Gutsein nun einmal eine notwendige Fiktion der heutigen Gesellschaft geworden sei.

Ganz anders geartet aber sei es bei solchen Menschen, die den inneren Zwiespalt erkannt hätten, wie der eingangs erwähnte Dr. Jekyll. Solche Menschen seien unter gewissen Voraussetzungen fähig, entweder ganz gute oder ganz schlechte Menschen zu werden, indem sie nämlich den einen oder andern Teil ihres Willens bewußt fesseln und unschädlich machen könnten. Doch nicht etwa dadurch, daß sie ihn töteten, denn insoweit er ein Teil ihrer selbst sei, müßten sie auf solche Weise selber sterben oder doch gleichsam verkümmert, entmannt und schattenlos dahinleben. Andererseits aber müßten sie auch stets auf der Hut sein, denn keine Fessel sei dauernd und un=

zerreißbar, und manch einer sei schon hinterrücks von seinem andern Ich, das er fest verwahrt glaubte, angefallen worden oder ganz unversehens seinem so völlig verschieden gearteten Doppelgänger begegnet.

Ähnlich sei es ihm selber ergangen. Er habe nämlich den ihm nicht genehmen Willen in seinen Schatten gebannt, und einige Zeit lang habe er so in Ruhe und Frieden leben können. Eines Morgens jedoch, und zwar sei es gerade auf der Hauptpromenade eines bekannten süddeutschen Badeorts gewesen, habe er zu seiner größten Bestürzung bemerkt, daß ihm sein Schatten auf unerklärliche Weise abhanden gekommen sei. Er habe lange Zeit vergebens nach dem Verbleib dieser seiner andern Hälfte geforscht, da er großes Unheil habe ahnen müssen. Auch sei er seit der Zeit bei Tag von heftigen Schwindelanfällen und bei Nacht von den grausigsten Träumen gepeinigt worden, desgleichen habe ihm bei seiner ihm sonst so lieben und vertrauten Arbeit seither nichts mehr gelingen wollen. Vor drei Tagen endlich habe er durch einen wundersamen Zufall erfahren, daß sein Schatten hier in dieser Stadt als sein Doppelgänger lebe, und so sei er sofort herbeigeeilt, um, koste es was es wolle, dieser Trennung ein Ende zu machen. Der völligen Übereinstimmung ihres Äußeren zufolge sei ihm leicht geworden, sich im Hotel zu den ‚Drei Weisen' einzuschleichen und das Zimmer seines Doppelgängers unvermutet zu betreten. Dort habe er mit vielen Bitten, und als diese nichts fruchteten, mit heftigen Drohungen ihre Wiedervereinigung herbeiführen wollen. Es sei jedoch umsonst gewesen. Der andere habe nämlich nur unter der Bedingung einwilligen wollen, daß er, der hier vor mir sitze, von nun ab das Schattendasein führe. Dem habe

er denn natürlich seine Zustimmung verweigert und abermals lange auf den anderen eingeredet, der indes auf alle seine Vorschläge und Bitten, daß er doch um seiner ewigen Seligkeit willen ein anderes Leben beginnen möge, mit einem trotzigen Nein geantwortet habe. Die Hartnäckigkeit des anderen hätte schließlich seinen heftigsten Zorn erregt, und da er während der langen Dauer ihrer Unterredung bemerkt habe, daß der andere nur ebenso leidend und schwächlich wie er selber war, habe er in einem Anfall von Verzweiflung und mit einem kurzen Stoßgebet sich auf ihn gestürzt und kurzerhand erdrosselt. Er selber sei nach der Tat einer Ohnmacht nahe gewesen, und wie er zuletzt das Hotel wieder verlassen habe, darauf könne er sich nicht mehr besinnen. Die große Schwäche sei nämlich nicht mehr von ihm gewichen, er sehe ein, daß er ohne die andere Hälfte seines Willens nicht weiterleben könne, sondern an Entkräftung langsam und elendiglich vollends zugrunde gehe ...

Während er noch sprach, war seine Stimme immer leiser geworden, und den späteren Teil seiner Rede habe ich nur noch mit Mühe vernommen. Die letzten Worte begleitete er mit einem schmerzlichen Seufzer, und als ich bestürzt aufblickte, saß er ganz zusammengefallen auf seinem Stuhl. Eine merkliche Kälte war in dem Raum eingezogen, ob der auch seine Kiefer leise zu zittern anfingen. Ich beeilte mich, ihm meinen Mantel um die Schultern zu hängen, was er ruhig geschehen ließ, hingegen konnte ich ihm kein Wort mehr entlocken, obwohl ich noch gerne mancherlei von ihm erfahren hätte. Vor allem über die Parallele seiner Erzählung zu dem schon erwähnten Fall des Dr. Jekyll

und Mr. Hyde. Er schüttelte nur verneinend den Kopf und wies mit der Hand auf den Sarg, ohne daß ich verstehen konnte, was er mit dieser Geste bedeuten wolle, sondern, meine Hilflosigkeit ehrlich bedauernd, ihm nur teilnahmsvoll gegenübersaß. Einige Sekunden lang schien ihn ein heftiges Fieber zu schütteln, er schlug mehrere Male krampfartig mit den Zähnen, dann aber wurde er wieder ruhig, und von nun ab hielt er auch die Augen geschlossen.

Ja, es gab keinen Zweifel, der Mann fiel von Minute zu Minute mehr in sich zusammen. Seine Auflösung ging sogar mit unheimlicher Schnelligkeit vonstatten, und schließlich wurde sein ganzer Körper so dünn und durchsichtig, daß ich das Holz des Sessels und das bunte Futter meines Überrocks durch seinen armseligen Leib schimmern sah. Verwirrt und meiner selbst kaum mächtig stand ich leise auf und trat ans Fenster. Der Mond war hinter den umliegenden Höhen verschwunden, und nun herrschte solch schwarze Nacht, daß ich mit Mühe auch nur die nächsten Grabsteine und den hohen Giebel der Kirche unterscheiden konnte. Dann aber glänzten die Sterne in ungewohnter Helle auf. Dieser Anblick vermochte, daß ich wieder ruhiger wurde; stiller Friede und Bescheidung schien in meinem Herzen einzuziehen, und ich war schon daran, meines betrübenden Aufenthaltsorts gänzlich zu vergessen, als ein leichtes Frösteln meine Aufmerksamkeit von neuem weckte. Mir war, als habe ich den Seufzer leisen Flügelschlags gehört.

Indem ich mich noch umwandte, war ein eisiger Lufthauch in der Kapelle eingezogen. Die Tür stand weit geöffnet. Ich war allein mit dem Toten, der starr und ungerührt in seinem Sarge lag. Mein nächtlicher Lehrer

war verschwunden. Nur mein Mantel hing leer und formlos über der Rückenlehne des Stuhls.

Verwirrt strich ich mir über die Stirne. Sie war ganz feucht, und meine Hände glühten. Vielleicht war ich im Fieber. Doch nein, denn im nämlichen Moment hörte ich die Stimme jenes Mannes wieder, die laut und deutlich sagte: „So gebt doch endlich den Deckel auf den Sarg, damit ich ruhen kann ..."

Einige Sekunden wohl war ich einer Ohnmacht nahe, dann aber faßte ich mir ein Herz und gehorchte still seiner Weisung. Meine Hände zitterten vor Erregung, als ich den schweren Deckel lüpfte. Er hielt die seinen wie vordem auf der Brust gefaltet. Ins Gesicht geschaut aber habe ich ihm nicht mehr.

Als ich wieder zum Fenster trat, begann der Tag zu dämmern. Weit draußen im Osten schossen bleiche Lichter auf, breite helle Straßen öffneten sich, die ins Unendliche führten. Die Sterne verblaßten, scharfer Frost setzte ein. An eine Stunde habe ich noch dort gestanden und in die Flamme der Kerzen gestarrt, die sich langsam vollends verzehrten. Ich hoffte wohl insgeheim, daß er noch einmal zu mir spräche, war ich auch gleich nicht jener Ritter Gawan, zu dem der weise Merlin sprach im Wald von Broceliande in Klein-Britannien.

Erst als der Himmel ganz in Flammen stand, verließ ich die Kapelle und den Friedhof zu Sankt Bartholomäus. Die Straßen waren noch ganz leer. Als ich bei der mittleren Brücke anlangte, fielen just die ersten Sonnenstrahlen ins Tal. Die Türme und Zinnen von Sankt Martin blinkten golden und rot. Die Höhen ringsum glitzerten vom Rauhreif ...

Zwei Tage später um die Mittagszeit begegnete ich

dem Bürgermeister, der gerade auf dem Heimweg begriffen war. Er forderte mich auf, ihn ein Stück Wegs zu begleiten. Bei der Gelegenheit erkundigte ich mich nach dem verstorbenen Fremdling. Als ich den Namen nannte, wurde der Bürgermeister mit einemmal sehr ernst. „Ein sonderbarer Fall," meinte er dann. „Mein Brief an den Notar der Hauptstadt, den der Verstorbene genannt hatte, kam gestern nachmittag zurück. Einen Notar dieses Namens gebe es dort nicht. Auch in den Papieren des Mannes fand ich nichts, das seine Behauptung bekräftigt hätte. Der Mann war wohl ein Sonderling, vielleicht ein Verrückter. Und letzten Endes", setzte er nach einer Pause hinzu, „hat er erreicht, was er wollte. Man hat ihn heute früh in aller Stille auf dem Friedhof bei Sankt Bartholomäus beerdigt, allerdings nicht neben den S. Die Barschaft, die er bei sich trug, reichte gerade für die Begräbniskosten und den Priester ..."

Gleichzeitig lud mich der Bürgermeister zu der Abendgesellschaft ein, bei der ich denn auch jene Dame kennen lernte.

Ich habe nicht lange um sie gekämpft, obwohl sie mir eine feste Burg schien, und ein schimmernder gepanzerter Turm, ausgerüstet zu gewaltiger Gegenwehr und zu langer, geduldiger Belagerung. Ich sagte zu ihr: Komm! und weil keine Frau versagen mag, um das sie einer bittet, kam sie.

Sie kämpfte wohl einige Augenblicke, aber nicht gegen mich, sondern mit sich selber. Ein irrer, erschreckter Ausdruck war in ihren Augen, die stahlgrau waren, dann packte sie ihre Koffer und kam.

Nein, just bevor sie in der Tür des Hauses verschwand,

welches sie bewohnte (ich hatte sie auf ihren Wunsch nicht dahin geleitet, war ihr indessen in der Entfernung gefolgt), hielt sie inne. Sie sah auf ihre Hände und von da zu Boden, dann begann sie mit einemmal heftig zu zittern. Sie hatte Angst. Dieserhalb ihrer Weisung nicht achtend trat ich eilends auf sie zu. Ich hielt schon die Hand am Hut, als sie aufsah. Sie hatte den gleichen befremdenden Ausdruck in ihren Augen, die, obwohl sie fest auf mich gerichtet waren, mich nicht erkannten. Sie zitterte nur viel heftiger noch, und dieser schreckhafte, gleichsam bewußtlose Zustand versetzte mich in nicht minder unheimliche Bestürzung. Wie ich nachher bemerkte, habe ich in den wenigen Sekunden dieser stummen Begegnung den Rand meines Hutes völlig zerknittert, hingegen war es mir nicht möglich gewesen, auch nur ein Wort zu sprechen oder eine hilfreiche Bewegung zu machen, die sie gewiß sofort erlöst hätte. Ich ahnte dunkel, daß sie im nämlichen Augenblick, in dem ich selber wahrhaft ohnmächtig nach einer Stütze tastete, das große Opfer vollzog und unnütz verschwendete.

Gleich darauf wendete sie den Kopf und trat zur Türe. Der steinerne Ausdruck ihres Gesichts hatte einem leichten Lächeln Raum gegeben, doch erkannte sie mich nicht . . .

Wir bewohnten eine Zeitlang ein kleines Hotel nicht weit vom Undercliff auf der Insel Wight. Es war Mitte Oktober, als wir ankamen, und schon waren die meisten Gäste in den Nebel von London zurückgekehrt oder hatten sich an die wärmere Küste von Bournemouth geflüchtet.

Wir lebten dort wie Mann und Frau. Tagsüber, wenn die Sonne schien, gingen wir die Möwen fütternd am

Strand, wenn es aber regnete, saßen wir fröstelnd vor dem Kaminfeuer der Halle.

Des Nachts hörten wir auf das Rauschen der Wellen, die bisweilen haushoch ans Ufer schlugen, und auf das Pfeifen des Windes, der an den Fenstern rüttelte. Dann versteckte sie sich wohl tiefer unter die Teppiche und schlang ihre nackten Arme um meinen Hals, denn ihr ward bang zu Mute.

„Liebst du mich?" fragte sie dann, und wenn ich nicht gleich antwortete, drängte sie sich dichter an mich und fragte noch einmal ängstlicher, dringlicher: „Liebst du mich?"

Und weil ihr Haar so duftete, ihr Körper so schlank und warm war, deuchte mich wohl, daß ich sie liebte, doch zuweilen war mir auch, als locke mich der Sturm draußen und das Kreischen der Möwen und die fahlen Lichter des Mondes mehr als das brünstige Pochen dieses Bluts. Und wenn sie endlich eingeschlafen war, löste ich mich behutsam aus ihren Armen, damit sie gewiß nicht erwache und mich von neuem umfasse. Dann trat ich ans Fenster und starrte aufs Meer hinaus, und dann war mir, als zögen mich seine Wellen heißer und brünstiger, flehentlicher an sich als die Arme dieser Frau. Ja, ihre Küsse deuchten mich nicht weniger bitter als das salzige Wasser jener Wellen, und die weiße Bahn des Mondes draußen war nicht zitternder, gleißender, kühler als das matte Silber ihrer Brust.

Es war schwül im Zimmer. Die Asche im Kamin glühte noch. Ich hörte ihr gleichmäßiges, ruhiges Atmen. Neben dem Bett brannte die kleine Lampe. Ihre Locken ringelten sich gleich goldenen Schlangen auf den Kissen.

Es ist schwül im Zimmer. Schwül und lüstern.

Draußen aber lauert der Mond und das Meer. Draußen lauern die Gefahren der Nacht und der unermeßlichen Tiefe, doch sind dieser Duft, diese Wärme und die Schlangen dort auf den Kissen nicht tausendmal fährlicher, drohender noch als jenes fremde Dräuen?

Eine Sekunde nur dachte ich an Flucht. Sie würde am Morgen erwachen und meinen Abschiedsbrief finden. Ich könnte das Frühboot nach Portsmouth nehmen, um sechs Uhr. Sie würde gewiß nicht vor acht Uhr erwachen ... Zornig schnitt ich den Gedanken ab.

Doch ich konnte hier nicht länger atmen. Behutsam öffnete ich die Tür zum Balkon. Ein eisiger Windstoß trug ein paar welke Blätter ins Zimmer. Ich glaubte, sie seufzte auf. Doch war es wohl allein der Wind, der so schluchzte.

Draußen brauste das Meer. In großen gleichmäßigen Schlägen fielen die Wellen aufs Land, eine nach der anderen. Und die Wolken jagten sich. Ich fröstelte.

Am Hotel fuhr eine Droschke vor. Ein Bedienter eilte zum Wagenschlag. Ein Reisender in schwerem, dunklem Mantel stieg aus und verschwand im Portal. Der Diener folgte mit der Tasche. Nach einer Weile kam der Portier heraus und bezahlte. Ich hörte, wie er mit dem Kutscher redete, doch ohne ihrer Worte zu achten. Dann rasselte der Wagen davon.

Ich fror. Meine Hände auf dem Eisen der Brüstung waren ganz starr. Und doch ahnte ich, daß die Wellen draußen viel wärmer und weicher sein würden als dies heiße Bett. Mir war, als winke es mir, dränge herauf zu mir, rufe meinen Namen. War es doch nur ein kleiner Weg bis zum Meer. Ich brauchte nur über die Straße zu gehen und vor bis zum Damm. Zwei, drei, vielleicht

auch fünf kurze Minuten. Einen Augenblick lang würde es mich kalt und frostig dünken, einen Augenblick lang ...

Ja, jemand rief meinen Namen. Aber es war nicht das Meer, das mich rief. Es kam aus dem Zimmer, und während mich hier draußen der Frost schüttelte, schien sie mir plötzlich ebenso geheimnisvoll und lockend und schaurig, warm wie dieses Meer.

Sie saß aufrecht im Bett. Ihre Augen blickten starr. Sie mußte eben erst erwacht sein und erschreckt meinen Namen gerufen haben. Ihr Haar war ganz wirr, und ihre linke Schulter war ganz entblößt.

„Mir träumte, du seist fort von mir," sagte sie, aber sie fragte nicht, wo ich gewesen war. Sie sagte auch nicht: Komm!

Als ich am Morgen in die Halle kam, reichte mir der Portier eine Karte. „Mr. Hate ist gestern abend angekommen," sagte er.

‚Mr. Aloyse Hate, 27, Manor Street, Chelsea S. W.'
Ich hatte ihn vor zwei Jahren, als ich in London lebte, im Haus der Mrs. G. kennen gelernt und dann des öfteren mit ihm im Restaurant des South Kensington-Museums zu Mittag gespeist. Ich arbeitete damals an einem Aufsatz über eine besonders kunstvolle Art venezianischer Gläser. Über sein Leben wußte ich so gut wie nichts, außer dem, daß seine Mutter Französin gewesen war. Daher der Name Aloyse. Auch deuteten sein glänzender Schnurrbart und die schwarzen glatten Haare eher auf den Franzosen. Im übrigen war sein Benehmen stets untadelig gewesen, und seine Ankunft bedeutete immerhin eine angenehme Unterbrechung.

Mittags saß Hate an unserem Tisch. Er sei wegen des

ewigen Nebels aus London geflohen. Seine französische Mutter habe ihm die Sehnsucht nach Sonne vermacht. In der Tat, draußen schien heute zum erstenmal seit einer Woche die Sonne, und der Grund, den er nannte, war jedermann, der nicht selber Londoner war, verständlich.

„Mr. Hate hat uns wieder Sonne gebracht!" sagte ich lachend zu Mirjam, und wir sprachen auch gleich von gemeinsamen Ruder- und Segelpartien, wenigstens Hate und ich. Mirjam sah müde und traurig drein. Manchmal lachte sie etwas gezwungen, wenn Hate eine seiner zierlichen Anekdoten erzählte, und ging auch gleich nach beendeter Mahlzeit auf unser Zimmer.

Hate und ich tranken noch ein Glas Claret. Ich hatte befürchtet, daß mir Hate in bezug auf Mirjam allerlei Fragen stellen würde, indessen benahm er sich ganz vortrefflich. Er tat ihrer mit keinem Wort Erwähnung. Er ließ sein Glas in der Sonne flimmern.

„Haben Sie nicht über Gläser gearbeitet?" fragte er nach einer Pause. Als ich dies bejahte, fuhr er fort: „Es hat doch eine sonderbare Bewandtnis mit Kristallen. Als ich neulich in einem kleinen Restaurant in der Nachbarschaft von Soho Square zu Mittag speiste, zeigte mir ein Italiener eine kleine Kristallkugel . . ." Hier unterbrach er sich: „Ich erzähle Ihnen jetzt keine Geschichte, obwohl das, was ich Ihnen sage, gewiß ebensogut bei Rider Haggard oder R. L. S. stehen könnte . . ."

Im nämlichen Augenblick trat der Kellner an unseren Tisch und flüsterte mir ins Ohr, daß Mirjam mich zu sprechen wünsche.

Halb unwillig stand ich auf und bat Hate, die Geschichte, die mich lebhaft interessiere, später zu beenden. Er nickte lächelnd und meinte nur, gar so wichtig sei

die Sache gewiß nicht. Diese Bemerkung war bloß so hingeworfen und sicher wohlgemeint, doch fühlte ich mich betroffen und unangenehm verstimmt. Vielleicht fühlte ich einen leichten Spott in den Worten, Spott darüber, daß ich aus einem freien Menschen mit einemmal zu einem gebundenen geworden war ...

Oben auf dem Zimmer legte sie ihre Arme um meinen Hals.

„Verzeih mir," sagte sie, „ich bin nicht ganz wohl, und ich hatte so großes Verlangen, dich zu sehen ..."

Und da ich keine Antwort wußte, küßte ich ihre Augen. Doch sie merkte den Betrug ...

„Bleibe bei mir." Ihre Stimme klang kläglich. „Ich bin nicht ganz wohl. Ich fürchte mich ..."

Ich versuchte zu sprechen, ihr Mut einzureden, aber ich fühlte, daß meine Kehle rauh, meine Zunge trocken war.

„Das sind Sorgen, kindische Befürchtungen, Herbstsorgen nach Frauenart. Sieh die Sonne draußen! ..."

Sie sank auf den Stuhl vor dem Bett. Ihr Gesicht war ganz grau vor Kummer. Sie tat mir leid.

„Hast du Schmerzen?" fragte ich, aber sie schüttelte bloß den Kopf. „So komm!"

Ich trat ans Fenster. Vor dem Hotel auf der Promenade stand Hate. Er rauchte eine mächtige Zigarre und schwenkte seinen Spazierstock. Der Anblick war mir, warum wußte ich nicht zu sagen, wenig angenehm. Fast unwillig kehrte ich dem Fenster den Rücken.

Sie saß noch immer neben dem Bett. Sie war wiederum sehr blaß und starrte vor sich hin. Ich hörte deutlich das Ticken der Uhr auf dem Schreibtisch. Es war drei Uhr jetzt.

„Wollen wir nicht ein wenig an den Strand gehen?

Dort wo wir neulich waren, wo wir die kleinen Muscheln fanden, die dir so wohl gefielen? Wir sahen dort die letzten Schwalben gen Süden ziehen."

Aber sie schüttelte nur den Kopf.

„Ich bin nicht ganz wohl!" flüsterte sie.

Als ich neben sie trat, sah sie auf. Zwei dicke Tränen standen in ihren Augen.

„Warum weinst du?" Ich wollte, daß meine Stimme weich sei, aber sie klang fast rauh: „Was fehlt dir?"

Ich faßte ihre Hand. Sie war ganz heiß.

„Verzeih mir," sagte sie wieder. „Ich habe Angst. Warum weiß ich nicht. Und ich will sie auch bekämpfen. Aber ich habe Angst, grauenvolle Angst ..." Und nach einer Pause: „Vielleicht muß ich sterben ..." Sie schauderte. „Es ist kalt hier ..."

Aber das Feuer brannte lustig im Kamin. Es war warm, fast heiß mit der Sonne draußen ...

„Hilf mir!" sagte sie plötzlich, doch was soll man Frauen helfen, die Angst haben? Ich fühlte schaudernd die völlige Unmöglichkeit jeder Hilfe. Die Nutzlosigkeit und Ohnmacht jeden Beginnens.

„Soll ich dich aufs Bett heben?" fragte ich.

Dort legte sie den Kopf aufs Kissen und sah mich an. Dann faßte sie meine Hand und hielt sie fest in den ihrigen, die brannten ...

Als sie nach geraumer Weile die Augen schloß, löste ich meine Hand heimlich aus den ihrigen und ging zu Hate in die Halle. Es war etwa fünf Uhr nachmittags.

Nach dem Abendessen saßen Hate und ich vor dem Feuer der Halle. Rechts und links von dem Spiegel, der oberhalb des Kamins befestigt war, brannten zwei Arm-

leuchter, soweit ich mich erinnere, die einzigen Lichter in dem verhältnismäßig großen Raum. Hate hatte seinen Stuhl nahe dem meinigen gerückt. Vor uns stand ein niederer runder Tisch mit den Abendzeitungen.

Nachmittags hatten wir Billard gespielt, und eigentlich hatten wir beabsichtigt, die Partie am Abend fortzusetzen. Aber dann begannen wir den nach dem Mittagessen unterbrochenen Gedankenaustausch wieder aufzunehmen.

Mirjam war nicht zum Abendessen gekommen. Als ich kurz vor sieben Uhr unser Zimmer betrat, lag sie noch, wie ich sie verlassen hatte. Sie sei nicht krank, aber müde und wolle lieber ruhen, um am folgenden Morgen wieder ganz frisch zu sein. Ich solle ruhig unten essen und gegen neun Uhr nach ihr sehen. Wir könnten dann eine Tasse Tee vor dem Schlafengehen nehmen.

Ihre Stirne war noch immer sehr heiß, hingegen fand ich ihre Hände kühler und ihren Puls ruhiger als am Nachmittag: Übermüdung, nichts anderes. Sie würde sich, während ich beim Essen sei, entkleiden. Trotzdem möchte ich das Licht löschen, wenn ich das Zimmer verließe. Ja, sie fühle sich entschieden wohler. Als ich gegen halb acht Uhr zu gehen mich anschickte, hielt sie die Augen geschlossen und die Hände vor der Brust gefaltet.

Das Abendessen war vorzüglich gewesen, und ich hatte unserem Besucher zu Ehren eine Flasche Rheinwein bestellt. Nachher hatten wir, wie gesagt, vor dem Kaminfeuer Plätze eingenommen. Hate hatte mir gerade die Geschichte der geheimnisvollen Kristallkugel erzählt, die er nun auch in Händen hielt. Er habe sie vor wenigen Wochen in einem kleinen Restaurant in Soho einem Italiener abgekauft, der augenscheinlich mit okkulten Schriften und Gegenständen Handel trieb.

Dem Uneingeweihten bot sie nichts sonderlich Bemerkenswertes. Sie war aus klarem, durchsichtigem Kristall von etwa drei Zentimetern Durchmesser, und lag in einem kleinen mit schwarzem Sammet ausgeschlagenen Etui. Hingegen — und Hate hatte ein bedeutsames Lächeln, als er dies erörterte — demjenigen, der sie zu handhaben wußte, zeigte sie mit unverkennbarer Schärfe und Bestimmtheit das Bildnis dessen, dem die Seele des Anschauenden verfallen war. Denn, so etwa sagte er, die Seele eines Menschen sei nicht dessen Eigentum, mit dem jeder einzelne frei schalten und walten könne, so wie ihm etwa sein Körper gehorche. Im Gegenteil, nicht einmal dieser sei uns zur freien willentlichen Verfügung anheimgegeben, sondern er lebe nach ganz anderen Gesetzen als etwa den unseres Verstandes oder unserer Vernunft. Darum sei es auch wohl möglich, daß die Seele sich von einem Menschen lossage, wie dies ja auch im Tode der Fall, und unter gewissen Voraussetzungen sei ein solches Geschehen gar nicht zum Nachteil des betreffenden Menschen, sondern könne ihm zu großem Heil und Wohltat werden. Bei anderen wiederum könne es ewige Sklaverei und Knechtschaft, bei dritten schmerzlichste Zerrissenheit und Siechtum zur Folge haben. Denn es sei ungewiß, ob die Seele eines Menschen auf der Suche nach dem Schönen und Guten nicht etwa dem Schlechten verfalle ...

So oder ähnlich sprach er, und nachdem er geendet hatte, legte er die Kugel vor mich auf den Tisch.

„Ich will Sie nicht in irgendwelcher Hinsicht beeinflussen, sondern ganz Ihrem Gutdünken anheimstellen, ob Sie den Versuch wagen wollen oder nicht ..."

„Gestatten Sie, daß ich lache! ..." begann ich nach

einer Pause, und ich hätte vieles darum gegeben, hätte ich lachen können. — „Wissen Sie denn nicht, daß dies der wahnwitzigste Aberglaube ist? . . .“

Hate zuckte lächelnd die Achseln.

„Vielleicht, vielleicht auch nicht! . . .“

Ein Frösteln ging durch den Raum. Mir war, als höre ich das Geräusch verhaltener Schritte. Vielleicht der Kellner drüben an der Bar. Scheu sah ich mich nach allen Seiten um. Nein, wir waren allein.

Und dann sagte ich, doch gleich als ob ein anderer spräche: „Sie glauben vielleicht, daß ich Angst habe, Angst vor diesem Aberglauben. Dem ist gewiß nicht so . . .“

Doch Hate lächelte nur: „Angst, Angst, warum nicht gar? Jedes Geheimnis löst ein Angstgefühl in uns aus. Warum sollte seine Lösung uns nicht in noch viel gewaltigere Angst versetzen?“

Er beugte sich, um die Kugel wieder an sich zu nehmen, doch ich kam ihm zuvor: „Lassen Sie mir die Kugel bitte,“ sagte ich.

„Sie müssen sie gegen das Licht halten. Wenn es Ihnen lieber ist, lasse ich Sie eine Weile allein. . . .“ Seine Stimme klang leise, als komme sie aus großer Ferne. Ich schüttelte nur den Kopf.

„Sehen Sie schon?“ fuhr Hate fort, aber er schien keine Antwort zu erwarten . . .

Die Kugel, die erst hell und ganz durchsichtig gewesen war, hatte sich allmählich mit einem dichten weißen Nebel angefüllt. Dunklere wolkige Gebilde schwankten hin und her, zerteilten sich und schlossen sich von neuem. Dann aber schuf sich aus dem dichten Gewühl langsam die Form und das Antlitz eines Menschen, ein Bild,

dem meinigen seltsam ähnlich und doch ganz verschieden, so von Gram durchfurcht und von Schmerz zerfressen, daß sich mein Herz verkrampfte. Der zwerghaft mißgestaltete Leib, die langen hageren Arme, das spärliche Haupthaar und der starre Blick seiner glanzlosen Augen gemahnten der teuflischen Ausgeburt eines Alptraums und der schmählichen Phantasien eines Schwarzkünstlers aus dem innersten Afrika. Und während ich noch schaudernd anschaute, veränderte sich das Gesicht dieses Scheusals stetig, so daß ich bald diesen, bald jenen mir bekannten Zug jeweils in widrigster Verbildung und Entstellung zu erinnern und wiederzuerkennen glaubte. Und eine neue Wandlung vollzog sich, die schlimmste, wahnwitzigste von allen. Der anfangs allein leidende Ausdruck in den Augen des Bildes war allmählich einer Konstellation gewichen, die so grausam und tödlich leuchtete, daß sich mir ein tiefer Seufzer entrang, und gleich als weide er sich an meinem Schmerz, begann jener Mund, der bisher fest verriegelt war, so teuflisch zu lachen, in kurzen regelmäßigen Stößen zu lachen, — (oder war es etwa Hate, der so lachte?) — und zwischen den dünnen Lippen des Ungeheuers sah ich den Schlund des Abgrunds sich auftun und die Hölle alles zermalmender Nacht ...

Was sich weiterhin ereignete, weiß ich nicht mehr. Ich hörte nur den Aufprall und das Rollen der Kugel, die wohl meiner Hand entglitten war, sah, daß Hate sich eilig nach ihr bückte, sie in der Tasche seines Rockes barg. Dann verlosch mir das Licht ...

Als ich am folgenden Morgen die Hand ausstreckte, griff ich ins Leere. Erschreckt öffnete ich die Augen. Es

war ganz hell im Zimmer. Ich lag halb angekleidet auf dem Bett. Mirjam war fort. Und Hate?

Dunkel kam mir in den Sinn, was sich am Abend begeben hatte. Ja, Hate! Es war ein böser Traum gewesen. Und nun? Wo war Mirjam? Ein gräßlicher Verdacht stieg mir auf. Sie war geflohen. Es war ein abgekartetes Spiel zwischen ihr und ihm. Sie waren geflohen. Und an diesen Gedanken knüpfte sich mir eine ganze Flucht von Bildern. Ich sah sie eng umschlungen in einem Zug sitzen, der durch die Landschaft raste. Sah, daß diesem Zug ein zweiter entgegen kam, sah sie aufeinanderprallen, zerschellen. Ich hörte das Schreien der Sterbenden. Und dann erkannte ich, daß solches das Spiel meines eigenen Wunsches gewesen, mein eigenster sehnlichster Wunsch. Doch wer möchte sich solch einen Wunsch gestehen? Wer hätte die Kraft?

Dann kam mir wieder die Erinnerung an den Abend. Undeutlich erst, allein mein furchtbares Erschrecken. Doch dann sah ich genauer, sah das nämliche Bild, nur größer, gefährlicher noch, höre sein Lachen.

Außer mir vor Entsetzen fahre ich auf.

Mirjam sitzt am Schreibtisch vorne beim Fenster. Sie kehrt dem Bett den Rücken, scheint zu schreiben. Ihre Feder kratzt über das Papier. Manchmal hält sie inne, überlegt eine Weile, fährt fort. Sie ist so in ihre Arbeit vertieft, daß sie mich nicht hört. Ihr blondes Haar ist lose aufgesteckt.

Es ist das erstemal, daß ich sie schreiben sehe. Das erstemal, seitdem wir beisammen sind. Sie hat ihre Freunde verlassen um meinetwillen. Sie kam, als ich ihr sagte, daß sie kommen solle. Dem Gefühl von Schuld und Verantwortung mischt sich ein neues, nicht minder drückendes, die Eifersucht.

Doch ich wage nicht zu fragen, wem sie schreibt. Lautlos sinke ich auf die Kissen zurück.

Dort überfällt mich wieder das Lachen des anderen. Ich weiß, es ist nur das Ticken der Wanduhr, aber dieses Geräusch wird mir, ohne daß ich es hindern kann, wieder zum schrecklichsten Gesicht. Mein Kopf schmerzt, meine Stirn ist ganz naß vom Schweiß. Ich sehe seine furchtbaren Augen . . .

Mein eigenes Stöhnen schreckte mich auf. Auch sie mußte es vernommen haben, denn mit einemmal beugte sie sich über mich. Ihre Augen sahen mich betroffen und ängstlich an.

„Was ist dir? Bist du krank? Als du gestern abend aufs Zimmer kamst, blickten deine Augen ganz gläsern. Soll ich den Arzt bestellen? Du warst wie betrunken . . ."

Es dauerte wohl einige Sekunden, bis ich zur Besinnung kam . . .

„Wem schreibst du?" fragte ich.

Einen Augenblick hielt sie inne. „Meiner Mutter!" sagte sie dann.

„Wie ist dir?" Sie faßte meine Hand und küßte sie. „Deine Hände sind heiß? Bist du krank?"

Diese in ihrer Gelassenheit bewundernswerte Geste erschreckte mich.

„Nein!" erwiderte ich, indem ich die Hand zurückzog. Es sei wohl ein böser Traum gewesen, hingegen hätte ich unter heftigem Kopfschmerz zu leiden. Wie es ihr selber gehe, da sie gestern doch so wenig wohl gewesen sei? Und dann sagte ich, wohl um ihr zu danken: „Wie gut, daß du hier bist."

Sie schien zu verstehen, daß dies Lüge war, denn sie schüttelte traurig den Kopf.

„Soll ich Tee bestellen?“ fragte sie schlicht.

Aber ich sagte ihr, daß ich aufstehen und an den Strand gehen wolle, den Kopfschmerz zu verscheuchen.

Während sie sich wieder dem Schreibtisch zuwandte, begann ich langsam mich anzukleiden. Jede Bewegung verursachte mir heftige Beschwerde. Auch begann die Unruhe, die ich gelindert glaubte, von neuem, jetzt, da sie mir abermals den Rücken kehrte.

Nicht daß ich, wie ich selbst in jenem Augenblick vorgab, die Wahrheit ihrer Aussage bezweifelt hätte, gewiß nicht. Warum sollte sie nicht ihrer Mutter schreiben? Es war nicht mehr als verständlich, daß sie ihre Verwandten nicht ohne Nachricht lassen wollte, die ihretwegen sicher in großer Sorge waren. Auch hatte sie keine Ursache, unseren Aufenthaltsort zu verschweigen, hatte ich ihr doch die Ehe versprochen, und hätten sich nicht unerwartete Schwierigkeiten ergeben, wären wir auch bereits Vermählte gewesen.

Die völlige Preisgabe ihres Leibes und gewiß auch ihrer Seele, die restlose Hingabe ihrer ganzen Wesenheit, ihres Rufes und aller mehr oder minder berechtigten gesellschaftlichen Vorurteile, und nicht zuletzt ihr fast kindlicher Glaube an meine Aufrichtigkeit war wohl, was mich, der sich ihr auf rätselhafte Weise und gewissermaßen von einer Stunde zur nächsten, gänzlich entfremdet sah, mit umso größerer Besorgnis und heimlicher Angst erfüllte.

An jenem Morgen aber, da ich noch ganz unter dem Eindruck des weiter oben geschilderten Erlebnisses stand, war ich zu solch kühlen Erwägungen außerstande. Die tragische Farce des Vorabends war vielmehr der Anlaß zu der gewaltigen Gemütsbewegung gewesen, die meine

Gefühle nicht allein ihr, sondern auch der übrigen Welt gegenüber in ihr vollkommenes Gegenteil wandelte. So war sie mir nicht etwa gleichgültig geworden, sondern sie, der ich keinen Vorwurf zu machen habe, es sei denn der, daß sie meinen Irrwahn enttäuschte, schien mir über Nacht in all ihrer Zartheit bedrohlich geworden, gefährlich und darum hassenswert.

Und eben dieses Gefühl, die unbestimmte Ahnung nahender tödlicher Gefahr verstärkte sich, wurde fast Gewißheit, als sie ihre Schrift verdeckend die Hand erhob, während ich mich in ihrer Nähe beschäftigte. Sie sah nicht auf, doch gewann ich den Eindruck, als verfolge sie jede meiner Bewegungen mit schlecht verhüllter Aufmerksamkeit. Sie hielt den Kopf weit vorgebeugt, und eine kleine blonde Locke fiel auf ihren Nacken, diesen Nacken, von dem ich geträumt hatte, neulich noch, Nächte lang.

Nachdem ich angekleidet war, stellte ich mich ihr gegenüber ans Fenster. Sie unterbrach sich in ihrem Schreiben und sah mich an.

„Darf ich fragen, was du schreibst?" begann ich, während ich mich zu ihr beugte. Sie aber breitete die Hände schützend über ihr Geschriebenes aus, schüttelte den Kopf: „Warum? Es ist ja an meine Mutter, und nur für sie bestimmt . . ."

Wieder kam mir der quälendste Verdacht.

„Zeig mir den Brief!" sagte ich bittend. „Ich weiß nicht, was hinter dieser Stirne vorgeht. Manchmal ist mir, als seien wir Fremde . . ."

Sie schüttelte wieder den Kopf: „Frage mich! Ich will dir antworten, frage mich alles, was du erfahren willst . . ."

Aber ich wagte nicht zu fragen. Ich ergriff meinen Hut und sagte: „Ich gehe jetzt."

„Du gehst?" fragte sie gedehnt.

„Ja, ich will zum Strand gehen. Es wird mir gut tun . . ."

Unten beim Portier erfuhr ich, daß Hate in der Frühe abgereist sei. Ein Telegramm sei spät nachts eingetroffen und habe seine Abreise veranlaßt. Der Portier erinnerte sich, daß er Empfehlungen für Monsieur und Madame hinterlassen habe. Nun glaubte ich allerdings, früh am Morgen im Halbschlaf das Rasseln einer Droschke vernommen zu haben.

Draußen wehte ein eisiger Novemberwind. Die Wellen gingen hoch und rollten an den niederen Stellen weit über den Sand und auf den Asphalt des Quais. Ihr Tosen war nicht stürmischer als die Hetzjagd meiner Gedanken, war gleichsam eine immer wiederkehrende Begleitung, der Pulsschlag zu dem schrillen Schreien meiner Not.

Ich wanderte lange längs der Küste zwischen den Bäumen. Als es Mittag schlug, war ich kurz vor dem Leuchtturm von St. Catherine's Point. Unaufhörlich fiel dünner kalter Regen. Meine Hände waren ganz starr und blau ob des Frostes. Schließlich bin ich einer Art Betäubung verfallen, die mich willenlos führte. Der Boden wimmerte, und die Bäume ächzten im Sturm. Manchmal fühlte ich, daß ich die Fäuste ballte, hörte mich, wie ich schrie. Wohl zweimal bin ich gestrauchelt und gefallen.

Ja, Zorn und Haß schrien in mir. Ohnmächtiger Schrecken und Wut, Angst und maßloser Groll. Wilde Gedanken durchzuckten mein Gehirn, Gedanken von

Blut und jähem Tod. Aber kamen sie denn fürwahr aus meinem Herzen, all diese Schreie und bitteren Wünsche? War es nicht etwa Hate, der mir alles das einblies?

Es mochte etwa vier Uhr sein, als ich das Hotel wieder betrat.

Mirjam saß vor dem Feuer in unserem Zimmer. Sie hob den Kopf und sagte: „So spät? Wo warst du?"

„Ich war am Strand und habe mich dort verspätet. Verirrt sogar. Hast du wenigstens gegessen?"

„Nein, ich hatte keinen Hunger. Ich habe mich so um dich gesorgt. Doch wir wollen Tee trinken ..." Sie stand auf und läutete. „Hier vor dem Kamin, wir wollen die Sessel zum Feuer rücken ..."

Der Diener brachte den Tee.

Es begann im Zimmer zu dämmern. Das Fensterkreuz stand ganz schwarz gegen das Grau des Himmels. Das Feuer im Kamin begann zu leuchten. Von Zeit zu Zeit fiel eine glühende Kohle vom Rost, kleine Stichflammen huschten zischend um die Blöcke.

Der Tee erkaltete in den Tassen. Wir sprachen noch immer nicht. Dann aber fragte sie ganz leise: „Liebst du mich noch? Sag mir, liebst du mich noch?"

Doch ich wußte ihr keine Antwort, und was hätte ich ihr auch sagen sollen? O, gewiß nicht, daß ich sie nicht mehr liebte, gewiß nicht. Ja, ich liebte sie, aber meine Liebe hatte sich so verändert, daß ich nicht mehr wußte, ob sie allein Haß geworden. Ich fühlte deutlich, daß der Widerstreit zwischen dem, was andere Haß und Liebe nennen, jenes Schwanken zwischen Hoffnung und quälendster Angst, zwischen Begierde und furchtbarster

Unlust, sich zu einem gewaltigen Sturm verschmolzen hatte, von dem ich nicht sagen konnte, ob er nach rechts oder links sich wende, alles erhebend oder alles auf ewig zerschmetternd.

Die Fenster verdunkelten sich von Minute zu Minute. Es war ganz still im Zimmer, bis auf das Ticken der Uhr und das Lecken der Flamme. An der Wand hinter uns tanzten unsere Schatten ruhelos auf und nieder, als seien's unsre eigenen Seelen, die unstät flackerten.

Sie hielt den Kopf in die Hände gestützt und starrte ins Feuer. Sie sah mich nicht an, doch dann fragte sie zum zweitenmal: „Liebst du mich noch?"

Ein kleines Zittern war in ihrer Stimme, ein kleiner leichter Schauer. Der Feuerschein vergoldete das Haar ihrer Schläfen.

Und weil ich wieder nicht antwortete, wendete sie den Kopf zu mir. Wortlos fragend.

Ihr Gesicht war jetzt ganz im Dunkel, aber ich fühlte ihre Augen, die seltsam schmerzlich sich auf mich hefteten, und die Qual dieser verborgenen Augen war so heiß und sengend, daß ich wie zum Schutze die Hand erhob.

Im nämlichen Augenblick zischte eine bläulich weiße Stichflamme im Kamin auf, und ihr giftiges Licht fiel während einiger Sekunden voll auf ihr Gesicht. War es nun Traum oder Fieberwahn, in ihren Augen erkannte ich das grausame Leuchten der jenes angstvollen Gespensts und um ihren bleichen Mund das Zucken jenes tödlichen Gesichts.

Die Flamme erlosch mit einem scharfen Seufzer, und ich fühlte, daß ich in meinen Sessel zurücksank. Mein Kopf schlug heftig gegen das Holz der Lehne, ein schwerer Arm umfaßte meine Brust, verschlug mir Atem und

Wort. Ein ungeahntes Gefühl der Leere umfing mich, die unerhörte Sensation des Falls. Abgründige Tiefe rund um mich her, schweigende unerforschliche Nacht. Gegenseitiges Sichaufheben von Sein und Anderssein, von Hoch und Nieder, allgültiges Versagen von Für und Wider, von Ja und Nein. Allein eine gewisse Zeitwahrnehmung war mir geblieben, gemessen an meinem eigenen lebendigen Pulsschlag, und die dadurch vermittelte Sensation nie endender Bewegung, an der ich aber wie gesagt einzig durch das Pochen meines Herzens teil hatte und der ich willentlich völlig teilnahmslos gegenüberstand. Erst das immer lauter werdende regelmäßige Klopfen, mit dem sich mir allgemach die Vorstellung schwerer fallender Tropfen verband, und eine anfangs leise dann aber immer heftiger sich steigernde Schmerzempfindung an meiner rechten Hand rief mich wieder zur Besinnung.

Mein erster Blick galt denn auch ihr. Nein, es war keine Täuschung. Auf dem Rücken meiner Hand war eine kleine runde Wunde. Schwarzes Blut tropfte auf meinen hellen Anzug und den dunkleren Teppich des Zimmers.

Mirjam saß unbewegt und starrte ins Feuer. Erst als ich mit leisem Stöhnen die schmerzende Hand mit dem Taschentuch umwand, sah sie auf.

„Um Gottes willen," rief sie und eilte zur Lampe. „Was ist geschehen? Bist du gefallen . . .?"

„Ich habe dir alles gegeben, alles, was ich hatte," sagte sie zu mir. „Alles, alles, und warum? Weil ich dich liebte, ganz einfach, weil ich dich liebte. Ich habe dir alles gegeben, alles, was ich hatte, mit offenen Händen . . ."

Und nach einer Pause fuhr sie fort: „Jetzt bin ich arm. Meine Hände sind leer. Ich friere, und ich habe Angst. Nimm mich mit dir! Trage mich!"

Ich sah sie an und sah, daß sie schlank und schmächtig war, eine leichte Last zu tragen. Aber meine Arme, die sie eben noch umfassen wollten, waren wie gelähmt und ganz schlaff.

Leicht, daß sie, die so schlank und schmächtig ist, schwer und drückend würde, schwer wie die Erde und alle Himmel. Ich gedachte des Heiligen Christophorus am heimatlichen Münster.

Gar gewaltig groß muß doch die Liebe sein, um solche Last zu tragen ...

Sie drängte sich enger an mich. „Ich friere," stammelte sie, „ich friere. Schütze mich. Ich sehe Gespenster überall, wohin ich mich auch wende ..."

Und während der Sturm draußen an den Fenstern rüttelt, gebiert das Dunkel des Zimmers mannigfache Traumgestalten. Schwanke Lichter blitzen auf, Stimmen raunen in den Winkeln, schweres, dumpfes Rollen steigt aus der Tiefe, Widerhall des Meers. Im rötlichen, sachte glastenden Kranz des Feuers beleben sich die dunkeln Ranken des Teppichs, die schweren Vorhänge ballen sich widerstrebend zu bauchigen bedrohlichen Gebilden, im Kamin seufzt schluchzend der Wind.

Ihre Augen sind weitgeöffnet starr an die Decke geheftet, ihre Lippen zucken.

„Ich bin krank," flüstert sie kläglich. Und dieweil ich selber angstvoll zaudere ... „Um Gottes willen, sag, was ist geschehen? ..."

Ich aber, um sie zu beruhigen, antworte: „Ja, du bist krank. Morgen wird dir besser sein ..."

Ich habe den Arm um ihre Brust gelegt und verschließe ihr die Augen. Sie lehnt den Kopf an meine Schulter, ihr Herz schlägt wie das eines kleinen Vogels angstvoll unter meiner Hand ...

Doch dann wird ihr Atem ruhiger, ihr Kopf schwerer, und indem sie einschläft, flüstert sie noch einmal, kaum vernehmlich: „Ja, trage mich! ..."

Das Feuer ist ganz erloschen, nur oben an der Decke des Zimmers ist noch Licht von der Laterne draußen auf der Straße. Die Uhr in der Halle unten schlägt ein Uhr. Ihr dumpfer Klang geistert über die Treppen und längs der Korridore. Schwere Regentropfen klopfen ans Fenster. Es ist schwül geworden im Zimmer ... Nun kommen sie mir wieder, die Bilder, ich kenne sie ... ich sehe sie schon ...

Ein zerwühltes Bett. Ein Mann und eine Frau. Zwischen ihnen der Leichnam eines Kindes ...

Der Mann spricht: ‚Wir haben dies verdient. Wir haben unser Kind selber gemordet. Aus zuviel Liebe. Wir haben unseren ganzen Glauben und unsere ganze Hoffnung auf dieses Kind gesetzt, wir haben es größer, mächtiger gemacht, als wir sind. Wir haben unsere Träume für es geträumt, und nun ist es tot. Wir sind elend gewesen um des Kindes willen, und das Kind ist um unserer Träume willen verdorben ...

Und die Frau: ‚Wer schickte uns die Träume, wenn nicht Gott? Es waren ja gute Träume. Er sollte doch König sein und glücklich. Glücklicher denn wir!‘

Doch er: ‚Was ist Glück? Glück ist nur das Anders-sein des Unglücks. Wir waren aber weder unglücklich noch glücklich. Und darum träumten wir, daß er nur glücklich sei ...‘

Und sie wieder: ‚Aber wir waren doch unglücklich . . .‘

‚Nein, wir waren weder glücklich noch unglücklich. Wir waren nicht das eine und nicht das andere. Wir kannten weder Freude noch Schmerz, nur ein kraftloses Sein ohne Melodien. Wir hatten Langeweile. Wir wurden älter äußerlich, doch nicht drinnen. Wir verharrten und verharrten doch nicht. Wir trugen die Vergangenheit in die Zukunft. Wir wurden anders, ohne uns zu wandeln.‘

‚Ja, wir kannten weder Freude noch Schmerz, aber jetzt dulden wir Schmerz, da er von uns genommen ward, der doch eitel Freude sein sollte. Wir wagten nicht uns zu freuen, damit unsere laute Freude ihn nicht erwecke, wenn er schlief, und wir wagten nicht zu weinen, damit unser Schluchzen ihn nicht traurig mache. Wir haben um seinetwillen nicht gelebt . . .‘

‚Ja, denn Leben ist nichts anderes als der Wechsel von Freude und Leid. Und das Maß des Lebens ist das Maß des Leidens und das Maß des Glücks.‘

‚Ja, denn das Maß des Leidens ist das Maß des Glücks.‘ — Die Frau rauft ihr Haar. Ihre Wangen sind ganz naß von Tränen. Der Mann sitzt stumm und unbeweglich. Er scheint nachzudenken. Nach einer Weile spricht er wieder: ‚Wie groß muß doch die Freude sein nach so viel Leid!‘

(Die Uhr in der Halle schlägt jetzt drei Uhr. Ich höre sie auf den Treppen und längs der Korridore . .)

Die Frau hat aufgehört zu schluchzen. Auch sie ist nachdenklich geworden. Sie ist sehr schön, und ein heimliches Licht ist in ihren Augen erwacht. Sie spricht: ‚Wie groß muß doch die Freude sein nach so viel Leid!‘ —

Ein leichter Schimmer, wie von Zwielicht, erfüllt

den Raum. Man sieht jetzt deutlich die zwei Menschen und zwischen ihnen den einen toten. Und wieder spricht die Frau: ‚Nun ist es Dämmerung worden in unserer Seele. Dämmerung aus Nacht. Wann aber wird der Tag kommen und das Licht?‘

Aber das Licht kommt nicht. Es ist wieder dunkler im Zimmer. Man sieht kaum noch die bleichen Leiber der Sprechenden . . .

Eine Weile bleiben beide stumm. Dann höre ich deutlich die Stimme der Frau. Sie ist gewiß gläubiger als der Mann.

‚Wir waren noch nicht elend genug. Es muß noch viel größerer Schmerz über uns kommen, damit es Tag wird in unseren Herzen. Denn das Maß des Leidens ist das Maß des Glücks.‘

Darauf der Mann: ‚Ich bin eitel Schmerz! Jedesmal, wenn ich in früheren Jahren lachte, war es allein ein Grinsen, das meinen großen Kummer verbergen sollte. Dann traf ich dich. Einige Tage lang schien mir Freude zu winken, dann aber wurde es noch viel viel dunkler um mich. Vielleicht kam ich zu dir um Hilfe, um ein klein weniges von deiner Sonne. Du warst so strahlend damals und sehr schön. Aber später sah ich, daß du selber elend warst, und dann haßte ich dich. Haßte dich Tag und Nacht!‘

Und die Frau: ‚Zuweilen des Nachts, wenn du neben mir ruhtest, richtete ich mich auf und sah in dein Gesicht. Es war voll Haß. Du hieltest die Fäuste geballt und stöhntest. Nachher trat ich vor den Spiegel und sah mein eigenes Bild, aber es war nur Haß, was ich dort sah. In jener ersten Nacht bin ich sehr erschrocken, aber dann entdeckte ich, daß überall in mir nur Haß

lauere, in meinen Augen, in meinem Mund, in meinen Haaren . . .‘

‚Und ich habe gekämpft gegen diesen Haß bei Tag und habe mich selbst verachtet, aber des Nachts überfiel er mich in wilden Träumen. Ich glaube, ich habe dich in meinem Traum geschlagen. Oft, oft. Und dann kam das Kind. Eine Weile lang schien mir alles anders zu werden, aber dann war es doch das Gleiche. Nur Haß . . .‘

‚Er war das Kind unseres Hasses und unserer heimlichen Tränen. Sieh, wie elend ich bin!‘ . . .

Wieder beginnt es im Zimmer zu dämmern. Die beiden weinen. Das Kind liegt zwischen ihnen, starr und nackt.

Die Frau spricht: ‚Ich wußte nicht, daß du so elend warst. Ich dachte nur an mein eigenes Leid . . .‘

Der Klang ihrer Stimme, die bisher etwas Wildes, Schrilles hatte, ist mit einemmal ganz weich. Es ist, als sei der falsche Schmerz, der bisher ihre Klagen füllte, nun wahrer Kummer geworden.

‚Ich weine über unser beider Leid,‘ sagt sie.

‚Ich sehe nur noch dein Leid,‘ spricht der Mann. ‚Ich sehe deine Augen, die dein eigen Bild im Spiegel sehen. Im Spiegel des Hasses. Mein Leid ist Mitleid worden . . .‘

Es ist allmählich Tag geworden im Zimmer. Man sieht das elende zerwühlte Bett und die still Weinenden. Draußen geht die Sonne auf.

Der Mann richtet sich langsam auf. Die ersten Sonnenstrahlen spielen im Haar der Frau.

‚Sieh, es ist Tag worden!‘

‚Ja, das Licht ist gekommen.‘ — Auch die Frau hat den Kopf erhoben und lächelt. Sie lehnt sich an die Schulter des Mannes. Ihr Leib ist ganz rosig vom Morgen . . .

Im nämlichen Augenblick fahre ich auf. Doch ich höre noch ihre letzten Worte. Ganz deutlich drangen sie an mein Ohr: ‚Ja, es ist Licht geworden. Aber wären wir noch kleiner, noch ärmlicher gewesen, wäre das Licht nicht noch viel viel heller worden? . . .‘

Ja, es ist Tag geworden. Die Sonne liegt quer über dem Bett. Draußen rauscht das Meer.

Mirjam hat das Gesicht zur Wand gekehrt. Ihre zarten Schultern heben und senken sich im Schlummer. Das Kissen ist ganz goldig von ihrem Haar. Es ist etwas von der Süßigkeit des Sommers in ihrem Atem, von zarten, jungen Früchten.

Der Novemberwind, der gestern so eisig wehte, ist verstummt. Er hat die letzten dürren Blätter abgeschüttelt, hat uns Unfrieden gebracht und Not.

Denn diese Sonne hier auf dem Bett ist nicht freudig, sie ist blaß und kalt, ist wie ein eisig leuchtender Kristall, der nur glüht und leuchtet und doch nicht wärmt, dreimal fährlicher und frostiger als die Nacht, aus der sie wie ein junger Löwe grollend gestiegen ist . . .

Wenige Tage später verließen wir jene Küste. Wir verbrachten zwei Wochen in der Hauptstadt und reisten dann nach Paris. Dort wohnten wir in einem kleinen Hotel nicht weit den Champs Elysées.

Und eben dort, in einem kleinen Zimmer auf der Westseite jenes Hauses, durch dessen Fenster man auf eine der belebtesten und schönsten Straßen des Stadtteils schaute, in einem kleinen Zimmer, sage ich, habe ich in der Nacht vor der Christnacht des gleichen Jahres ihr und mein eigen Kind heimlich erwürgt.

O, gewiß nicht mit den Händen, auch nicht mit irgend

einer Waffe oder einem Strick, gewiß nicht, sondern auf ganz andere, viel gefährlichere Weise, mit, wenn man so sagen könnte, anderen, unsichtbaren Händen und hinter einem Lächeln, in das sich meine Angst verkehrte.

Wir waren am Abend in der Oper gewesen. Othello war gegeben worden mit Bonci in der Titelrolle. Sie saß neben mir in einer engen Parterreloge und hielt die Arme aufs Polster gestützt. Sie wandte mir halb den Rücken, ich sah auf das Oval ihres Nackens, der matt im Logenlicht schimmerte. Sie trug ein ockergelbes Kleid, und ich weiß nicht, was goldiger glänzte, ihr Kleid, ihr Haar oder ihr Nacken. Doch nein, von reinem Gold waren wohl nur die Cheveux-follets in ihrem Nacken, und dann vielleicht ihr Herz.

Es war im letzten Akt, im Zimmer der Desdemona. Cassio, ebenso töricht wie ehrsam, war der Anlaß zu der furchtbaren Katastrophe geworden. Jago war Sieger geblieben, und was vermochte es dem sympathetischen Zuhörer, daß der Missetäter der gerechten Strafe nicht entgehen werde. Auch die Gewißheit, daß dies alles nur Fabel und nicht etwa Wirklichkeit sei — und ein Rundblick durch das Theater mußte dies bestätigen —, konnte die schmerzhafte Spannung nur für wenige Augenblicke lindern. Das Lied von der Weide bedeutete wohl in gewisser Beziehung den Übergang zu sich bescheidender Gefaßtheit, und das Ave Maria würde mittels des starken Arms hoffenden Glaubens die ersehnte Linderung schaffen und damit die Möglichkeit zu freudigerem Rück- und Ausblick, allein der stumpfe Schmerz und das wachsende Entsetzen angesichts des draußen lauernden leidenschaftlichen menschlichen Herzens steigerte das anfängliche Mitgefühl zu fast übermächtigem An- und

Aus-sich-selbst-Erschauern und zu einem äußersten ur-eigensten Selbstvernichtungswillen in jenem letzten ver-zweifeltsten Aufschrei beim Abschied von der Dienerin.

Ich erinnere mich genau, ich saß, den Kopf in beide Hände gestützt. Dessen aber, das mein Herz in jener bangen Viertelstunde bewegte, kann ich mich nicht ent-sinnen. Wer vermöchte auch in sein eigen Herz zu schauen? Ich glaube, ich hielt die Augen geschlossen.

Nein! Nun entsinne ich mich! Ich hatte den ver-schwommenen Eindruck eines unablässig wogenden Meeres, dessen schaumgekrönte Wellen allmächtig hoch sich hoben und an entfernten Klippen zerschellten. Und indem ich mich selber in leckem Kahn dahingetragen fühlte, ruderlos, von zahlreichen Delphinen umschwärmt, und bald hierhin bald dorthin spähte, glaubte ich in jener Küste bald die sonnenbeschienenen Kreidefelsen und Terrassen der englischen Insel, auf der nordische Ulmen und Fichten sich mit Myrten, Fuchsien und Verbenen traut vermählen, deutlich zu erkennen, bald aber auch die gelbe Küste der Adria, auf die sich die vom Siffanto gepeitschten Wasser einer gewaltigen dunklen Herde vergleichlich wälzen, gegen den kahlen Rücken des Monte Gargano und den Golf von Manfredonia. In der Tat, die unheimliche erschütternde Sensation dieses ewig lebendigen und ewig wechselnden Meeres, dessen ur-gewaltiger Stimme sich das Brausen des Sturmes und das Kreischen der Möwen vermischte, ich sage, die Sen-sation dieses blinden unförmigen Geschehens, vor dem alles Feste sich ruhelos hin- und herbewegte, so daß jene Küste bald einer südlichen, bald einer nördlichen glich und der Weg vom Südpol bis zur äußersten Thule ein geringer und kleiner schien, — diese (wofern eine wahr-

haft so genannt werden darf) in der Tat dionysische Urkraft, aus der Venus emporgestiegen ist, und wenn sie, die Göttin, von Amoretten und geflügelten Winden umworben einhergleitet, dann vermittelt sie dem Auge des unstät Suchenden die Vision des von allmächtiger Sehnsucht in unsägliches Leid hinein gezeugten und aus ihm geborenen ewig apollinischen Olymps. Titanen und nordische Riesen, gleicherweise gefesselt und verbunden, Urgewalten, gesegnet und gesalbt vom venezianischen Dogen von San Marco, der in bunter schimmernder Barke dahinzieht auf dem schimmernden Rücken des Meers und, während die Menge am Strand, selber gefesselt, jauchzenden Abschied nimmt, immer der Sonne nach westwärts eilt, von der Nacht überrascht und verschlungen und neu aus ihr geboren und erstarkt ...

Ein lautes Schluchzen rüttelte mich aus diesem halbbetäubten Wunder. Erschrocken fahre ich auf. War es etwa Mirjam, die so weinte? (Denn daß jener Klagelaut meiner eigenen gequälten Brust entflohen war, daran hatte ich in jener Stunde gewiß nicht gedacht.) War sie etwa so tief ergriffen über das, was symbolisch auf der Bühne drüben geschah und in Wahrheit an ihr selbst vollzogen wurde?

Aber ihr Gesicht war starr auf mich selbst gerichtet. Ihr Profil, die gerade aufrechte Nase waren eisern, und während ich ihrem Blick begegnete, flammte in ihren Augen das grausame Licht und die bedrohliche Maske jenes Abends wieder auf. Stammelnd sprang ich auf, stammelnd und gewiß kreidebleich ...

Im nämlichen Augenblick betrat Othello die Bühne. Das Licht der Ampel flackerte unruhig, die Vorhänge wehten unheilvoll, der Atem des Todes ging durchs

Zimmer und von da über die tausend Köpfe der Zuschauer in die Logen und dunkeln Gänge des Hauses und zum Kronleuchter hinauf und in die gewaltige Kuppel. Und während drüben der hastige Dialog gesprochen ward, dem dann der Todeskampf folgte, entbrannte in unserer Loge ein um vieles heftigerer Kampf, in dem ich mich von übermenschlich starken, unsichtbaren Armen umschlungen, hochgehoben und zuletzt zu Boden geworfen fühlte. Damit entschwanden mir auch die Sinne, und von allem, was sich in dieser Nacht weiterhin ereignete, kann ich nur wie von einem Traum berichten, in dem ich wohl als Akteur auftrat, doch als einer, der seines Willens nicht mehr mächtig ist, sondern im Dienst eines Anderen, Stärkeren ohne eigenes Urteil noch Gewissen handelte.

Dieser solchermaßen angedeutete Zustand, dem, wie gesagt, eine kurze Minute völliger Betäubung vorangegangen war, kam mir jedoch nicht sofort zu Bewußtsein, und erst im Verlauf der folgenden Tage und Wochen vermochte ich, über das weiterhin Ereignete einige, wenn auch ungenügende Klarheit zu erlangen.

Kaum, daß der Vorhang gefallen war, faßte ich Mirjams Arm und führte sie zu einer der Droschken, die zahlreich vor der Oper warteten. Schon während der Fahrt über die grell erleuchteten Boulevards und durch den Faubourg Saint Honoré begann der Kampf der zweideutigen Insinuationen und schmählichen Verdächtigungen, indem mir nämlich jener Geist Worte und Gedanken eingab, die unter anderen Umständen wohl nie über meine Lippen gekommen wären oder auch nur die Schwelle meines Bewußtseins erreicht hätten.

Rätselhaft war und blieb mir nur, daß Mirjam die völlige Veränderung meines ganzen Wesens weder jetzt noch überhaupt späterhin zu gewahren schien. Im Gegenteil, wenn ich heute auf das Vergangene zurückblicke, muß ich zu meiner größten Verwunderung immer wieder daran denken, daß sie sich kaum ein einziges Mal während des ganzen Abends zur Wehr setzte, sondern meinen grausigen Willen fast mit einer gewissen Freudigkeit über sich ergehen ließ, ja meinen wahrhaft teuflischen Begierden gar noch Vorschub leistete. Ob solches allein aus übergroßer Liebe und Opferwilligkeit geschah, wage ich nicht zu entscheiden.

Nach kurzer Fahrt langten wir im Hotel an und ließen uns mit dem Aufzug in das Stockwerk befördern, in welchem unser Zimmer gelegen war. Dieser Aufzug befand sich in dem unserem Zimmer entgegengesetzten Flügel des Gebäudes, so daß wir jeweils zwei längere Korridore zu passieren hatten. So auch an diesem Abend. Indem wir nun einen dieser Gänge, und zwar den zweiten, durchschritten, fiel mein Blick auf zwei Menschen, die aus der uns entgegengesetzten Richtung auf uns zukamen. Im Halbdunkel der Galerie war es mir nicht möglich, Genaueres zu unterscheiden, doch schien mir ihre Abendkleidung sowohl wie ihr Gang und ihre Art, sich zu bewegen, nicht unbekannt, und im Näherkommen erkannte ich in jener Frau, denn um einen Herrn und eine Dame handelte es sich, niemand anderen als meine Begleiterin. Tief verwirrt faßte ich Mirjam so heftig am Arm, daß sie einen leisen Schrei nicht unterdrücken konnte, und wies mit der Hand auf jenes sonderbare Paar, das gleichfalls mit allen Anzeichen der Bestürzung stehen geblieben war.

„Kennst du die?“ schrie ich in Mirjams Ohr und war über den völlig veränderten Klang meiner Stimme selbst heftig erschrocken.

Wohl eine Sekunde lang hielt sie mit ihrer Antwort inne. Ein leichtes Zittern ähnlich dem, das ich an dem Abend vor unserer Flucht an ihr bemerkt hatte, schüttelte sie, dann aber sagte sie: „Das ist der Spiegel, der dort am Ende des Gangs befestigt ist, und unser eigen Spiegelbild!“

Mit diesen Worten verschwand sie in der Tür unseres Zimmers, vor der wir gerade angelangt waren, ich selbst aber eilte weiter bis zu jenem Spiegel, und nun erkannte ich wohl mein eigen Bild, aber eben jene furchtbaren teuflischen Züge, die ich bislang bei ihr gesucht und gesehen, waren nunmehr tief und unauslöschlich in mein eigenes Gesicht gegraben.

Anstatt aber darüber in laute Klagen auszubrechen oder auch nur besonders erschrocken zu sein, empfand ich beim Anblick meines so veränderten und verzerrten Antlitzes eine Art teuflischen Vergnügens und ein bislang ungeahntes, kraftvolles Gefühl der Lust ...

Als ich nach geraumer Weile unser Zimmer betrat, war Mirjam mit dem Aufräumen ihrer Garderobe beschäftigt. Sie hatte ihr Oberkleid abgelegt, so daß ihre Arme und die obere Hälfte ihres Rückens entblößt waren. Nun hatte ich aber die Tür so leise geöffnet, daß sie mein Kommen nicht beachtete, und so gelang es mir, mich ihr unbemerkt zu nähern und meine Arme um ihren Hals zu legen. Sie ließ dies denn auch ruhig geschehen, sagte aber dann, daß der Druck meiner Finger ihr Schmerz bereite. Dabei versuchte sie, zu mir aufzuschauen. Ich glaube, ich habe kurz aufgelacht und sie dann freige-

geben. In der Tat waren dunkle Flecken rings um ihren Hals und Nacken.

Nach einigen flüchtigen Worten des Bedauerns, und indem ich mich in einen der Sessel fallen ließ, forderte ich sie auf, ihre Kleider vollends abzulegen und sich zur Ruhe zu begeben. Dies sagte ich so bestimmt, daß ich, der sonst immer Zögernde, selbst nicht wenig überrascht war. Sie gehorchte denn auch willfährig und begann vor dem Spiegel ihr Haar zu lockern. Von meinem Platz aus verfolgte ich derweil aufmerksam jede ihrer Bewegungen und ganz besonders die ihrer schlanken Hände, die sich elfenbeinernen Kämmen vergleichlich in dem flüchtigen Gold ihrer Flechten rührten. Was aber meine Aufmerksamkeit besonders fesselte, und ohne daß ich mir dessen auch sofort klar bewußt wurde, war der schmale Goldreif an ihrem Finger, den ich ihr zum Zeichen meiner Treue gleich nach unserer Flucht geschenkt hatte. Auf die Wiedererlangung dieses Ringes konzentrierte sich von dieser Minute an mein ganzes Denken, und mit wahrhaft teuflischer List gelang es mir im weiteren Verlauf des Abends, ihr den Ring, den sie auch nachts nicht ablegte, in einem Augenblick höchster Entrückung unbemerkt vom Finger zu streifen und zu verschlucken.

Als der Tag zu dämmern anfing, fand ich mich in einem kleinen schmutzigen Café wieder, nicht weit vom Boulevard Montparnasse. Das fahle Licht pfeifender Gasflammen fiel grell auf den fettigen Schiefer der Tische und weiterhin auf graue Gesichter, die schlaftrunken über den Bänken kauerten. Und während dies ärmliche Bild sich nebelgleich zwischen mich und meinen

inneren Ausblick drängte, deuchte es mich eine Illustration und fürwahr die Quintessenz alles irdischen Geschehens, wie es in stäter Spannung unaufhaltsam sich selbst verzehrt. Ja, mir schien, wenn alle, die anwesend waren, und es mochten ihrer sechs oder sieben sein, ihr Leben gewissermaßen offen vor sich selber ausbreiteten, so wie einer etwa ein Kartenspiel ausbreitet, damit ein jeder Einblick in des anderen Herzen habe, und wenn dann einer versuchen wollte, eine Formel und Wurzel daraus zu ziehen und diese wiederum zu verkleiden, er nur immer wieder das eine gleiche, trostlose Bild stumpfester Sehnsucht gewänne. Wo aber das Licht der Lampe nicht hinfällt, in die engen Winkel unter den Bänken und unter die Tische, hinter die Türen, die in das Innere des Hauses führen, und in die Nacht draußen vor dem Fenster (da nun wohl der Morgen anbricht), dort belebt sich das Dunkel mit der Geschichte und dem Leidensweg des einzelnen.

... Sie bog ihren Kopf zurück und sagte: ‚Ich war heiter, wenn Du mich heiter wolltest, und traurig, damit du mir von deiner Trauer geben könntest. Und als ich sah, daß du nach meinem Körper Verlangen trugst, habe ich ihn zuerst geliebt und schön gemacht. Ich habe ihn geschmückt, wenn du ihn anbeten wolltest, und ihn beschmutzt, damit du ihn mit Füßen treten könntest. ... Sieh hier die Spuren ...‘

Sie entblößte ihre schlanken Beine ...

‚Ich habe all das für dich getan, weil ich dich liebte ...‘

... Die Dämmerung bricht jetzt durchs Fenster, und wenn die Tür nach der Straße geöffnet wird, kommt ein kalter Lufthauch herein. Dann schüttelt ein gleiches

Frösteln alle, die anwesend sind. Ein schwerer Wagen rasselt vorbei ...

... Sie sagte: ‚Ich bin schwanger von dir. Ich werde bald Mutter werden, und du bist der Vater! ... Ich habe meiner Mutter geschrieben, und bald wird sie kommen. Vielleicht schon morgen ... Bald werde ich das Herz deines Kindes in mir schlagen hören ...‘

Ihr bloßer weißer Leib zitterte von seinem Pulsschlag ...

‚Ich will ihn um deinetwillen lieben, wenn er mir Schmerz bereitet, und dich um seinetwillen ... Hörst du mich?‘

Aber ich hörte nicht, ich horchte dem Rasseln der Wagen draußen, dem ersten Omnibus. Wenn die Tür sich öffnet, hört man sie deutlicher. Ein graues Licht vermengt sich dem der Lampen, nur hinter dem Schanktisch ist es noch Nacht ...

‚Hörst du mich? ...‘

‚Ja,‘ hatte ich erst gesagt, dann aber war es mir mit einem dunkel worden vor den Augen ... Sie stöhnte leise: ‚Warum hast du mich geschlagen? Was habe ich dir denn zuleid getan, ich und das Kind? Du bist selber zu mir gekommen, und das Kind hast du mir in den Schoß gegeben ...‘

... Ihr Mund blutete. Ein kleiner Tropfen rann über ihr Kinn auf das Kissen und verbreitete sich dort zu einem großen roten Mal ...

‚Ich habe dich nicht gerufen! Dich nicht und auch nicht das Kind, das ich nun wieder verlieren soll. Ich liebe es, liebe es, weil es mir von Gott gegeben wurde ...‘

Kleine ekstatische Schreie kamen aus ihrem Mund, als sei er nicht mehr der ihrige, sondern allein der der

bedrohten mütterlichen Frau. In ihren Augen war ein irrer Schein. Wie schützend hob sie die Hände ...

Dann aber begann sie zu schwanken. Ich sah, daß sie sich vor sich selber fürchtete. Ihr Mund blutete stärker. Sie sagte: ‚Du hast mich geschlagen. Schlage mich weiter ...‘

Ihr Atem ging keuchend. Ihr Körper schwankte, wie von gewaltigem Schmerz verkrampft, armselig hin und her, und dieweil ich selber schreckensbleich und fast gelähmt vor ihr stand, begann sie die Brust mit den eigenen Nägeln zu zerreißen ... Sie stöhnte: ‚Ja! Schlage mich! ...‘

Da ergriff ich Hut und Mantel und floh ...

Unten in der Halle war es noch hell. Ein schläfriger Portier öffnete mir. Ich rannte die Rue de Rivoli hinauf bis zum Louvre und dort über die Brücke. In der Rue des Saints-Pères sprach mich eine Frau an. Ich fragte sie um die Adresse eines Arztes. Sie schüttelte verdutzt den Kopf ... Ich sehe sie noch ...

Das Gewirr rauher Stimmen traf mein Ohr. Ein paar Fiaker schlürfen dampfenden Morgenkaffee. Einer von der Garde-Civique sitzt mit ihnen. Im Ofen prasselt frisches Feuer ... Draußen ist jetzt heller Tag. Nun werden auch hier drinnen bald die Lichter verlöscht ...

Fader Arzneigeruch, Flüstern, unbeschreibliche Laute, Seufzer aus vielen Brüsten war das erste, das mir deutlich wurde, als ich wieder zu Bewußtsein kam. Und indem ich die Augen öffnete, sah ich lange Reihen weißbezogener Betten mit fremden Gesichtern. Barmherzige Schwestern in Nonnentracht eilten hin und her.

Der im Bett neben mir starb. Er hatte den ganzen

Morgen leise vor sich hingeweint, und nun röchelte er. Ich sah nur das graue wirre Haar seiner Schläfen ...

Gleich darauf sank ich wieder in meine Kissen zurück.

Als ich das zweitemal erwachte, war das Bett neben mir leer. Ein Mann in weißem Mantel hielt meinen Puls umspannt. Er blinzelte mir gutmütig zu. Nachdem er gegangen, sagte ich der Schwester, daß ich mich ankleiden und nach Hause gehen wolle. Sie sah mich erst erstaunt an und lächelte dann, indem sie den Kopf schüttelte.

Wieder schlief ich ein. Dabei kam mir manches aus früheren Zeiten in den Sinn. Ich träumte vom Frühjahr und von der Schule in Zinsdorf. Auch Näherliegendes kam mir allmählich zurück, mein Aufenthalt in England und die Jahre in Italien. Nur die letzten Monate vermochte ich nicht zu erinnern.

Wohl trat mir zuweilen ein Bild vor Augen, das nicht so weit zurückliegen konnte, doch wie mir schien, ohne deutlichen Zusammenhang. So etwa das einer Frau, die jedoch in solch weite Ferne gerückt war, daß ich sie nicht erkennen konnte, und als sie, die sich zumeist auf sandigen Dünen einsam hin- und herbewegte, sich mir von ungefähr näherte, war ihr Gesicht wie von einem leichten Nebelschleier verdeckt.

Dagegen war mir zuweilen des Nachts, daß jemand sich über mich beuge und aufmerksam mich betrachte, gleich als wundere man sich, sorge sich darum, ob ich auch wirklich schliefe. Ich glaubte sogar warmen Atem zu verspüren, der mich dann streifte, und mit dieser Vorstellung verband sich mir, sei es nun aus Erinnerung oder Hoffen heraus, der Name Mirjams. Manchmal schien sie mir denn auch zu lachen, und ich kannte ihr

Lachen. Erst war es wie das Rieseln und Plätschern einer klaren Quelle, dann aber setzten die Violen ein, und dann die Flöten, und dann der tiefe Baß und die Hoboen, und dann der ganze Taumel und Tumult der Hörner. Und dann das gleiche Lachen der Quelle, wie das Locken eines Vogels im Sturm ...

Und so rief ich wohl auch ihren Namen, ganz leise erst, und wenn sie nicht antwortete, lauter und immer lauter, so laut, daß die Wände dröhnten, und meine Stimme, nein, ihr Name hallte wider von den Mauern und der Wölbung der Decke zu den offenen Fenstern hinaus auf die Straße und durch ganz Paris.

Wenn aber die diensttuende Schwester an mein Bett trat und mir den Verband zurechtrückte, der sich verschoben hatte, und ich sie um Verzeihung bat wegen meines Schreiens, legte sie gewiß den Finger auf den Mund, mir Stillschweigen zu gebieten und die andern Kranken nicht zu wecken. Sie sagte dann halblaut, und indem sie sich zu mir neigte: „Niemand hat es gehört ..."

Anderweils aber schien ich mir in weite Fernen entrückt und im Verkehr mit geheimnisvollen Wesen zu stehen, vergleichlich den der alten Mythologien. Mir war, als höre ich den Flügelschlag der Chimäre, und während ich mich unter der gewaltigen Pracht des südlichen Sternenhimmels dahingetragen fühlte, schwoll tief unter mir das Meer zu mächtig schäumender Brandung. Dann erklingen Donner, Wind und Wellenschlag in urweltlichen Symphonien, Ströme brechen aus und verschwinden in tosenden Katarakten, verschlungene Welten lösen sich, ein neuer Stern verkündet das lang verheißene Kommen des Leviathan ...

Daß ich aber in jener Nacht vor der Christnacht meiner Seele verlustig ging, dessen bin ich erst viel später gewahr worden, und zwar aus Anlaß jenes Begebnisses in meinem Heimathaus, von dem ich am Schluß des ersten Teils berichtete.

Auf welche Weise dieses jedoch damals so schmerzhaft geschah, dessen vermag ich mich nicht zu entsinnen, vielleicht allein aus dem uns eingeborenen Trieb, in bestimmten besonders traurigen oder freudigen Stunden unseres zeitlichen Lebens die Augen zu schließen und uns dem Ereignis als ein Willens- und damit Urteilsloser, einem Nachtwandler vergleichlich, hinzugeben.

Das einzige, das ich hier noch zu berichten wage, ist, daß ich in einem Meer von Blut zu ertrinken wähnte, das mir die Augen verklebte, da es doch so reichlich aus ihrem Munde und von meiner Stirne floß, und dann die Sensation unerhörten, unwiderruflichen, bodenlosen Falls . . .

Wie es aber in Wahrheit um meine Seele stand, habe ich in jenen Tagen des Krankenhauses und auch späterhin nicht erfahren. Ich empfand allein eine fast schmerzhafte Leere, die nichts je wieder ausfüllen sollte und an der ich seitlang krahke.

Im Gegenteil, mir scheint, daß mein Leben, das sich bis dahin in stätem, gleichmäßigem Lauf entwickelt hatte, seit jener Zeit als ein grausam zweigespaltenes sich gestaltete. Denn während das eine, äußere, dem Beobachter wohl erkennbar, gleich einem gewaltigen Strom zwischen kahlen Felswänden eingezwängt rastlos dahineilte, dermaßen, daß mein denkendes Auge weder diesseits noch jenseits ein Feststehendes entdecken konnte, daran es sich verankern mochte, schien der andere Teil sich in noch

tiefere Grüfte und Abgründe zu versenken. Diesem zweiten Ich zu folgen aber scheute ich mich, damit ich ja nicht etwa gleich ihm verschlungen würde, und wieder muß ich zu einer bildlichen Umschreibung meine Zuflucht nehmen, um das, was ich ausdrücken möchte, mir selber treffend zu schildern.

Aus jenem zweiten Abgrund nämlich entwickelten sich mir scheinbar völlig losgelöste Visionen, ähnlich den Fieberphantasien meiner Jugend und den des Krankenhauses. In der Tat zusammenhanglos, ein leeres Nebeneinander, wie ins Nichts gestellte und vom Nichts umrahmte Gemälde, und meinem Denken, das zitternd und banger Erwartung voll am Rand des Abgrunds kauerte und doch zu einem Blick in die Tiefe sich nicht entschließen mochte (auf daß ja der Schwindel mich nicht überfalle), zumeist gänzlich unverständlichen Inhalts. Und nun hätte ich auch diesen inneren Zwiespalt sicherlich nicht überlebt, wäre nicht in gewissen vorgerückten Abendstunden ein Sonnenstrahl in die Tiefe meines Abgrunds gefallen und hätte dort aus dem sprühenden Schaum des schwarzen Wassers jenen Regenbogen erstellt, der sich mir alsbald mit den angenehmsten Visionen bevölkerte.

Der Frühling stand vor der Tür, als ich das Krankenhaus endgültig verließ. Das Wasser der Seine ging hoch. Bäume knospten ringsum. Vogelstimmen waren erwacht. Ich vertauschte die alte Einsamkeit für eine neue. Ein Dorf an der bretonischen Küste nahm mich auf.

Vielleicht daß mir Frieden käme von seiner Stille. Ich erwartete Ruhe von jenem ruhelosen Meer . . .

Umsonst . . .

Im Sommer des gleichen Jahres bezog ich ein kleines Haus in der englischen Hauptstadt und begabte es mit allem, was mir von jeher lieb und wert gewesen war. Dort vertiefte ich mich in mancherlei Schriften mystischen und geheimwissenschaftlichen Inhalts, deren Weisheit und Symbolik, sei es nun aus Mangel an Einsicht oder sonstigem Mißbehagen, mir jedoch nicht die ersehnte Linderung verschaffte.

Abends bin ich dann in den Straßen der Stadt und besonders in den mehr entlegenen Gegenden umhergeirrt, und häufig habe ich erst bei Morgengrauen mein Haus wieder betreten.

Der wahrhaft erschütternde Kontrast zwischen dem Reichtum der Reichen und der Armut der Armen jener Stadt und überhaupt des ganzen Landes brachte mir die Erwägung, ob ich mich nicht all meiner Habe entledigen und jederlei Entbehrung auf mich nehmen solle, und dieser Gedanke, den ich wohl aus irrigem Empfinden mit dem Gebot des HERRN an den reichen Jüngling der Bibel in Zusammenhang brachte, schien mir während einiger Stunden zu lächeln. Allein schon der Einwand, daß dieser Verzicht sich nicht nur auf gewisse äußere, sondern auch innerliche Vorzüge erstrecke, brachte mich wieder zu mir selbst zurück. Ja, mir deuchte, daß noch keiner ein Gut aufgegeben habe, es sei denn für ein anderes, schöneres, und aus Liebe zu diesem anderen, schöneren (manch einer aber dürfte um einer schöneren Entsagung willen entsagen); und nachdem jener Jüngling, der doch gewiß ein rechtschaffener war und zudem dem Herrn Jesus selbst begegnet, es nicht vermocht hatte, sich seines Reichtums zu begeben, wie sollte einer bald zweitausend Jahre nach dem Tod des

HERRN und Seiner Auferstehung sich finden, der Besseres vermochte? Und wer sollte sich nicht einer Wage bedienen, da er dereinst nach der Verheißung selbst gewogen und gar zu leicht befunden wird?

So dachte ich wenigstens zu jener Zeit, und aus einem ähnlichen Gedankengang heraus dürfte auch das Folgende verständlich sein.

Das Haus, das ich bewohnte, war im Süden von London gelegen, nahe dem Battersea Park, dort etwa, wo er an die Themse stößt, in einem Stadtteil also, der nicht eben zu den bekanntesten und besuchtesten gehört. Davon überzeugte schon ein flüchtiger Blick auf die einförmigen rußgeschwärzten Häuserreihen, der verwahrloste Zustand jedes einzelnen Gebäudes und nicht zuletzt die Nähe der großen Reservoirs und des Londoner Gaswerks. Wenn ich mich indes trotzdem für jene Gegend entschieden hatte, so war es wohl neben der Nähe des Stroms, der mich immer 'wieder voll gefangennahm, der Gedanke, als ein völlig Fremder in jener wahrhaft trostlosen Einsamkeit das mir verlorene Urgefühl tätiger Einsamkeit und Selbstbesinnung wieder zu erlangen.

Kurze Zeit nachdem ich mich in jenem Haus eingerichtet hatte (und schon begann es zu herbsten), weckte mich heftiges Pochen an meiner Türe und heller Glockenschlag. Bestürzt sprang ich von dem Feldbett auf, das mir als Lager diente, und eilte zum Fenster. Niemand stand vor der Türe, nur der Mond machte die Straße hell. In der Annahme, daß ich wohl geträumt hätte, wandte ich mich nach einigen Minuten wartender Ausschau wieder meiner Schlafstätte zu, und in der gleichen Nacht wurde ich nicht weiter gestört.

Hingegen, und dies war das Seltsame, auch nicht

eine Nacht verging, ohne daß ich durch das gleiche Zeichen aus dem Schlaf gerissen wurde. Das eine oder andere Mal war ich noch aufgestanden und zum Fenster gelaufen, ohne je den Urheber dieses Fastnachtscherzes, denn um einen solchen mußte es sich doch wohl handeln, ermitteln zu können. Dieser Umstand und die Tatsache, daß das Pochen jeweils nur kurze Zeit, nachdem ich eingeschlafen war — und ich pflegte mich darin nicht an eine bestimmte Stunde zu halten — erfolgte, brachte mich schließlich dem Glauben näher, daß es sich nicht um ein wirkliches, sondern ein traumbedingtes Zeichen handle. So unterließ ich denn auch jeweils aufzustehen und benützte den Schabernack dazu, die einmal unterbrochene Nachtruhe zur Lektüre irgend eines Buches zu verwenden.

So waren etliche Wochen vergangen, und meine Nerven waren durch die gar zu geringe Menge Schlaf, die auch durch gelegentliches Ruhen bei Tag nicht aufzuwiegen war, in ein Stadium latenter Überanstrengung geraten, als mich eines Nachts — ein Blick auf die Uhr überzeugte mich, daß es just zwei Uhr geschlagen hatte — ein zum mindesten doppelt so heftiges Pochen aufschreckte. Fast gegen meinen Willen eilte ich zum Fenster. Dieses Mal in der Tat nicht umsonst.

Im Halbdunkel draußen erkannte ich eine schlanke weibliche Gestalt, die auf meinen Anruf hin den Kopf hob und, als ich sie halb zweifelnd nach ihrem Anliegen fragte, um Einlaß bat. Ich hüllte mich eilends in einige Kleidungsstücke, immer besorgend, ob ich nicht etwa einer Wahnvorstellung verfallen sei, die mir aus eigenen unbewußten Wünschen dies Zauberbild vor Augen stellte, und eilte dann zur Türe.

Im Kamin meines Wohnzimmers glühte der Rest

eines Feuers, das ich des kühlen Abends halber entzündet hatte. Vorne beim Fenster fiel der matte Schein einer Gaslaterne draußen quer über meinen Schreibtisch, während die Wände ringsum mit Büchern bekleidet waren, deren goldgepreßte Rücken sachte schimmerten. Neben der Türe tickte die Uhr. Ich entzündete zwei der Leuchter, die auf dem Kranz des Kamins standen, und rückte Sessel vor das Feuer, da wir beide fröstelten. Hierauf bat ich meine Besucherin Platz zu nehmen, was sie jedoch ablehnte und mit scheinbar widerstrebender Gebärde nahe dem Eingang stehen blieb.

Denn wohl sagte sie zu mir, daß ich sie doch fassen und ihr folgen möge, aber weil ihre Augen so dunkel waren und so tief, schauderte mich. Ich dachte, dort lauere der Tod . . .

Und weil ich so viele Dinge mit Schönem und Gutem begabt hatte und meine Seele mir gefährlich schien und einen gefahrvollen Weg zu wandeln, schlug ich's ihr ab. Und dann überlegte ich bei mir selber, warum sie nicht einen Schleier über jene schönen und guten Dinge gebreitet hatte und sie so meinen Blicken verhüllt, die dann allein meine Seele sähen.

So aber stand ich schwankend zwischen dem Guten und Schönen und zwischen dem Bösen und Schlechten, das mir doch gleichfalls täglich und stündlich begegnet, um ihr nicht zu folgen, da mir das Licht in ihren Augen ein ungewisses schien, das leicht verlöschen könnte . . .

Zwei Tage darauf begann schwarzer Nebel sich über die Stadt zu legen. Kalter Regen fiel unablässig. Doch mich litt es nicht in meinem Hause. Tagelang irrte ich durch die verdüsterten Straßen, oft den rechten Weg verlierend und in ohnmächtiger Sorge mich gebärdend.

Denn jene Nacht zerteilte sich mir nur zu Bildern unsäglichen Elends und erschütterndsten Jammers. Und wenn ich dann nach langer Irrfahrt über den schmutzigen Asphalt der Plätze und Gassen vor ein erleuchtetes Fenster trat, um mich daran zu zerstreuen, stellte sich gewiß ein verlassenes Kind, ein zerlumpter Bettler neben mich, um gleich mir aus dieser frostigen triefenden Wirklichkeit in strahlendes Märchenland zu schauen ...

Es war etwa Mitte November, als ich am Victoria-Bahnhof den Nachtzug nach dem Kontinent bestieg ...

Ich suchte damals Ruhe und Frieden, und wenn nicht Frieden so doch Festigung. Ich hatte grausam leiden sehen, grausame empörende Zerfleischung, und war geflohen. Ich war wie einer, der geschlagen ward und der nun flüchtete. Einer, der aus sich selbst geschlagen war und in sein eigen Schwert gefallen.

Ich war geflüchtet, und indem ich flüchtete, sagte ich zu mir selber: ‚Ich will es bedenken!' Ich sagte: ‚Ich will es bedenken,' während mich der Maelstrom mit rasendem Pulsschlag entführte. Und wenn einer von ungefähr auf mich zutrat, mich fragte: ‚Wer bist du?' und mich etwa einlud, daß ich bliebe, was anders konnte ich ihm da zurufen, wenn nicht: ‚Ich weiß es nicht; gestern noch wußte ich, wer ich vorgestern war, aber gestern kam zu mir ein Neues, und nun ist alles verändert!' Dann würde ich ihn wohl noch in der Ferne winken sehen, doch von dem, das er mir künden wollte, würde ich nichts mehr verstehen.

Solch schmerzliche Entrückung und rastlos unabänderliche Flucht wird gewiß den, der seine Straße gemächlich und bedächtigen Schrittes dahinzieht und sich dabei wohl

gelegentlicher Umschau erfreut und an den Beeren der Hecken und Sträucher längs des Flusses Stärkung und Labsal findet, ein gefahrvoll, unsinnig Wagnis dünken; denn während ihm der Abend gesellige Gespräche und gastliche Ruhe in einer der anliegenden Herbergen kündet, wird jener erste mit dem niemals rastenden Fluß dem Morgen zueilen, auf daß ihn seine Flucht nicht vor seiner Gefahr überhole und er nach verzweifeltem Kampf verschlungen würde, weitab der Küste im Meer.

In quälendster Abgeschiedenheit und verbrecherischer Selbstliebe, narzissischem Traume verbunden, irrt er, belebender Güte fern, mitleidslos über graue schaurige Klüfte und entlang düsterer, nie beschienener Schluchten. Ihn lockt nicht mehr Pans süße Flöte, noch das neckische Wunder des Fauns, ihn kümmert nicht der Abendwind, der in dem Schilfrohr rauscht, und nicht das Lied der Amsel aus den Föhren; achtlos alles Seienden und ahnungsvoll allein des Todes, stürmt er über dornig Gestrüpp und verglastes blindes Gestein, längs hoher Felskamine und nicht minder tiefer Schächte, in nebelfeuchte Grotten, die dem Verschmachtenden von ferne winken, drin doch nur samtene Blüten heiß von üblem Honig tropfen, Lianen schwülstig sich um hohles Baumgerippe recken, ekles Gewürm brünstig im Moder sich verzehrt. Und wenn er dann gestolpert ist und wieder aufgesprungen, weitergeeilt und wieder gefallen, wenn dann der Abend kommt, im Tal sich Dunkel lagert und der erste Stern erwachte, wird er auf seine Knie sinken und rufen: ‚Ach! Wie lange noch?‘ und das Echo aus der Tiefe wird antworten: ‚Ja, wie lange noch?‘

So es dann aber endlich Nacht geworden, die Frösche im nahen Sumpfe kläglich klagen, fernes Licht er-

kaltend den Atem weißt, weckt seinen Traum der Eule scheuer Flug und der hämmernde Trab des Kentauren und des einsam Weinenden Nachtlied auf Trümmern efeuumrankter Mauern. Dann überkommt ihn, da er wohl ängstlich fröstelt, die ewig wiederkehrende morgendliche Sehnsucht des Südens: Heimat der Liebe und seliger Beschauung ...

Auf schwindlichter Höhe, zwischen zackigem Felsgrat und schwarzem Geröll, wo in Urzeit der Riese wohnte und die Bresche schlug, entspringt als Wildbach der Strom. Donnernd stürzt er zu Tal, dürres Geäst und rote Blöcke, Sand und unsäglichen Schutt mit sich reißend, in wildem Tosen jeden Ruf erstickend und das Blöken der Herden, die das Gebirg hinauf zur Weide sind, schäumend noch und sprühend, wo der Abhang schwindet, hastend noch und silbrig, wo das Tal sich weitet, sachte tänzelnd zwischen Pinie und Ölbaum der Ebene.

Dort liegt die vielgepriesene vielgetürmte Stadt des Südens, deren Tore aus Zedernholz und Elfenbein geschnitten sind. Bunte Tücher und Teppiche hängen von allen Mauern, Fahnen wehen auf allen Spitzen, und die Jungen sind dem König entgegengegangen, der heute seinen Einzug hält. Mit Palmzweigen sind sie vor ihm hergelaufen und mit vielen Bläsern, denn er kommt auf einer Eselin ins Land geritten, sich seiner frommen Stadt zu erfreun. Darum haben sie auch nicht Samt und Seide gespart, und die köstlichsten Gewänder haben sie unter seine und seines Tieres Füße gebreitet, und Freudopfer haben sie den Göttern dargebracht und viel Geschenke dem Dank ihres Herrn. Und so läuten denn die Glocken von allen Türmen, froher Orgelton erklingt,

und manchmal trägt der Südwind ihr Jubeln hinauf in die Berge, und die Hirten im Tal geben die Gesänge weiter, die die drinnen singen, der eine dem andern, weit hinaus in das Land.

Träumend beugt sich die Fichte des Nordens zum Abhang, und die Tiere der Wildnis versammeln sich am Waldrand, um dem Klang zu lauschen, der aus der Tiefe kommt. Und dieweil der Abend nahe ist, zieht der königliche Aar des Berges aus, zu kreisen über der Stadt, und die vielen goldnen Schafe am Himmel eilen, einzuziehen durch jenes elfenbeinerne Tor, denn es herrscht großer Jubel drinnen. Süßer roter Wein wird in mächtigen Schläuchen gereicht. Blumen liegen auf allen Gassen, und die Herbergen und Schenken sind voll Fremder, die von weither kamen, den König zu sehn.

Nachdem aber die Dämmerung hereinbrach und es dunkel wird in der Ebene, leuchten ihre Freudenfeuer weithin über das Land. Die Gesänge der Städter und das Lachen der Trunkenen hört man nun näher und deutlicher, der Duft von Hyazinthen und seltenen Salben aus Myrrhen und Ambra mengt sich dem herben Hauch der nördlichen Nacht. Und erst als es weit hinter Mitternacht war und allein die Sterne sangen, kehrten die Tiere des Waldes in ihre Höhlen zurück.

Der Fuchs und der Bär freilich machten sich auf, talwärts in die Nachbarschaft der Stadt zu schleichen, heimlich Ausschau zu halten nach dem, vor dem alle knieten. Und als sie ganz nahe beim Stadttor waren, begegnete ihnen einer, der bitter schluchzte. Da beratschlagten sie untereinander, wie sie den Mann über den König befragen könnten, denn sie wunderten sich sehr, daß einer an solch einem Freudentag weinen sollte. Und sie ver-

sperrten ihm den Weg, daß er erschrocken aufsah; und als sie ihn baten, er möge ihnen den König beschreiben, antwortete er ungefähr folgendes: ‚Ich selber bin der König, der in die Stadt kam, mich mit meinem Volk zu erfreuen. Als mir aber traurig ums Herz wurde und mich das Weinen ankam, haben sie mich aus meinem Palast gestoßen und aus meiner Stadt verjagt, denn sie haben allein mich bejubeln und mit mir lachen wollen ...‘

IV

Wir fahren lange durch die Nacht. Das Wasser umrauscht sachte das Boot, wenn aber der Lenker sein Ruder in die Strömung stemmt, um ihm eine andere Bahn zu weisen, zischt es sprühend auf. Die nächtliche Stadt liegt nun schon weit zurück; wir eilen längs niederer, fruchtbarer Ufer, die der Ernte harren, denn es war ein warmer Frühling und die Knospen sind zeitig aufgebrochen. Zuweilen sieht man die dunkle Gruppe eines Dorfes, den steilen Umriß einer Kirche, das Licht eines späten Fensters, und manchmal neigt das graue Gespenst eines Weidenbaumes seine Zweige über den Rand des Stroms. Die schmale Mondsichel steht nun schon hoch, aber sie leuchtet nicht mehr, kaum noch daß der Spiegel des Wassers glänzt und ich gegen seine hellere Fläche die Ufer und die hohe aufrechte Gestalt meines wundersamen Fährmanns unterscheiden kann. Ja, wären die Sterne nicht (schon sieht man die ersten der Andromeda) und hätte die ganze Atmosphäre nicht etwas von dem Silber und dem Zwielicht der nördlichen Nacht, wäre es wohl überhaupt nicht möglich, einen Ausblick in irgendwelcher Richtung zu gewinnen. So aber verband sich mir mit dem leisen Rauschen des Stroms das Bild der zitternden Spur unseres eigenen Fahrzeugs, dort, wo er von Kiel und Ruder einmal zerschnitten, zornig knirschend und funkelnd wieder sich schloß.

Und eben diese stille nächtliche Fahrt, die mich ungewissen Gegenden zutrug — und dies nicht etwa aus eigener angestrengter Mühe, sondern allein durch die Kraft des Stromes getragen, zu dessen Bändigung und Führung es bloß des mutigen Lenkers bedurfte —, erfüllte meine

Brust mit einem ungeahnten Gefühl der Ruhe und Sicherheit. Ungeahnt gewiß insoweit, als ich ja nicht wissen konnte, wohin mein später Weggenosse mich noch lenken würde, und ich selber der Aufgabe, den immerhin nicht kleinen Nachen durch die mancherlei Gefahren und Tücken des Flußbetts zu steuern, keinesfalls gewachsen war.

Nun könnte wohl einer einwenden (indem er sich des alten Spruchs entsänne), daß alle Wege zuletzt nach Rom führen, und ich möchte mich nicht unterfangen, solch gewandten Einwurf zu widerlegen oder gar den Sprecher eines Besseren zu belehren, vorausgesetzt, daß er damit nicht etwa auf die Stadt oder die römische Kirche, sondern allein auf das Prinzip gläubigen Sterbens zielen wollte. Denn daß einer im Unglauben gestorben wäre, scheint mir ein unschwer zu Widerlegendes, sobald man von dem Inhalt dieses Glaubens absehen will; und dieser einfache bedürftige Glaube ist ewig der gleiche geblieben von des Thales Zeiten bis zu den Als-Ob-Fiktionen des neueren Philosophen. Darum mag auch in der Tat der Einwand von dem vorbestimmten Ziel und Ende für solche, die sich frei zum Glauben bekennen, freudig zu Recht bestehen und anderen ein freundlich Gebot zu immer neuer Erinnerung an menschliche Vergängnis und die Unbeständigkeit irdischen Gutes bedeuten; solchen dagegen, die erdehungrig und lebensdurstig sind, wird er jeweils geheimen Schrecken einflößen, und von diesen manche werden nur in Zeiten höchster Not, andere sogar auch erst in ihrem letzten Stündlein aus diesem Urquell menschlicher Glaubenssehnsucht schöpfen dürfen.

Ein gar viel Wichtigeres als die Angst vor dem Tode

scheint mir daher auch die Angst vor dem Leben zu sein; denn das Leben deuchte mich von jeher ein weit Gefährlicheres als das Sterben, das allein ein Anderssein des Lebens zur Folge hat, etwa wie das Wachen das Anderssein des Schlafens, die untereinander grundsätzlich verschiedene sind und die Synthese nicht aus sich selbst gebären können, indem nämlich niemand ein Wachender und zugleich ein Schlafender sein kann. Und wollte etwa einer, der lebendig ist, aufstehen und von den Gefahren reden, die einem Toten aus seinem Totsein erwachsen könnten, was an und für sich nicht unmöglich sein sollte, so würde wohl die ganze Welt mit Fingern auf ihn deuten und ihn als einen Spaßvogel, einen Trunkenbold oder gar Wahnsinnigen verhöhnen. Mit Recht, denn nie noch hat einer den Schlaf gewacht oder den Tod erlebt, und der Lebendige kennt nur den Tod und die Angst vor dem Tod als ein Lebendiger und künftig Sterbenwerdender, gleich wie ein Wachender den Schlaf nicht kennt und sich vor diesem Schlafe fürchten kann.

Weit gefährlicher schien es mir vielmehr von jeher, das Leben zu leben, etwa darum, daß das Leben des einen mit dem des andern in Streit geraten und der eine Unterliegende nicht etwa sterben, sondern der Sklave des Siegers werden könnte, somit also nicht mehr sein eigenes Leben, sondern das eines andern leben und nach dessen Willen gestalten müßte. (Auch ist dem lebendigen Herrn ein lebendiger Sklave ein kostbarer Gut denn ein toter.) Und dabei brauchte der zweite, Siegreiche, nicht einmal ein Mensch zu sein, sondern etwa ein Dämon, oder aber eine schwere Krankheit oder sonst ein Übermächtiges.

Diese Angst zu überwältigen, bedarf es eines ganz anders gearteten Glaubens als etwa den, dessen der

Lebendige zu seinem Sterben bedarf und dessen auch ein jeder gewiß teilhaftig ist, da wir nicht nur zum Leben, sondern auch zum Tode ausgerüstet sind. Und wie der einzelne Lebendige sich den Glauben zum Leben verschaffe, das wird wohl ewig die Frage sein. Manche vertrauen da, wie gesagt, gewiß ganz der göttlichen Fügung, — und solche Menschen möchte ich glückliche nennen; andere wiederum sind um eines geliebten Wesens oder Dinges willen zu Mutigen und Geduldigen geworden, — auch solche Menschen könnte man glücklich preisen; wieder andere um eines Ideales und einer unergründlichen Hoffnung willen. Die Gläubigsten aber von allen schienen mir von jeher die zu sein, die sich selber Ungläubige nannten; und von denen wieder solche, die darum an sich selber glauben und gleich dem Autor eines vielberühmten Buches etwa sagen: ‚Ich hab' mein Sach' auf nichts gestellt.' Die Traurigsten hingegen und zugleich Liebenswertesten waren mir alleweil die, die vieles glaubten und vieles bezweifelten und schließlich ihre Zuflucht zu jener letzten, bittersten Verzweiflung genommen haben, zum Traum vom Erhabenen und zu der allgewaltigen Fiktion vom wahren Heroischen.

In solchen und ähnlichen Erwägungen mich ergehend und der sicheren Führung meines Lenkers mich gerne überlassend, hatten wir bereits ein gut Stück Weges zurückgelegt, ohne daß ich mich weiter um die auch in diesem ungewissen Licht herrliche, den Fluß zu beiden Seiten angrenzende Landschaft gekümmert hätte. Im Gegenteil, ich hielt sogar während einiger Zeit die Augen geschlossen, um mich, ohne jede äußere Störung und allein

zu dem vieltönigen Rauschen des Wassers, ganz der Flucht meiner Gedanken zu überlassen.

Auch scheint es mir überflüssig, hier zum anderenmal den Versuch zu machen, die malerischen Ufer dieses großen und wahrhaft deutschen Stromes, wo er zwischen Schwarzwald, Kaiserstuhl und Vogesen in leichten Windungen sich hinzieht, zu beschreiben. Hingegen möchte ich nicht verfehlen, Menschen, die jenen Teil von Süddeutschland bereisen, zu einem Besuch auch jener Gegenden aufzufordern, die mir besonders in der Herbstzeit durch die vielerlei Färbung des Laubes und das goldbestäubte Blau des Himmels liebgeworden sind und aus deren Schoß in früheren Jahrhunderten von Basel, ja von Konstanz und Schaffhausen ab bis hinunter zur Neckar- und Mainmündung gewaltige Städte gewachsen sind, Stätten höchster Kunst und erhabenster Kultur, die, wenn auch heute zum Teil zerfallen und halb vergessen, in der Tat die Zierde und der Schmuck der einst so glorreichen römisch-deutschen Kaiserkrone gewesen sind.

Im Osten fing der Himmel an sich zu entfärben und einer aschgrauen Tönung Raum zu geben, als mein Bootsmann sich umwandte und in die Ferne weisend die Frage an mich richtete: „Erkennt Ihr jene Spitze?"

Indem ich der Richtung seines Fingers folgte, glaubte ich in der Tat gegen die dem nordwestlichen Horizont vorgelagerten Höhen den dunklen Umriß eines turmartigen Gebäudes zu erkennen, ohne daß ich mir jedoch die genaue Lage, in der wir uns befanden, alsobald hätte vergegenwärtigen können. Dann aber sagte ich: „Wenn ich nicht irre, ist das der Turm auf der Höhe des Waldsteiner Kopfes, oder vielleicht auch die hohe Tanne auf dem Bruckner ..."

Da sagte er lachend: „Das ist nicht der Turm auf dem Waldsteiner Kopf und auch nicht die hohe Tanne auf dem Bruckner. Was Ihr dort seht, ist das Wahrzeichen der unermeßlichen Gnade unseres HERRN und Seiner allmächtigen Güte, das Ihm die Bürger und Geistlichen der frommen Stadt Straßburg unter des Meisters Erwin Leitung vor bald sechshundert Jahren errichtet haben ..."

Und indes sich ein leichter Morgenwind erhob, der die Nacht vertrieb, so daß der Himmel allgemach immer blässer wurde und das Wasser immer silbrig blinkender, bis es sich zuletzt mit einem rosigen Schimmer füllte, begann auch jener ferne Bau immer größer und höher zu wachsen, und dieser Anblick gemahnte mich der Vorstellung aus meiner Kinderzeit, daß er, ein zweiter Atlas, das Blau des Firmaments auf seinem Rücken trage und mit seinem Turm und Spitze hinüberrage in ein anderes Land.

Schon verraten sorgsam umzäunte Gärten die Nähe der Stadt, dunkle Lauben und durch Hecken eingesäumte Wege künden bürgerlichen Wohlstand und Ordnungssinn, und während die Stämme und Formen der den Fluß angrenzenden Bäume sich noch ganz schwarz im fahlen Wasser spiegeln, beginnt die weiter rückwärtsliegende Landschaft sich ihres grauen Kleides zu entledigen und die morgendlichen Farben des Sommers anzutun. Und je lichter der Himmel über uns wird, desto heller und eindringlicher variieren auch die Stimmen und Klänge der lebendigen Landschaft, selbst der Fluß dünkt mich nun lauter zu rauschen, und die Kähne, die hie und da am Ufer angekettet sind, fangen an, ungeduldig mit ihren Fesseln zu rasseln.

Wir hatten uns bislang ziemlich in der Mitte des Strombetts gehalten; seit die Dämmerung hereingebrochen war, schien mein Bootsmann jedoch mehr und mehr die linke Seite des Flusses zu wählen, und gelegentlich schien er mir sogar die Ufer aufmerksam zu mustern, gleich als wolle er nach einem günstigen Landungsplatz Ausschau halten. Ich hatte mich nicht getäuscht, denn ich sah bald darauf, wie er die Hand erhebend irgend jemandem, den ich selbst noch nicht zu Gesicht bekommen hatte, Zeichen machte. Und ehe zwei Minuten vergangen waren, hatte er auch schon unser Fahrzeug gegen das Land gesteuert und in einer kleinen halbversteckten Bucht angelegt.

Indes er selber im Boot stehen blieb, das er mittels seines auf den Grund gestemmten Ruders zum Halten nötigte, forderte er mich auf, das Ufer zu betreten, wo mir ein junger Mann entgegentrat und freundlich mich begrüßte, in dem ich zu meiner nicht geringen Verwunderung den Maler erkannte, mit dem ich in den vergangenen Nachtstunden erst in seiner einsamen Waldhütte und dann auf der Höhe von Sankt Margrethen außerhalb Basels geweilt hatte.

Ehe ich noch meinem Erstaunen, den Künstler hier zu treffen, Ausdruck verleihen konnte, erzählte er mir schon, daß er den Auftrag habe, an einem am Münsterplatz selbst gelegenen altertümlichen Gebäude ein großes Wandgemälde auszuführen, und daß er mit demselben auch bereits begonnen habe. Sodann schlug er mir vor, ihn bis dahin zu begleiten, was ich ihm gerne zusagte, vorausgesetzt, daß mein Bootsmann keine anderen Pläne verfolge. Mit dieser Bemerkung wandte ich mich wieder

zum Flusse, und wie groß waren meine Enttäuschung und mein Schrecken, als ich ihn, der doch soeben noch ganz in unserer Nähe geweilt hatte, nicht mehr erblickte. Dann sah ich ihn allerdings in der Entfernung von einigen hundert Metern stromabwärts der Mitte des Flusses zustreben, und meinem Schmerz über unsere plötzliche, so willkürliche Trennung verband sich wiederum das freudige Gefühl höchster Bewunderung für seine schöne und stolze Erscheinung und den sicheren Wagemut, mit dem er sein Fahrzeug durch die an dieser Stelle häufigen Wirbel und Stromschnellen lenkte.

Indem ich ihm derart besorgt und doch bewundernd mit den Blicken folgte, wandte er, von nun ab sich wieder frei der Strömung überlassend, den Kopf und sah, mit freundlichem Winken Abschied nehmend und wiederum laut und heiter lachend, zu uns herüber. Da trat denn auch mein neuer Freund, der Maler, näher ans Ufer, und beide riefen wir ihm unsere herzlichen Wünsche zu froher Weiterfahrt zu.

Es war der Maler der erste, der sprach, als wir uns schon zum Gehen wendeten: „Ich habe ihn nun schon oft gesehen, und er hat auch schon mancherlei Gäste an dieses Ufer gebracht. Wer er aber ist, habe ich nie ganz in Erfahrung bringen können. — Wir werden ihn wohl zum Abend wiedersehen . . .“ setzte er dann noch hinzu.

Ich glaube, ich bin ihm die Antwort, wenn er eine solche überhaupt erwartete, schuldig geblieben, da ich ihm doch auch gewiß keinen Aufschluß hätte geben können und meine Blicke so ganz von dem Münster angezogen wurden, das nun inmitten der altertümlichen Häuser herrlich vor uns lag — wir befanden uns noch

etwa eine Meile vor der Stadt — und dessen höchste Spitze der erste Sonnenstrahl vergoldete.

Und während wir den Weg verfolgten, der landeinwärts führt, behielt ich immer jenen wundersamen Bau im Auge, sah mit seltsamer Rührung, wie er sich aus rötlichem Silber in rötliches Gold verwandelte, und als inzwischen die Vögel zu zwitschern anhuben und alles Land so festlich gekleidet und gewandet war, glaubte ich fürwahr durch Märchenland zu wandern.

Diese meine Stimmung schien sich auch meinem Begleiter mitzuteilen, denn er begann nach geraumer Weile ungefähr folgendes zu sagen: Ein altes Sprichwort besage, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen; weshalb aber die Bäume überhaupt wachsen und weshalb die Erde so fruchtbar sei, habe noch keiner genau oder auch nur glaubhaft zu vermelden gewußt. Ihm selber scheine der Sinn eines jeden Wachstums und überhaupt jeden Strebens nicht etwa ein erotischer Trieb zu sein, der ewiges Paaren und Gebären zur Folge habe, aber auch nicht der zu einsamer Größe und Herrschgewalt, wie manche vorzugeben beliebten. Auch könne ihm der Vorschlag tätiger Leistung, da er gewiß dem gleichen Streben entspränge, und etwa auch das Schaffen eines Kunstwerks um einer Dame oder einer Muse willen, oder auch nur zur Befriedigung der eigenen Lust, zu Schutz und Schmuck, nicht hinreichende Erklärung sein; ebensowenig wie er sich je zu der Frage hätte entscheiden können, ob das Kunstwerk oder das Leben des Künstlers das Höhere und Wichtigere sei, insofern nämlich, als der Künstler nie alles verwerten könne, was in und mit ihm gegeben sei, und ob nicht schließlich der Geist oder die Seele des Einzelnen — denn

die Seele scheine ihm den Geist zu vermitteln — das eigentliche Größe am Menschen sei. Ein demnach völlig Unpersönliches, das bald dies bald jenes belebe und fast ebenso schnell wieder verlasse; etwa wie der Wind ein dürres Blatt emporhebe, zwei oder drei Schritte weit mit sich trage (vielleicht auch eine ganze Gasse lang), je nach seiner, des Windes, Stärke und einer mehr oder minder zufälligen Eignung des nun einmal flüchtigen Objekts.

Ob ferner nicht der Sonnenkultus, den jedes lebendige Wesen eifrig betreibe, sei es nun Pflanze, Tier oder Mensch — denn die Vögel priesen ja die Sonne oder das Nahen der Sonne bei ihrem Erwachen, und auch er könne sich bei Sonnenaufgang eines freudigen fast feierlichen Gefühls niemals erwehren —, ob nicht der Sonnenkultus allein bedingt sei durch die heimatliche Wärme, die von ihr ausgehe, verbunden mit dem Licht. Ja, ihm sei, als ob die Vögel die Sonne für Gott selber halten, der ihren Tag erwärme und darum sehr zu preisen sei, und solches ohne Wissensdurst um Kausalität und Wirkung, in deren Ketten wir einstweilen schmachteten.

Nun werde wohl kaum ein Mensch bestreiten wollen, daß die Sonne ein unendlich wichtiger Faktor in unserem Leben, nicht etwa weniger als in dem der Vögel sei, aber darum die Sonne für Gott selber anzusprechen oder auszudeuten, wie es frühere Volksstämme taten, werde wohl heutzutage keinem mehr einfallen. Erstens habe man auch andere Sonnensysteme entdeckt, sodann habe man die Gottheit fast allzusehr mit guten und schönen Prädikaten bedacht, und solches ganz besonders mit Bezug auf das Wohlergehen des Menschengeschlechts und

jeder Einzelne wiederum mit Bezug auf sein eigenes. Manchem könnte fürwahr die Sonne allzuheiß auf die Stirne brennen und auch sonst zum Nachteil des Einzelnen mancherlei Schaden und Unheil anrichten, — daß aber dieser Einzelne dadurch auf den Gedanken käme, darin eine gerechte Strafe für etwa begangene Missetaten zu erblicken, bedeute in unserer selbstgerechten Zeit dem gerechten Einzelnen eine ungehörige Zumutung.

Andererseits stehe es aber auch schwer an, die Gottheit solch edler Prädikate zu berauben und den Entscheid über Gut und Böse dem eigenen Gewissen zu überlassen, das ob solcher Last gewiß zusammenbräche, indem nämlich zum Beispiel eine gute Tat auch schlimme Folgen zeitigen könne. So oder ähnlich sei es so weit gekommen, daß bald jeder Mensch zwischen einem guten und gerechten Gott schwanken müsse und einem bloß mächtigen oder zum mindesten mächtig gewesenen Weltschöpfer, der sich um das Wohl der Menschheit überhaupt nicht kümmere, sondern sie ihrem eigenen Geschick und Tüchtigkeit zu mehr oder weniger frohem Leben und zu sicherem endlichem Tod überlasse. Dieser zweite Gott scheine ihm der Gott des Pantheismus zu sein, — dem einige Unzufriedene dann allerdings noch den Evolutionsgedanken angehängt hätten; und ein dieser Gotteslehre Ergebener könne wohl glücklich sein, indem er einer zweckbewußten, doch immerhin bedeutsam resignierten Lebensauffassung huldige. Da aber hätten doch die meisten einen weiteren Gott aufgestellt, den er nicht anders als einen Vernunft- oder Kulturgötzen schelten könne, indem dieser nämlich als Staats- und Moralgott argen Unfug treibe. Wenn man diesen Gott

näher betrachte, werde man sich der Erkenntnis nicht verschließen dürfen, daß er eigens zur Gewissensentlastung bestellt und mit aller Angst des menschlichen Individuums ausgerüstet worden sei, damit sein Untertan und gläubiger Anhänger nicht etwa den Gefahren des lebendigen Lebens verfalle; und um ihn nicht gerade ganz zu verdammen, müsse er des Sprichworts gedenken, daß es viel leichter sei, ein Schlechtes schlecht zu schelten, als ein Gutes besser zu machen.

Er meinte dann noch, daß er mit einem Sprichwort seinen Exkurs begonnen habe und ihn auch mit einem solchen beschließe. Im übrigen habe man ihm oft gesagt, daß ein Maler malen und nicht solchen Gedanken nachhängen solle. Er könne aber nicht anders, er müsse zuweilen über solche und ähnliche Dinge grübeln.

So oder ähnlich sprach er, ich aber lauschte mehr dem leisen Wehen, das durch die Zweige ging und in den Blättern raunte; und als dann die Sonne zuletzt die Landschaft streifte und lange Schatten über unsere Straße warf, war mir, als höre ich das Frohlocken der ganzen Ebene bis hin zum Fluß und über den Fluß hinauf zu den Bergen, im Westen wie im Süden wie im Osten. Und darum schien mir auch jeder Baum hier am Wegrand gleich wie eine Kirche, und das Rauschen seines Laubes deuchte mich an jenem Morgen ein um vieles mehr erhabener, inbrünstiger Gesang, als ich ihn je in einem Gotteshaus vernommen. Denn was dort bald als bitteres Flehen und Notschrei, Klagen aus gequälten Brüsten klang, bald als versteckter Aufruhr und geheime Drohung, vollzog sich hier viel gläubiger und inniger, durch nämlich eben jenes Eins-, Ergebensein

und Zugehörigkeit vollkommen, von Jahr zu Jahr, von Winter zu Sommer, von Nacht zu Tag.

Und während wir der Stadt immer mehr uns näherten, begann auch jenes Rauschen immer vernehmlicher zu klingen, und was mir erst als ein leise rhythmisch bewegtes Tönen erschienen war, wurde bald zu einem Konzert heller schwingender Fiedeln, zitternder Flöten und sachte schwellendem Orgelton. Aus diesem aber löste sich wiederum zum Takt des tropfenden Taus ein kaum vernehmlicher Gesang, der bald heiter bald traurig stimmte, je nachdem sich das sehnsüchtige Streben eines auf ein bestimmtes Ziel oder ein gleichsam offenstehendes Unerfülltes richtete, und von dem ich nicht unterscheiden konnte, ob er aus dem leuchtenden Gotteshaus komme, oder aus den Wipfeln der Bäume und dem grünenden Gewühle des Korns oder aus dem Rauschen des Flusses hinter uns oder dem vor uns, oder von dem Bienenschwarm, der sich um jenes graue Gemäuer hängte.

In solchem Anschaun aber deuchte es mich gar gefährlich und unnütz, den schmalen Weg der Entsagung zu gehen, da doch der breite so weit und festlich vor uns lag und leicht einer auf den Gedanken kommen könnte, in den Stämmen am Rand der Straße selber ein Abbild und eine Umwertung jener Leidensbilder zu erblicken, die den steilen Pfad, der zum Kalvarienberge führt, begleiten. Nicht daß diese Straße etwa dem ewigen Tag entgegenführe (da doch die Nacht nicht zaudern wird), wie solches von dem schmalen Weg verheißen steht; sondern jener gleiche könnte etwa sagen, daß es um vieles leichter sei, sich von einem Leidvollen zu einem Leidvolleren zu begeben, als von einem Freudigen und einmal Liebgewonnenen immer wieder zu scheiden, sei dies

auch um eines Freudigeren willen, indem nämlich der eine die Gewißheit hätte, daß seine Freude ein Ende fände und dem anderen sein Leid ...

Damit fand ich wieder den Weg in jenen Gedankengang zurück, zu dem ich die Anregung in der bereits erwähnten französischen Schrift gefunden hatte, nämlich zu den beiden Formen des Ich, deren eine gewiß verharren wolle, die andere, gegensätzliche, aber in rastloser Bewegung sich befände und in solchem Streben ewig sich selbst verzehre. Und in eben diesem Selbstmord des allzu sehnsüchtigen menschlichen Herzens (in dem sich Liebe und Tod als gleiche und ebenbürtige Genossen zusammenfanden), in diesem allgewaltigen letzten Opferwahn glaubte ich, ungeduldig Einlaß heischend, endlich an die Tür des ganzen irdischen Geheimnisses zu klopfen.

Wenn man die romantische Strömung in Kunst und Philosophie und deren mancherlei Auswirkungen kennzeichnen will, muß man, wie ein bekannter deutscher Lehrer neulich treffend erklärte, in erster Linie jenes Strebens zur Allheit gedenken, das diese Bewegung, die zeitweilig immer wiederzukehren scheint, so besonders bemerkenswert macht. Ganz im Gegensatz zu den idealischen Bestrebungen der sogenannten klassischen Denkart — und damit ziele ich vor allen anderen auf den in der Tat ‚geistreichsten aller Kantianer', auf Schiller —, die in der Vernunft die Regel der Natur und alles Irdischen zu erblicken wähnen und den Willen durch eben diese zur höchsten Vollkommenheit und damit zur Freiheit lenken wollen, also der Vernunft den Thronsessel einräumen, den sonst ein allgewaltiger Gottvater innehatte: im Gegensatz zu diesen scheint mir der wahre Romantiker

gerade in der Hingabe an die selbstbewußte Natur das Heil des eigenen Strebens zu suchen. Eben in dem aus dem menschlichen Abhängigkeitsgefühl entsprungenen, tief religiösen Gedanken von einer, nach den Worten des großen Schleiermacher, unerforschlichen göttlichen Einheit des Idealen und Wirklichen, die in der Welt nur scheinbare Gegensätze sind, glaubt der Romantiker die glückliche Lösung des Rätsels zu finden, und mit der Leuchte dieses Vertrauens bewaffnet, zögert er nicht, in die Tiefen der Natur und des eigenen Herzens hinabzusteigen.

So geartet wenigstens deutete ich mir des Novalis nächtliche Nähe zum Urgrund, aus dem das suchende Auge des stillen Dichters lichte, wundersame Gestalten zauberte, die mit der liebenden Kraft des sonnennahen Gottes begabt, alsbald ihren Weg ins Freie nahmen.

Er, der Dichter, aber verharrt in inniger Umarmung mit der großen Nacht, allzeit schöpfend aus dem ewig fruchtbaren mütterlichen Schoße, und während dem gequälten Hirn der Menschen draußen immer neue Götter entspringen, beugt er sich lächelnd zum wundertätigen Spiegel des aus geheimer Quelle genährten, nie versiegenden Brunnens. Über ihm thront der besternte Himmel, kreist der auf- und niedergehende Mond, ziehen unzählige Scharen gläubiger Krieger mit Schwertern und Bannern, und Weihegefäße schwenkend, in niemals endender Fahrt. Die Wipfel der Tannen flüstern derweil ahnungsschwer, sachte tropft das Harz auf den Teppich welker Nadeln, und die hüllenden Kelche der Anemonen zittern leise vor Bangen und Lust.

Im Wasser des Brunnens aber beginnt es zu perlen und zu sprudeln, zwischen den nächtigen Stämmen

flackert das Irrlicht, im nahen Weiher reckt sich träumend der Schwan. Und der kleine glatte Kiesel spricht zum Felsblock, der nah dem Rand des Brunnens liegt: ‚Wie bist du denn hierhergekommen, großer Bruder, seit gestern nacht?‘

Da beginnt der große Stein zu erzählen, daß er aus den Wolken auf diese Erde geworfen wurde. Er komme von einer andern Welt, in der nur Riesen hausen.

Aber der kleine Stein meint, daß er nicht an Riesen glaube, und das Wasser im Brunnen fängt an zu lachen, weil der große gar zu zornig sich gebärdet.

Oben auf der Buche spricht die Elster zum Raben: ‚Ich habe einen Mondstrahl gefangen und in mein Nest getragen, wo er nun leuchtet. Er wird mir von nun ab leuchten bei Tag und bei Nacht.‘

Daraufhin fliegt der Rabe aus, um auch für sich selber einen Strahl zu fangen und ihn bei seinen Vorräten unterm Moos am Waldrand zu verscharren.

‚Du mußt höher fliegen,‘ ruft ihm die Elster spöttisch nach, ‚höher über den Bäumen.‘

Und der Rabe flattert immer höher und höher, denn die Strahlen wollen sich nicht greifen lassen. Als er schon ganz müde ist und seine Flügel ängstlich schlagen, begegnet er dem Falken. Der spricht zu ihm: ‚Wozu fliegst du so spät bei Nacht, schwarzer Vogel?‘ Und der Rabe antwortet: ‚Ich will Mondstrahlen fangen wie die Elster für meine Vorratskammer.‘

Da lacht der Falke laut und sagt: ‚Die Mondstrahlen sind alle tief unter dir auf der Erde. Hier oben ist bloß der Mond . . .‘

Eine dunkle Wolke verdeckt jetzt den Mond. Der Dichter aber blickt von neuem in die Tiefe des Brunnens. Ein

schwarzes Gewühle spiegelt sich drinnen, von fahlem Licht umrahmt.

Und was der kleine flache Kiesel erst nicht glauben wollte, wird nun Wirklichkeit. Das Wasser rötet sich sacht, wie von einem Feuer, das in seinem Innern brennt. Aber es ist nur der Himmel, der sich rötet, die Wolke, die sich öffnet. Man sieht jetzt deutlich den Mann im Mond. Er ist ein gewaltiger Riese.

Doch auch im Walde wird es lebendig. Im kleinen Weiher baden blasse Frauen, sie rüsten nach Hexenart zur nächtlichen Fahrt. Früher nannte man sie Feen, die Gutes stifteten, und nun reinigen sie sich von dem Aberglauben, der sie mit soviel Schmutz bewarf. Und da steht auch mit einemmal ein Mann, mit zerzaustem grauem Schnurrbart und wirrem Haar. Der Mann, der nicht sterben kann, der das Mitleid nicht kennt. Denn das Mitleid ist das, was tötet. Man erzählt von ihm, daß er den Herrn Jesus geschmäht und gelästert habe um seiner Liebe willen. Denn er war ein harter Mann, nicht etwa ein schlechter. So hart, daß ihm der Tod nichts anhaben kann. Darum ist er auch einsam. Er spricht: ‚Ich bin noch einsamer als der Mann im Mond. Denn ich lebe unter Menschen, die mich ob meines Alleinseins lästern und verfolgen. Nun muß ich meine Einsamkeit erkennen und bitter fühlen . . .‘

Indem er noch spricht, beginnt er heftig zu zittern, und auch das Wasser des Brunnens beginnt zu zittern und so geheimnisvoll vernehmlich zu rauschen, daß sich der Dichter eilends über ihn beugt. Ja, es schäumt und funkelt, und mit ihm zittert das Spiegelbild des Monds, so daß sein Gesicht bald traurig zu greinen, bald vergnügt zu schmunzeln scheint. Doch, o Wunder, mit einemmal

fällt ein Strahl herab, auf dem man einen Mann niedergleiten sieht, und ehe noch viel Zeit vergangen ist, steht er auch schon beim Brunnen. Er trägt eine hohe steile Perücke und einen bestickten Rock, wie man etwa den König Ludwig von Frankreich auf alten Silbermünzen abgebildet sieht.

Er spricht mit zornig schnarrender Stimme Worte, die der Dichter zwar nicht versteht, da der Kleine sich ja der Mondsprache bedient, die sich ihm aber alsbald zu folgendem Reim zusammenfinden:

„Im Monde steht ein kleines Haus,
und drinnen an dem Tische,
da sitzt ein Mann und ruht sich aus,
und in der Fensternische

steht ein Gefäß aus Kupfer rot
voll Jaspis und Opalen;
ein Häschen sitzt dabei, o Not,
und tut sie all zermahlen.

Darob die ganze Stube hell
von Mörsers Klang tut klingen,
und tausend Funken sprühen schnell
und hüpfen, kichern, springen . . .

Manch einer hat da schon versucht
die Lichter zu erhaschen,
ob's ihm gelang, blieb unverbucht,
sie auch zu überraschen.

Doch was der eine nicht vermocht,
vermag gewiß der andre;
der eine an die Türe pocht,
ich aber geh' und wandre."

Indes ich mich solchermaßen mit den launigen Einfällen des romantischen Dichters beschäftigte, hatten wir uns der Stadt bis auf eine kurze Strecke Wegs genähert. Schon hatten wir einige dem Hafen und Festungskranz vorgelagerte Gebäude erreicht und schickten uns an, den ersten der dort befindlichen Kanäle zu überschreiten, als mein Begleiter seine Hand auf meinen Arm legte und mich so zum Aufblick nötigte.

„Verzeihen Sie," sagte er zu mir, „aber ich möchte doch Ihre Aufmerksamkeit auf jene Gruppe Männer lenken, die da des Weges kommen."

Beim ersten Anschaun boten mir die uns in der Tat hier begegnenden Menschen, die zumeist jüngeren Alters waren, nichts, das sie vor anderen ausgezeichnet hätte. Sie schienen mir alle sorgsam, zumeist in Schwarz oder sonst dunklere Stoffe gekleidet, und anfangs dachte ich eine Anzahl Studierender der philosophischen oder gar theologischen Fakultät vor Augen zu haben. Dann aber sah ich, daß auch einige Männer mittleren Alters zwischen ihnen einhergingen, und schließlich hefteten sich meine Blicke auf den an seiner edlen Haltung leicht erkennbaren Vornehmsten unter ihnen. Daß ich mich darin nicht getäuscht hatte, erkannte ich auch alsbald unschwer an der ehrerbietigen Haltung, die ihm die übrigen gerne erwiesen, und an der angestrengten Aufmerksamkeit, mit der sie den Worten des langsam Einherschreitenden lauschten.

Mein Begleiter und auch ich selbst waren unwillkürlich stehen geblieben, und so bot sich mir Gelegenheit, diesen mir unbekannten und doch mein Innerstes durch seinen erhabenen Gang und Gestalt und Gebärde wundersam bewegenden Mann näher zu betrachten, ohne

dadurch die Aufmerksamkeit der den Worten ihres Meisters lauschenden Männer unliebsam abzulenken. Auch er war gleich den übrigen mit einem dunkelfarbenen Anzug bekleidet, der allein schon durch den altertümlichen Schnitt den Gelehrten und Künstler verriet, aber auch ohne dies hätte jeder und selbst der Unerfahrenste in ihm den überragenden Mann des Geistes und großen Worts erkannt. Denn obwohl ich schon ganz ausgezeichneten Männern begegnet war, nie noch hatte ich solch stolze, feierliche Gebärde und solch edles Mienenspiel in einem Manne vereint gesehen. Das mutig erhobene Haupt, das reiche, an den Schläfen leicht ergraute Haar, die hohe, schön gewölbte Stirn, der stolze Bug der Nase, der gütige Blick grauer, doch durchdringender Augen und nicht zuletzt der milde Zug um den feingeschwungenen Mund waren, was mich so fesselnd deuchte; dann aber und noch weit mehr war es der wundersame Klang, mit dem seine Stimme Worte sprach, deren Inhalt und tiefen Sinn ich aus der Entfernung nicht erfassen konnte, doch deren feiner melodischer Wechsel allein wie lockendste Musik mein Ohr berührte.

Eine fast unwiderstehliche Sehnsucht, mir auch den Gegenstand seiner Lehre zu vermitteln, hieß mich der Gruppe näher treten, um als ungeladener Gast dem Manne zu lauschen, dessen bloße Stimme mein innerstes Gemüt so tief bewegte; und schon schickte ich mich an, auch meinen Begleiter dazu aufzufordern, als sich mir ein gewiß nicht wenig befremdender Anblick bot. Ich sah nämlich mit einemmal zu meiner nicht geringen Verwunderung, wie bald der eine, bald der andere der hier versammelten Freunde und Schüler ganz unver-

mittelt sich zur Erde beugte und irgend etwas aufzugreifen schien, das im Straßenstaub versteckt gelegen hatte, und unwillkürlich mußte ich der Goetheschen Parabel gedenken von dem Apostel Petrus und den Kirschen, die der Herr bei dem mittäglichen Gang durch die Wüste zu Boden fallen ließ.

Ehe ich mir jedoch über die Ursache dieses absonderlichen Gebarens Rechenschaft geben konnte, löste sich aus der Gruppe der Männer einer, der auf meinen Begleiter zutrat und den Maler alsbald mit herzlichen Worten begrüßte, der mir wiederum die Bekanntschaft mit dem jungen Manne vermittelte, indem er ihn als den Verfasser einiger bewundernswerter Gedichte nannte.

Nach den ersten Worten höflicher Begrüßung und Anerkennung erlaubte ich mir, die Frage an ihn zu richten, wer denn der herrliche Mann sei, dem er und die anderen Herren hier Gefolgschaft leisteten. Er schien über diese meine Unwissenheit nicht wenig erstaunt, nannte mir aber dann einen Namen, der mir als solcher wohlbekannt war, war es doch der Name des ersten, größten Meisters deutscher Schrift und deutscher Zunge.

Halb verwirrt durch eine Mitteilung, die ich wohl kaum erwartet hätte, eilte ich, ihm meinen heimlichen Neid darum auszusprechen, daß er sich zu den Freunden dieses größten Mannes zählen dürfe, als er mich mit ungefähr folgenden Worten unterbrach: „Hätten Sie mir noch vor ganz kurzer Zeit so gesprochen, als ich kaum dem Meister begegnet war, hätte ich Ihnen gewiß voll geheimen Stolzes recht gegeben, heute aber denke ich um vieles anders als damals.

„Ich zweifle nicht daran, daß Sie bemerkt haben, wie bald der eine, bald der andere unter den Schülern

und Freunden des Meisters, die er selbst als die Hüter des Vorhofs bezeichnet hat, sich zur Erde beugt, gleich als wolle er etwas dort Liegendes aufgreifen. Mit diesem äußerlich nicht wenig überraschenden Gebaren hat es aber eine geheimnisvolle innere Bewandtnis. Die Worte nämlich, die jener große Mann spricht, sind so herrlich geformt und enthalten eine solch gewaltige Flut von großen und erhabenen Gedanken, daß es dem Zuhörer nicht möglich ist, sie voll und ganz zu erfassen. Vielleicht allein deshalb, weil es auch ihm, dem größten Meister (und er ist in der Tat der größte Meister des Gedankens sowohl wie des Worts) nicht vergönnt ist, seine aus den tausend Schwingungen seiner großen Seele quellenden, allzeit sich erneuernden Offenbarungen so zu formen, daß ein anderer als nur er selber sie entziffern könnte. Demnach kann der einzelne immer nur den einen der meisterlichen Gedanken aufgreifen und ihn in seinem Geiste mit den eigenen dazutretenden verwandten oder in ähnlicher Richtung sich bewegenden verarbeiten, und da er doch selber den Meister nie ganz verstehen kann, wird er immer wieder einen Zwitter gebären müssen, der dem Worte des Meisters äußerlich wohl ähnlich sein kann, aber im Innern selbst tiefst von ihm verschieden ist.

„In der kurzen Spanne Zeit, die ich den Meister kenne, habe ich soviel große und schönste Worte vernommen und den Hauch solch gewaltiger Gedanken verspürt, daß es mir unmöglich geworden ist, ihrer Herr zu werden, so sehr und redlich ich mich darum mühte; und während ich anfänglich noch immer hoffte, ihn durch eifrigeres Lauschen ganz verstehen zu lernen, habe ich doch immer mehr die Unmöglichkeit erkannt,

dies jemals zu erreichen. Schon seit mehreren Wochen gehe ich mit der Sorge um, was wohl für mich das beste wäre zu tun: ob ich ihm weiterhin anhangen oder ihn verlassen solle; denn es ist mir klar worden, daß ich ihm im Glauben an seine erhabene Größe entweder mein eigenes Schaffen zum Opfer bringen muß und nur noch als sein Jünger und Verkünder, der ihn doch nie ganz zu verstehen vermag, weiterleben, oder aber, daß ich auf der Bahn meines eigenen lebendigen Denkens und Herzens wandeln muß. In solchen inneren Erwägungen und Kämpfen bin ich dem Meister wohl einige Tage ferngeblieben und wieder zu ihm zurückgekehrt, denn er hat mir Lichter gezeigt, die ich aus mir selber nie gesehen hätte und die mich so geblendet und entzückt haben, daß ich, der sie nun einmal erblickt habe, nicht mehr ohne sie leben zu können glaube, und die ich aus mir selbst nicht wiederfinden kann, sondern allein des Meisters zu ihrem Anschaun bedarf ..."

Diesen Worten fügte er, an meinen Begleiter gewendet hinzu, daß wir uns wohl am Abend zu gemeinsamen Gesprächen wieder zusammenfinden würden, und folgte eilends der Gruppe, die sich in der Zwischenzeit ein gut Stück Weges feldeinwärts entfernt hatte.

Mein Freund, der Maler, hatte ebenso stumm und verwundert wie ich selber den Worten des jungen Mannes zugehört, und wir hätten wohl noch geraume Weile die Straße versperrt, hätte uns nicht ein des Wegs kommender Fuhrmann durch zorniges Schelten aus unserer Nachdenklichkeit gerissen. Dann aber setzten wir unseren Spaziergang wortlos über den schon erwähnten Kanal und von da in das Stadtinnere fort, uns der

frischen Morgenluft erfreuend und zugleich das eben Vernommene bedenkend, und erst als wir uns schon der Altstadt näherten, äußerte mein Begleiter, daß er sich an seine Arbeit zu machen gedenke. Er bäte mich indessen, ihn etwa um die Mittagszeit zu einem einfachen Mahl in einem seiner Arbeitsstätte nahegelegenen Gasthaus abzuholen. Ich sagte ihm dies gerne zu, und nachdem er sich verabschiedet hatte, beschloß ich, die frühe Morgenstunde zu einem Rundgang durch die mir aus meiner Jugendzeit wohlvertrauten inneren Stadtteile zu benutzen.

Die Straßen, die ich da durchquerte, waren noch ganz verlassen, so daß meine Schritte hart auf dem Asphalt des Trottoirs hallten, und in einem unbedachten Augenblick sah ich mich geradezu veranlaßt, den Kopf nach einem mir etwa Folgenden umzuwenden. Aber gerade diese Einsamkeit inmitten der schlaftrunkenen Stadt, in deren höchsten Fenstern hie und da die Morgensonne blinkte (während in den engen Gassen noch das blaue Dunkel hockte), schien mir eine tröstliche Beruhigung zu vermitteln, indem sich nämlich das Ich und das Du gar nicht als voneinander verschiedene gebärdeten, sondern die ganze Natur und damit ich selber von einem unbekannten Triebe gelenkt wurde: ein Zustand, der sich etwa dem des scheinbar ziellos Träumenden vergleichen ließe; und als ich mich auf einer in einer kleinen Parkanlage gelegenen Bank angesichts eines vielfarbenen Blumenbeets niederließ und auf die wohlgeordneten Pflanzen und Blumenkelche starrte, empfand ich von neuem und mit seltsamer, inniger Rührung das Einssein mit jener allzeit lebendigen Natur. Ja, mir deuchte, indem ich die Augen schloß und dadurch mit

umso größerer Intensität der Stimme des Morgens lauschte, als lösten sich aus dem großen einen melodischen Ring kleinere Kreise in sich selbst geschlossener Akkorde. Hier bald näher bald ferner der schneidende Diskant der Vogelstimmen, dort der Kreis der raschelnden Eidechse und weiterhin sachte fiedelnd der Mückenschwarm. Und indem dieser der Sonne folgend sich wiederum entfernte und nur noch ganz leise zu mir herübertönte, drängte sich mir der Gesang der Blumen auf, begleitet von dem tieferen der Bäume, unversehens durchkreuzt von dem Baß der schwirrenden Hummel, gleichsam unterlegt vom nagenden Geräusch im Laub versteckter Schnecken, besprüht vom Rauschen unterirdischer Brunnen; und derweil ich diesem andachtsvollen Lauschen immer mehr und inniger mich hingab, war mir, als höre ich als Unterton und Quintessenz alles Lebendigen den Pulsschlag der lebendigen Erde laut und vernehmlich klingen.

Dieser Eindruck aber manifestierte sich mir wiederum dergestalt bildhaft, daß ich in einem gewaltigen leuchtenden Kreise eine Anzahl rotierender kleinerer zu erblicken wähnte, die bald einander flohen, bald auch sich entgegenstrebten und wundersam sich kreuzten, ohne daß doch der eine mit dem anderen jemals in Berührung gekommen wäre. Aber auch der äußere Ring verhielt sich nicht etwa ruhig, sondern bewegte sich zuckend und schimmerte bald heller bald dunkler in den verschiedenen Farben des Regenbogens, und unwillkürlich drängte sich mir der Gedanke an gewisse Gebilde auf, die ich vor nicht allzu langer Zeit in den Schriften theosophischer Geheimbünde gefunden hatte.

Nun war mir aber gerade damals die von den Lehrern

der Geheimwissenschaft verlangte Versenkung, mittels derer das hinter den Dingen Liegende erforscht werden sollte, insofern verfehlt erschienen, als der eigene Sinn sich zur Lösung der ewigen Rätsel wohl in mancher Hinsicht neuer Symbole bedient, die jedoch allein schon durch ihre Gegenständlichkeit wiederum der Vorstellung anheimfallen müssen und endlich zu flackernden Gespenstern sich entwickeln, denen ein findiger Maler zur geheimen Hoffnung und innerstem schmerzlichem Erschauern der harrenden Menschheit alsbald greifbare Form und schattenhaftes Dasein zu verleihen versprach.

Darum zog ich es jeweils vor, mich in die Mythologien der alten Völker zu vertiefen, und je mehr und inniger ich mich mit ihnen beschäftigte, desto größer waren mein Erstaunen und meine Bewunderung, als ich in den alten Kulten bereits eine Umschreibung und Einkleidung fand für Phänomene, angesichts derer die heutige Zeit kaum ein Stammeln und zweifelndes Achselzucken erübrigte.

Allgewaltige Kosmogonien, Mythen vom Anfang und nahenden Ende der Welt, vom verschnittenen Uranos, vom Kronos, der die eignen Kinder verschlingt und nun im Tartarus schmachtet, die Sage vom endlich gefesselten Fenriswolf, von Odin, der am Weltenbaume hing, von den nie geborenen Nornen, vom Jörmungandr, der den Kopf in den Schwanz verbissen das Weltmeer umringelt.

Und in eben dieser symbolischen sich selbst verzehrenden Schlange, die sich aus solcher Verschlingung nur zum letzten Kampf mit dem alten Donnergott lösen wird, in diesem zeitweiligen Sich-selber-genügen erkannte ich

mit heimlichem Grauen wohl das ‚urit nec uritur‘ der Liebe, doch ihm gesellt und ebenbürtig die Marter der ewig nutzlos verschwendeten lebendigen Kreuzigung.

In der Tat, die Zweideutigkeit aller Symbole, insoweit als sie auf das Endliche oder Außerzeitliche bezogen wurden — immer die Möglichkeit eines solchen das Zeitliche Vernichtenden gläubig vor Augen und im Herzen habend und zugleich bezweifelnd — war, was mich jeweils am tiefsten rührte: der heiße Kampf um das Gute und Schöne, aus deren Schoß bald das Häßliche und Schlechte geboren wurde, die innere Sinnlosigkeit eines jeden Strebens, und zuletzt die alles vergüldende Sehnsucht des liebenden menschlichen Herzens, und solches bis zur Stunde, da sich das Schicksal gegen den einzelnen wendet und ihm den Rückgrat zerbricht.

Aus solchem Verhängnis aber schienen mir zweierlei Wege zu führen, nämlich der, sich in Entsagung zu üben, trotzig jede Hoffnung vernichtend und jeden Impuls schon im Werden erstickend, gegen die Mauer, die am Abgrund steht, zu lehnen und, vorausgesetzt, daß ein solches einem lebendigen Menschen überhaupt vergönnt sein könnte, des Blitzstrahls zu harren, der letzten Endes das Dunkel erhelle und ihn, da er geblendet noch schwanke, erschlage.

Der andere aber der, nach jeder möglichen Evolution ängstlich eifernd zu haschen, sich selbst mit schönen und guten Dingen allzeit emsig bereichernd, sich ihrer um eines Neuen, Schöneren und Besseren wiederum zu entschlagen, immer gewärtig neuen Verzichts und neuer Enttäuschung darum endlich sich selbst zum Opfer bringend, — aus Liebe zu einem anderen, wie manche

meinen, in Wahrheit aber aus Liebe und Notdurft, damit er nicht am eignen Ekel sich ersticke.

Und dieweil ich das Nutzlose beider Wege betrachtete, schien sich mir ein dritter zu öffnen, und diesen dritten schien mir jener Meister zu wandeln, dem wir am Morgen erst begegnet waren. Und obschon ich mich nicht unterfangen möchte, zu behaupten, daß jener dritte in der Tat der seine war — denn wer anders als er selber könnte da wahre Auskunft geben? —, deuchte er mich doch ein gangbarer und ein solcher freudigen Ausblicks zu sein.

Es vermöchte nämlich etwa einer, unter völliger Mißachtung aller äußeren Gegebenheiten und durch gleichsames Opfer seiner selbst, die Gegensätze des Ich und Nicht-Ich dahin zu überbrücken, daß er, nur noch scheinbar und körperlich er selber, in Wahrheit aber weder persönlich noch unpersönlich, weder gebunden noch frei, weder so noch anders seiend, äußerlich unbekümmert und ziellos, naturunmittelbar seine Straße wandle und durch eben jenen Verzicht auf Festigkeit und Beharrung aus jenem innern und geheimen Born zu trinken fände, dessen er zu seinem Einssein bedürfe.

Dem würde gewiß auch vergönnt sein, die Gottanschauung aus sich selber zu gebären, und leicht, daß eines Tages jener großen mächtigen Dämonen einer zu ihm träte und ganz unvermittelt spräche: ‚Nun bist du schon lange vor mir einhergegangen, und dein Schatten fiel geraume Zeit schon unter meine Schritte. Und nun drängt es mich wohl zu wissen, welche Straße du noch wandern wirst zu deiner Erlösung ...‘

Der aber, den er frägt, antwortet: ‚Ich habe an Vieler Türen gepocht, und mich verneigt vor manchem, der mir öffnete. Ich habe darnach getrachtet, zu erschauen

das Wesen des Leids und das der Liebe und das des Schicksals ... Dann aber habe ich erkannt, daß dein Schatten und der meinige nur einer seien.'

Und sie wandern lange im Abendrot.

Schwerer Glockenschlag weckte mich aus dieser Anschauung. Meine Uhr wies die neunte Stunde, und dies erinnerte mich, daß ich eigentlich der Frühmesse hatte beiwohnen wollen. Dazu war es freilich zu spät geworden, doch beschloß ich, dem Münster nach einem kurzen Frühstück nichts destoweniger einen Besuch abzustatten.

Die Glocken hörten derweil nicht auf zu klingen, und zwar in kurzen abgemessenen Schlägen, wie dies bei Trauerfeierlichkeiten üblich ist, und indem ich mich dem Münster näherte, sah ich eine große Anzahl schwarzgekleideter Menschen sich über den Schloßplatz bewegen. Dort angelangt erkannte ich denn auch, daß ein Leichenzug den Durchgang versperre, und zwar einer solch bedeutenden Umfangs, wie ich keinen je noch gesehen hatte. Zahlreiche Wagen, Reiter mit trauerumflortem Rüstzeug und eine gewaltige Volksmenge hielten den Platz fast in seiner ganzen Ausdehnung besetzt, auch war der Blumenschmuck so prächtig und verschwenderisch zugerichtet, daß sich mir der Gedanke unwillkürlich aufdrängte, einer der Großen der Stadt, vielleicht der Bürgermeister oder der Statthalter selber, werde heute zu Grabe getragen.

In der Annahme, daß ich, indem ich mich unter die Leidtragenden oder Zuschauer mengte, aus deren Gespräch den Namen des Verstorbenen gewiß erfahren könne, zog ich es vor, mich nicht geradewegs darnach

zu erkundigen, sondern folgte, so gut es eben ging, in dem dichten Gedränge. In der Tat hörte ich bald einen älteren graubärtigen Herrn zu seinem Begleiter sagen: „Nachdem dieser große und vielgeliebte Mann, dem wir doch alle nacheifern wollten, dahingegangen ist, scheint mir die Zeit gekommen, in aller Stille nach einem zu forschen, der ihn in unserem Gedächtnis und unbegrenzten Vertrauen ersetzen könnte. Noch ist das Lob des Verblichenen in aller Munde, aber ehe noch viel Zeit vergeht, wird man eines Nachfolgers bedürfen, damit die Stelle, die er eingenommen hat, nicht einem zufalle, der allein der Volksgunst zu schmeicheln versteht. Denn das Volk ist irr mit seiner Liebe ..."

Indem er schwieg, fing der andere zu sprechen an: „Der Rat der Stadt hat beschlossen, daß er im Münster bestattet werde, obwohl er von geringer Herkunft war und doch das erlauchte Vorbild ihrer Bewohner. War er doch der Weisesten und Ärmsten einer. Und ich wüßte keinen besseren Führer als den Weisesten und zugleich Ärmsten eines Volks ..."

Da hub der erste wieder an: „Nun der Weiseste und Ärmste verblichen ist, wird nicht bald der Glücklichste kommen? Zum Wohl der Stadt? ..."

Hier unterbrach er sich, und beide traten gemessenen Schritts durch das Portal des Münsters, vor dem wir inzwischen angelangt waren. Orgelklänge kamen von drinnen, und bald auch der ergreifende Gesang heller Knabenstimmen, und indem ich mich behutsam längs der Mauer vorwärtsbewegte, wuchs auch jener andächtige Laut immer reicher und größer an Umfang und immer eindringlicher.

‚Ein wahrhaft großer und guter Mann muß da ge-

storben sein, daß die ganze Stadt von solcher Trauer erfüllt ist,' dachte ich bei mir selber, als ich den Blick von dem erhöhten Sockel eines Pfeilers über die vielhundertköpfige Menge schweifen ließ. Dann aber wandte ich mich dem Seitenschiff zu und ließ mich zuletzt in einem mehr abseits gelegenen Teil an der Nordseite des Münsters auf den Stufen eines Beichtstuhls nieder. Nur wenige Menschen standen dort, und so schien es mir auch angenehmer, hier nur mit dem Ohr der Trauerfeier beizuwohnen, als in dem Gedränge drüben, und bald darauf versank ich wohl aus Ermüdung von der Nachtfahrt her in festen Schlaf, der gewiß auch durch das Dämmerlicht der Kirche begünstigt wurde.

Das erste, das sich meinen Blicken bot, als ich nach geraumer Weile die Augen öffnete, waren zwei schöne junge Frauen, die sich mit einem eigentümlichen Lachen vor mir hin- und herbewegten. Beide waren in altertümliche Gewänder gekleidet, solche heller, wundersam leuchtender Farben: die eine goldblond, die andere dunkel gelockt; doch wie gesagt, beide freundlich strahlenden Blicks und von einander ähnlichen Gesichtszügen, als ob sie Schwestern seien. Was sie mir aber besonders auszeichnete, war, daß die eine, blonde eine Geige nebst Fiedelbogen, die zweite, dunkelgelockte hingegen Pinsel und Malerpalette in Händen hielt, und sodann wiederum das wundersame Leuchten beider Figuren, wie sie sich gegen den hellen Hintergrund in ihren farbigen Gewändern abhoben.

Wohl dieser Umstand veranlaßte mich, für meine halbgeblendeten schlaftrunkenen Augen einen dunkleren Ruhepunkt zu suchen; indem ich jedoch meinen Blick in die entgegengesetzte Richtung wendete, zog alsbald

eine neue Figur meine Aufmerksamkeit auf sich, und zwar keine geringere als die eines menschlichen Gerippes, das gewiß den Tod verbildlichen sollte. Auch dieses schreckhafte Gespenst bewegte sich ruhelos hin und wider, und zwar schien es sich mir bald bedrohlich zu nähern, bald auch wieder sich zu entfernen. Dabei glaubte ich deutlich das Klappern seiner Knochen zu vernehmen und das Kichern seines zahnlosen Mundes.

Dieses gewiß erstaunliche Gesicht, das mir so unvermittelt das freundliche Bild der Schwestern störte, dabei aber nicht, wie einer denken könnte, ganz verwischte, denn ihr frohes Lachen mengte sich zeitweilig dem unheimlich schnarrenden Laut des andern scheinbar frohlockenden Gespensts, — ich sage, dieser bläuliche Knochenmann und seine grausige Manier fesselte meinen Blick weit mehr als die holde Eigenart jener Frauen, vor denen mein geblendetes Auge sich eben noch schirmend gewendet hatte, und offenbarte sich mir, der ich doch so heiß nach dem Schönen, Guten und zugleich Lebendigen verlangte, als eine eben durch ihre gegenteilige Art und als wahrhafte Kehrseite der Medaille weit mächtigere Kraft der Anziehung. Mit heimlichem, fast übergroßem Schauder erwartete ich den Augenblick, indem jener in seinem Lauf innehielte und mit erhobenem Finger etwan vor mir erstarre, und dieses bange Warten ließ mich den furchtbaren Schrecken des von einem Stärkeren gefangenen Tieres oder Menschen ahnen und die fürwahr hypnotische Gewalt dieses Stärkeren, der durch eine bloße Miene oder Gebärde den Unterlegenen zu starrer Ohnmacht und Willenlosigkeit bannte.

Denn daß jene Figur das Leiden und Verenden eines gespenstisch verbildlichte, der gewiß lebendig war, schien

mir ein nicht zu Bezweifelndes, gleich wie jene Frauen die Kunst des schönen und allezeit schaffenden Lebens verkörperten; darin aber, daß beide gleichgeordnet verharrten und das heitere Lachen der einen bald das grausige des andern brach, das heitere aber auch wieder von dem grausigen durchschnitten wurde, darin mochte ich nicht, wie vielleicht andere, Trost und Erlösung finden. Im Gegenteil, die herkömmliche Art, dem Bösen mit gefaßter Hoffnung auf sein Anderswerden zu begegnen, deuchte mich, die Grenze zwischen Sein und Nichtsein einmal überschritten, wahrlich ein Ausweg unbedeutenden Gewinns.

Solches angstvoll erwägend, hörte ich mich wiederum durch die Stimme jener beiden Frauen unterbrochen, und ohne den Kopf ihnen zuzuwenden — solchermaßen bannte mich dieser geheimnisvolle Ausbund des Leids — horchte ich doch ihren Worten. Und zwar war es die erste, blondgelockte, die sprach: ‚Nachdem mir meine Geige am Tag meines Martyriums zerschlagen ward, trat, während ich schlief, der Mann meines Herzens zu mir, und indem er mir eine neue, die vergoldet war, reichte, ermunterte er mich, die uns beiden so vertraute Weise zu spielen. Sie klang mir aber, indem ich seinen Wunsch befolgte, so verändert, daß ich sie kaum erkannte, und als ich meinen Freund erforschte, wieso dies wohl geworden, meinte er lächelnd, daß er es gewiß erwartet habe, doch die Ursache wollte er mir stets verschweigen . .‘

‚Ich habe lange darüber nachgedacht,‘ hörte ich da die Stimme der anderen sagen, und die ihrige Stimme war mir nicht weniger hold als die der ersten, ‚wessen Hand an jenem Abend das Bild vollendete, das mir also am Herzen lag und das ich selber nie vollenden mochte . .‘

Im nämlichen Augenblick brach der Gesang der Orgel und der Knabenstimmen wieder ein, und erst als er allmählich zurückgeflutet war, vermochte ich das weitere zu verstehen, obwohl es mir selber unverständlich klang.

‚Er kam von weither zu mir und sagte: Ich bin uneins worden mit mir selber ob deines Spieles. Mir deuchte, er kam von weither, und es zitterten die Sterne gleich wie in Winternächten. Und er faßte meine Hand. Sieh, sagte er zu mir, und seine Stimme sprach leise, das ist mein Land! . . .'

Drüben erklang der Chor der Gläubigen. Er kam wie aus großer Ferne . . .

‚. . . ich sah durchs Fenster und sah ihn röcheln. Er lag gewiß in seiner höchsten Not. Er rang die Hände; der aber mit der Teufelsmaske zerrte an seiner Decke. Das Licht der Kerze schwankte, ein eisiges Wehen ging durchs Zimmer, und die Bilder der Märtyrer an den Wänden zitterten. Doch war es wohl bloß der Wind, der so seufzte. Den Sterbenden fror, seine Finger krampften sich erkaltend in die Hülle, die ihm der andere zu entwinden drohte. Im Ofen schimmerte verlöschende Glut . . .'

So etwa sprach sie, und ihre Worte deuchten mich so schreckhaft, daß ich jenes Gespenstes ganz vergaß und die Hände beschwörend zu ihr hob. Doch, o Wunder, der Knochenmann wollte nicht vor meinen Blicken weichen, sondern tanzte mit einemmal, war es nun Täuschung oder Wirklichkeit, zwischen jenen gütigen Damen, die indes ob seiner Anwesenheit gar nicht erschrocken schienen, sondern alsbald über seine drolligen Sprünge zu lachen anhuben.

Kaum vernehmlich kam einer das Seitenschiff entlang. Seine Tritte hallten kaum auf den Fliesen, indem ich aber den Kopf in seiner Richtung wendete, erkannte ich zu meiner nicht geringen Verwunderung jenen zierlichen Herrn in Seidenrock und Perücke. Mit behenden Schritten kam er näher, vor den Heiligen an den Wänden sich verneigend und zuweilen sich bekreuzigend, in der Tat ein Abbild jener zierlichtragischen Periode von vor zweihundert Jahren.

Ebensowenig wie die übrigen drei wollte er meine Anwesenheit zur Kenntnis nehmen, hingegen mühte er sich, durch lebhaftes Kopfnicken und mehrmaliges Sichverbeugen die Aufmerksamkeit der beiden Damen zu wecken, und nicht lange währte es, bis sich zwischen den dreien eine anmutige Unterhaltung entspann.

Und zwar knüpfte der Neugekommene an die gewiß recht merkwürdigen Sprünge des Knochenmanns an, indem er nämlich sagte, daß die willkürlichen Verrenkungen jenes seinen heftigsten Unwillen erregen müßten, da er selber in früheren Jahren eifriger Tänzer gewesen und sich im Menuett ganz besonders ausgezeichnet habe.

Auf die Einladung der dunkellockigen Dame hin ließ er sich dann auch herbei, auf recht graziöse Art die ersten Schritte jenes altertümlichen Tanzes zu machen, und er hätte ihn gewiß auch gern zu Ende getanzt, hätte sich die blonde Dame entschließen können, ihn auf ihrem Instrument zu begleiten. So aber hielt er schon nach einigen wenigen Takten inne und nahm in gemessener Haltung den Beifall der beiden Damen entgegen.

Nun konnte ich selber es nicht verwinden, ihm durch lebhaftes Händeklatschen meine Befriedigung kund-

zutun, wofür er sich mit einem leichten Kopfnicken bedankte. Dann aber wendete er sich abermals an die blonde Schwester mit der artigen Bitte, sich ihrer Violine zu einem anmutigen Konzert zu bedienen, was sie jedoch mit dem Hinweis auf den geheiligten Ort, in dem wir uns befanden, ablehnte, denn es stehe nun einmal nicht an, eine solch ehrwürdige Kirche durch profane Musik und Händeklatschen zu entweihen. Damit sandte sie einen strafenden Blick zu mir herüber, und das Schreckgespenst hob drohend den Zeigefinger. Nachdem ich einige verlegene Worte gestammelt hatte, gab sie sich aber zufrieden, und die jüngere Schwester meinte, daß Freude und Heiterkeit in der frühen Christenheit gewiß nicht scheel angesehen worden seien, wie die alten Malereien in den ehrwürdigen Katakomben in Rom und anderwärts erhellten. Im Gegenteil, es zieme sich wohl, der Heiterkeit zu huldigen, da der Schmerz gewiß nicht ausbleiben werde, ja ihr sei, als müsse jeder große Schmerz eine ebensogroße Heiterkeit im Gefolge haben. Hierin gab ihr der Mann mit der Perücke recht, und auch die blonde Dame war es gern zufrieden.

Trotzdem mochte sie sich nicht entschließen, eine heitere Weise zu spielen, sondern wählte ein ernstes Lied, das uns alle tief bewegte, mit Ausnahme des Knochenmanns, den es wieder zu den tollsten Sprüngen und vergnügtem Gegrinse veranlaßte. Je länger sie aber spielte, desto gütiger und heiterer wurde ihr Spiel, und desto matter und langsamer wurden die Sprünge des anderen, und als das Konzert zuletzt in einem freudigen Jauchzen gipfelte, zog sich ihr trauriger Tänzer scheinbar schmollend an seinen bisherigen Standort zurück.

Dieses Mal konnte auch die dunkelhaarige Schwester

ein freudiges Händeklatschen nicht hintanhalten, und der wunderliche Alte nickte befriedigt mit dem Kopf. Darnach meinte er allerdings, daß man zu des großen Lully Zeiten an derartige Musik nicht gewöhnt gewesen sei, auch verstoße sie zuweilen gegen die Regeln, die Herr Rameau in seiner Harmonienlehre niedergelegt habe, aber gerade das heitere Moment am Ende habe ihn sehr freudig ergötzt. Er vertrete nämlich die Ansicht, fuhr er fort, daß die Musik, was anderen Künsten, zum Beispiel der Malerei, versagt sei, den Zweck verfolge, durch ihr Metrum den Übergang von einem Soseienden zu einem Andersseienden zu vermitteln, nachdem es einmal bestimmt und beschlossen sei, daß die Menschen und Dinge bald so bald anders geartet und gewillt sein müßten und als So- oder Andersseiende nicht beharren könnten, sondern daß aus den einmal Soseienden immer wieder Andersseiende werden müßten, was dem einzelnen ein recht Schmerzliches sein könne, indem er nämlich das, was ihm soeben noch äußerst wohlgefallen habe, mit einemmal heftig hassen und zuletzt zerschlagen müsse.

Diese gewiß wahre Erörterung hatte unsere heitere Stimmung wieder in eine traurige gewandelt, und indem wir uns so betrübten, schien uns das vergangene Heitere um ein vieles heiterer, als es wohl in Wirklichkeit gewesen war, und hätten wir nicht hinter der schmerzlichen Gegenwart die um vieles lieblichere Zukunft geahnt, wären wir gewiß vor Trauer über die verlorene Heiterkeit vergangen. Über die Gesichter und Gestalten der zwei Schwestern war ein düsterer Schatten gehuscht, sie blickten stumm und bedrückt vor sich nieder, und die Freude des Augenblicks schien uns vollends genommen,

als der Mann mit der Perücke unsere Aufmerksamkeit auf das Gerippe lenkte, dessen wir während seiner Rede ganz vergessen hatten und das mit den läppischsten Sprüngen sein Vergnügen kundzutun sich ereiferte.

‚Sie sehen,‘ sagte er, ‚wie lustig sich jener gebärdet, während wir hier traurig sind, und wie zornig er doch war, als wir uns eben noch an Ihrem Spiel ergötzten.‘

Über diesen seinen Worten glaubten wir den Sinn seiner Rede vollends zu begreifen, und eben dieses Verstehen, verbunden mit den Sprüngen jenes ängstlichen Gespensts, brachte uns unsere Heiterkeit zurück, in die zuletzt selbst der Knochenmann einstimmte, als ihm der, der uns so weise und launig belehrt hatte, die Ursache unserer freundlichen Stimmung, die ihn doch eben noch derartig betrübt hatte, vermittelte.

„Ich sehe Sie in die wundersamen Glasgemälde unseres Münsters vertieft,“ sagte einer mit nicht unbekannter Stimme zu mir.

Als ich ein wenig erschrocken auffsah, erkannte ich den jungen Dichter, den ich am gleichen Morgen aus der Gefolgschaft des Meisters kennengelernt hatte. Lächelnd fuhr er fort: „Es sind fürwahr herrliche Stücke, die mehrere Jahrhunderte alt sind, wofür die edlen Farben zeugen. Hingegen gereichte es mir stets schon zur Verwunderung, welch tiefere Bedeutung jenen beiden Damen in den Augen ihres Schöpfers zukam, denn in der ganzen Legende gibt es keine Heiligen, die der Malerei oder gar dem Geigenspiel obgelegen hätten ...“

Nun vermochte ich allerdings nicht, ihm hierüber Auskunft zu geben, er schien freilich eine solche auch nicht zu erwarten, sondern faßte mich kurzerhand am Arm

und sagte: „Kommen Sie! Es wird über kurzem zwölf Uhr schlagen, und ich möchte mir den kleinen Genuß der alten Uhr nicht versagen, die zweifelsohne auch Ihnen bekannt ist."

Ich sandte noch einen kurzen Blick zu den beiden Schwestern hinüber und zu dem sonderbaren Abbild des Tods, der gegen die Helle des Tags so schaurig bläulich schimmerte, und gehorchte meinem Begleiter, der seinen Arm vertraulich unter den meinen schob.

Wie gewöhnlich hatte sich eine größere Anzahl Fremder eingefunden, denen der Führer recht weitläufig über die Geschichte und den Mechanismus des Uhrwerks berichtete, und indem er noch sprach, begann es auch schon Mittag zu schlagen. Zwölfmal hoben und senkten sich Arm und Hammer des Todes, und während der Jüngling dem Manne wich und die heiligen Zwölf vor der segnenden Hand des HERRN sich verneigten, indes der Hahn zum drittenmal krähte, wurde mir um vieles wohler als ehedem: denn ich ahnte dunkel, daß auch Glaube und Zweifel um ein vieles näher beieinander wohnten, dermaßen, daß einer, der ein Zweifler war, schon glaubte und einer, der sich gläubig nannte, darum sich selbst bezweifelte.

Das Spiel der Uhr war geraume Weile beendet, als mein Begleiter die Hand auf meine Schulter legte und mich zum Gehen einlud. Fast mechanisch gehorchte ich ihm, und schon griff ich in meine Tasche, um dem führenden Schweizer meinen Zins zu entrichten, als mir in Erinnerung kam, daß ich nicht die landesüblichen Münzen bei mir trug. In meiner anfänglichen Bestürzung wollte ich ihm bereits ein größeres Silberstück französischer Währung behändigen, als mein Blick von

ungefähr auf den Kopf fiel, der auf dieser Münze abgebildet war und in dem ich unverweilt den alten Perückenmann erkannte, dem ich heute nun schon zum zweitenmal begegnet war.

Rasch steckte ich das Stück wieder zu mir, es gegen ein anderes vertauschend, das der Führer gerne in seiner Tasche verschwinden ließ, und folgte dem vorangegangenen Dichter. Auf dem Platz draußen trennten sich dann abermals unsere Wege, da ich mich meiner mit dem Maler getroffenen Verabredung entsann, und erst, nachdem jener im Gedränge der Mittagstunde verschwunden war, wagte ich es, die Münze wieder hervorzusuchen und genauer zu studieren. Daß es in Wahrheit die Züge des sonderbaren Alten waren, durfte ich nicht länger bezweifeln, obschon ich den Zusammenhang nicht zu durchschauen vermochte. Um den Rand und Lorbeer aber stand geschrieben: Lud. XIV. D. G. Fr. et Nav. Rex. 1703.

Ohne große Mühe fand ich das alte Haus, das mein Freund, der Maler, durch ein Wandgemälde zu verschönern trachtete, indem nämlich dort ein leichtes, mit Sackleinwand bespanntes Gerüst errichtet stand, das den Künstler vor der allzugroßen Neugierde etwaiger Passanten schützen sollte. Doch hinderte diese Maßnahme nicht, daß eine Anzahl größerer und kleinerer Kinder sich eifrig lärmend um das Gerüste drängte und durch kleine Risse oder heimlich verfertigte Öffnungen ins Innere zu spähen trachtete. Das Resultat der einzelnen Erforschungen wurde dann auch eifrig von allen besprochen, und zuletzt hatte sich ein solcher Lärm erhoben — indem nämlich jeder Knabe drinnen etwas anderes er-

blickt haben wollte —, daß ich dreimal den Namen des Künstlers rufen mußte, bis sich sein blonder Kopf durch ein auf halber Höhe angebrachtes Guckloch zeigte. Seine ernsten Züge erheiterten sich, als er meiner inmitten der Schar mit einem verstummter Kinder ansichtig wurde, und kaum waren zwei Minuten vergangen, als er an einer kleinen Leiter herabgestiegen kam. Hingegen erbot er sich nicht, mir auch das Gemälde zu zeigen, das er dort begonnen hatte.

Wenige Minuten später befanden wir uns vor dem kleinen Gasthaus, dessen er am Morgen als eines guten und preiswerten Erwähnung getan. Auf einer auf der Rückseite des Hauses gelegenen, durch ein Zeltdach geschützten Terrasse, von der man in einen prächtig angelegten Garten blickte, standen einige säuberlich gedeckte kleinere Tische, und ein sorgfältig zubereitetes und dabei freundlich aufgetragenes Mahl erwartete uns. Indem wir aber aßen, ließ ich meine Blicke voll geheimer Freude über den sorgsam gepflegten Garten schweifen, der da im Mittagslicht glänzte. Wir selber waren, wie gesagt, durch ein gelbliches Zeltdach gegen die Sonne geschützt, wo aber hie und da ein winziger Strahl durch eine Ritze, ein kleines Loch der Leinwand auf den Kies des Bodens fiel, da erglänzte in dem satten, gelben, warmen zitternd sein Licht in desto hellerem und mannigfacherem Glanz.

Erst nachdem wir unsere Mahlzeit beendet hatten, kam der Maler auf das Gespräch vom Morgen zurück. Ich hatte ihm kurz erzählt, daß ich den Vormittag im Münster verbracht hatte, auch der beiden Glasgemälde gedenkend, die ihm selbst noch unbekannt waren. Schließlich hatte ich auch des Leichenzugs Erwähnung

getan, und er meinte dann, daß der Verstorbene in der Tat ein rechtschaffener und dabei großer Mann gewesen sein müsse. Dann aber brach er aus: Es sei doch wohl unsinnig zu glauben, daß ein einzelner Mensch auf den Gedanken käme, alles zu erlernen, wie es um die Dinge dieser Welt bestellt sei, aber das eine möchte er doch wohl mit Recht erfahren dürfen: nämlich ob er sich selber einen guten oder einen schlechten Menschen zu nennen habe. Er habe sich oft einer schlechten Tat oder Gedankens halber hassen müssen und bitter sich gescholten, aber im allgemeinen sei sein Streben auf das Gute und Schöne gerichtet, und sein Wille stehe ganz auf den Zweck, sich selbst relative Befriedigung und den anderen Freude und Lust zu bereiten. Diesem Wunsch gerade stelle sich aber zuzeiten ein anderes, Übermächtiges entgegen, das ihn hindere, das Gewollte auch zu erfüllen, ein Unvermögen, das ihm häufig bei seiner Arbeit langwierige und recht schmerzhafte Unterbrechungen auferlege. In derartigen Stunden sei er von solchem Zorn befallen worden, daß er am liebsten alles, was er selber und die Natur geschaffen, zerschlagen hätte, und oft habe er sich in ähnlichen Momenten auf sein Lager geworfen und Kissen und Decken mit Fingern gekrallt und Zähnen gebissen. Dann habe er alle seine guten Vorsätze, seine Liebe und seine Ehre verflucht, weil sie ihn hinderten, das Böse zu stiften, das zu tun ihn verlangte und hinter seinem Herzen lauerte.

Nun habe er neulich im Traum gegen einen Mann gekämpft. Schließlich seien beide zu Boden gefallen, doch sei es ihm dann gelungen, den andern so zu würgen, daß er ganz blau im Gesicht wurde und ganz steif am Körper. Er selbst habe daraufhin, warum wisse er nicht,

die Augen schließen müssen, und als er sie erst nach einer Weile zu öffnen vermocht, habe er gesehen, daß er anstatt seines Gegners einen Baumstamm zur Erde drückte. Darüber sei er erwacht, und da sei ihm denn gleich die Geschichte von Herakles und dem Antäus eingefallen, der, kaum daß er zu Boden fiel, von der Erde mit neuer Kraft begabt wurde.

Daß jener Mann das Böse in ihm selber war, habe er daraufhin nicht bezweifeln dürfen, und das, daß er sich in einen Baumstamm verwandelt habe, sei ihm Beweis, daß das Böse mit der Natur selber gegeben ist. Nun sei es ihm allerdings in jenem Traum gelungen, des anderen Herr zu werden, aber wer wisse, ob er nicht bald einmal selber vom Bösen überwältigt werde, und ein einmal vom Bösen Besessener sei ja seiner selbst nicht mehr mächtig, habe vermutlich auch gar kein Wissen mehr, wie es um ihn bestellt sei, etwa gleich einem Wahnsinnigen, der im Glauben, daß er Gutes tue, allzeit das Böse stifte.

Frommes Vertrauen in göttliche Fügung, die die unselige Menschheit auf dem ererbten Leidensweg bewache, könne dem, der eines solchen Vertrauens fähig sei, gewiß zur Stärkung gereichen, desgleichen der Glaube an eine zweckvolle Einrichtung der Natur, die sich ja sowohl schreckhaft wie gütig erweise und sich sowohl wie den einzelnen zu einem guten Ende führe. Anderen hingegen, denen die Kraft des Glaubens abgehe und die der Liebe, das heißt Menschen, die ihr ureigenstes Ich, das sich ihnen in mancherlei Gestalten offenbare, höher einschätzen müssen, dürfte es wenig ziemen, und selbst solche, die guten Willens seien, sich selbst zu opfern, müsse immer wieder der schlimmste Zweifel überfallen ...

Hier hielt er eine Weile inne, dann aber fuhr er fort, indem seine Stimme vor großer Erregung zitterte: Und wie sollte auch einer in den ewig flüchtigen Gestalten der Götter den Halt und die Ruhe finden, nach denen ihn so heiß verlangte. Ein wahrhaftes Danaidengeschlecht sei doch das der unseligen Menschen, und selbst die heroischen Figuren des schweizerischen Dichters seien ihm wie ein Brandmal erschienen, eines heldenhaftesten Trotzes und wahnwitzigster Überhebung zugleich.

Zornig greife da der Bildner zu Hammer und Werkzeug, Götter erstellend aus Notdurft, Altäre errichtend aus Unmut, Seelen gestaltend aus dem Elend der eigenen Brust. Das Zirkelmaß des Schmerzes sei ja das Maß seines Werks, und göttliche Eigenschaft erheische das Volk, damit es in Feigheit und verstecktem Aufruhr sich ergötze an des Helden Taten und Tod.

Hier unterbrach er sich zum zweitenmal.

Vom Münster schlug es zwei Uhr. Wir starrten jetzt beide auf den Garten hinaus. Zierliche Vögel huschten hin und wider. Geheime Atmung stieg von dem Rasen auf. Die Häuserreihe zur Rechten, die erst so glühend prangte, stand nun im Schatten. Bläulicher Schimmer lagerte drauf.

Da begann er wieder: „Sie haben mein Bild gesehen gestern nacht. Als Sie dann aber sagten: ‚der Weg ins Freie', antwortete ich Ihnen, daß das nicht der Weg ins Freie sei. Das Bild dagegen, das ich jetzt male an jenem Haus beim Münster, haben Sie nicht gesehen. Nicht, daß es ein so besonderes oder ausgezeichnetes wäre; viele werden achtlos dran vorübergehen. Doch nachdem Sie das erste gesehen (und falsch gedeutet haben), werden

Sie vielleicht das zweite verstehen. Denn das zweite liegt hinter jener Türe, die Sie im ersten noch fest verschlossen fanden.

„Ich selber habe lange vor jener Tür gestanden. Ich muß es Ihnen gleich sagen, ich hatte Angst. Ich dachte, dort sei das Leere. Doch dort ist nicht das Leere, obwohl es vielleicht in der Tat das Leere war und das nur Täuschung, von meiner eigenen furchtsamen Seele gewoben, was ich dort sah. Ich erinnere mich genau (vom Münster schlug es das erste Viertel nach Zwei), wie schwer die Riegel schlugen und wie laut der Schlüssel knarrte, indessen meine kleine traute Freundin mir den Vorhang lüftete.

„Es war Winter draußen. Schnee lag auf allen Feldern und der Mond stand hoch. Die Tür hinter mir fiel krachend ins Schloß. Ich dachte, nun komme das Böse. Aber nicht das Böse kam, sondern das noch Ungeschiedene. Es kam das Chaos.

„Denn das, was hier so nächtig und knirschend frostig vor mir lag, belebte sich nicht mit einzelnen Dingen und Figuren, so daß etwa die Bäume, die dort standen, zu schwingen anhuben oder der schneebedeckte Boden zu wanken begann, sondern auch die einzelnen Teile, hier vielleicht ein Zweig, dort ein Stein, fingen an, sich zu lösen und allmählich zu zerfallen, ein jedes vom anderen sich abstoßend und auch wieder angezogen, sich zerstäubend und verflüchtigend und zuletzt jeden Ausblick und selbst die Nacht verhüllend.

„Ich derweilen wanderte immer geradeaus, nicht wissend, ob ich nicht bald ins Leere träte. Doch vermochte ich auch nicht etwa still zu stehen, da der Boden unter meinen Füßen so schwankte und mich, wenn ich Halt

machte oder auch nur zögerte, zu verschlingen drohte. Ein schweres Brausen, wie von fernem mächtigem Wasserfall, erfüllte die Luft, oder vielleicht besser gesagt, den Raum, vermutlich durch die Reibung der einzelnen Teilchen verursacht, und von Zeit zu Zeit drang heftiges Getöse an mein Ohr, wahrscheinlich der gewaltsamen Lösung bisher erstarrter Körper entspringend. Das einzige, bis dahin Beharrende war die Mondsichel, und auf sie heftete sich auch mein Auge, voll geheimer Besorgnis zwar, daß über einer kleinen Weile auch sie in dem allgemeinen Zerfall unwiderruflich untergehen müsse.

„Dem war indessen nicht so, und nach mehrstündiger Wanderung, wie ich aus dem Lauf des Mondes schließen konnte, glaubte ich auch wieder festeren Grund unter meinen Füßen zu haben. Gleich als habe eine neue Scheidung dieses Mal zwischen Festem und Flüssigem begonnen, wanderte ich nun knöcheltief im Wasser, in dessen Fläche sich auch der Mond zu spiegeln begann. Noch bestärkt wurde diese meine Wahrnehmung durch das zeitweilige Auftauchen eines Baumes und das winterliche Gerippe eines Strauchs, vorderhand nur vereinzelt zwar, dann aber mehr sich mehrend und zuletzt sogar den Umfang eines kleinen Gehölzes annehmend.

„Ein mäßig hoher Felsblock lag am Rand dieses Gehölzes, und auf ihm ließ ich mich zu kurzer Rast nieder. Der Mond stand nun tief am Horizont und drohte meinen Augen binnen kurzem hinter einem dichten Nebelschleier zu entschwinden. Dafür aber glänzten einige Sterne heller auf, unter ihnen der strahlende Jupiter, und in der entgegengesetzten Richtung begann sich auch bereits der Himmel zu lichten.

„Der Ausblick in nördlicher Richtung war mir durch das Gehölz versperrt. Im Westen und Süden hatte sich, wie bereits erwähnt, ein dichter Nebel erhoben, gegen Osten aber, wo schon die Dämmerung anhub, glaubte ich über einer sachte glänzenden Spiegelfläche hie und da die Umrisse vereinzelter Bäume und Mauern zu entdecken. Zuweilen gewann ich sogar den Eindruck, als bewegten sich diese hin und wider, und zweimal glaubte ich schwere dunkle Körper zu unterscheiden, so daß ich unwillkürlich an Schiffe oder floßartige Fahrzeuge denken mußte. Trotz angestrengten Lauschens vermochte ich jedoch keinerlei Geräusche zu vernehmen, es sei denn das regelmäßige Schlagen des Wassers selbst, das mich bei meiner großen Müdigkeit gewiß auch bald in Schlaf gewiegt hätte, wäre nicht ganz unvermutet das Krähen eines Hahns an mein Ohr gedrungen, das alsbald von einigen anderen der Umgebung erwidert wurde.

„Diese mir also unerwartet offenbar wordene Nähe menschlicher Wohnstätten — und ich muß gestehen, eine bis dahin ungekannte Freude hat mich darob beschlichen — veranlaßte mich, alsbald meine Wanderung fortzusetzen. Schon nach wenigen Schritten durch das genannte nördliche Gehölz, das, wie ich später sah, gar nicht etwa ein kleines war, sondern sich viele Meilen weit längs des noch zu beschreibenden Abhangs erstreckte, trat ich auf festeren Boden und gewann daraus den Eindruck, als wolle sich das Wasser — denn um eine Überschwemmung mußte es sich doch wohl handeln — allmählich verlaufen. Allerdings hatte ich nun auch eine leichte Steigung zu überwinden, deren ich bei der anfangs herrschenden Dunkelheit nicht gewahr worden war.

„Der Himmel begann mittlerweile mehr und mehr zu verblassen, so daß mir der Marsch über den zum Teil überaus glatten und schlüpfrigen, dann aber auch wieder recht rauhen Boden um vieles erleichtert wurde, und indem ich mich also erwartungsvoll hoffend vorwärtsbewegte, klang erst ganz leise, dann vernehmlicher frohes Flötengebläse vor mir her, und zuletzt, von Saitenspiel begleitet, heiterer Gesang. In der Annahme, daß eine lustige Gesellschaft nicht weit von mir sich befinde, beschleunigte ich meine Schritte, und nicht lange darauf stieß ich auf einen breiten, wohlgepflegten Weg, der mich in wenigen Minuten zu einem recht beträchtlichen Abhang führte, von dessen Rand ich also unvermittelt eines gar lieblichen und herrlichen Ausblicks genoß.

„Lieblich gewiß insoweit, als ich mit den Augen den Weg verfolgte, der mich hierher geleitet hatte und der in schönen Schlingungen nun talwärts führte, bald einen schäumenden Wasserfall überbrückend, bald an sauber gepflegten rebenbewachsenen Hütten vorübereilend, bald unter dunklem Gebüsch sich verlierend und weiterhin zwischen Weinberg und Kleefeld wiederum zum Vorschein kommend.

„Herrlich aber, wenn ich den Blick in weitere Fernen richtete, über sommerlich grünende Fluren und fruchtbare Kornfelder zu den Ufern des silbrigen Stromes, der, in gemächlichem Lauf von Osten kommend, in weitem Bogen gen Mitternacht sich wendete und zuletzt zu jenem Meere führte, das sich gewaltig und bleiern gegen den Himmel türmte. Mancherlei Gehöfte und Dörfer, durch ein Netz heller, von Bäumen umsäumter Straßen verbunden, zumeist mit schlanken Kirchtürmen geziert, und von zahlreichen kleineren Gewässern bespült, inmitten

kleiner Laubbaumwaldungen und saftiger Weidegründe, die jungen Füllen als Tummelplatz, Rinder- und Schafherden aber als Ort der Ruhe und willkommener Nahrung dienten, fesselten allerorts das Auge; doch auch sie gleich den sanften Hügeln zur Rechten und zur Linken und gleich den schimmernden und beflaggten Barken auf dem Rücken des silbernen Stromes schienen mir der fernen großen Stadt am Meere zugewandt.

„Über das ganze Land aber breitete sich in mannigfachen Schattierungen ein strahlend blauer Himmel, und nur am Horizont schwammen einige rötliche gefärbte Wölkchen, blütenartig, wenn ein vergleichendes Bild zu gebrauchen mir verstattet sei (und wie wir uns überhaupt durch die wechselnden Formen der Wolken allzuleicht zu den verschiedensten, nicht immer glücklichen Vergleichen verleiten lassen). Von Zeit zu Zeit aber erhob sich ein Taubenschwarm vom satten Grün der Tiefe: dann war wohl für einige Augenblicke ein helles Glitzern in der Luft, und ihr pfeifender Flügelschlag scheuchte auch die anderen kleineren Vögel auf. Doch ganz hoch stieg allein die Lerche, und darum war auch kein Gesang heller und feiner als der der Lerche ..."

Als er nach diesen Worten ganz in sich selber versenkt innehielt, begann ich und sagte: „Wollen wir nicht jenen jungen Menschen folgen, die da mit Spiel und Gesang vor uns hinabsteigen ins Tal? Nun singen sie wieder ..."

Man sah sie just unter den Haselsträuchern bei der dritten Biegung verschwinden.

Er aber schaute noch den Vögeln nach und horchte dem Gesang der Lerche.

„Ist ihr Gesang nicht inniger, schöner, sonnennaher als der jener Menschen?" sagte er dann. „Obwohl ihre Stimmen schöne sind und ihre Instrumente heiter klingen."

„Aber wissen Sie auch," fuhr er nach einer kleinen Weile fort, „ob der Boden, auf dem wir stehen, der Weg zum Tal und der Ausblick auf das Land hier vor uns wirklich sind?"

Da faßte ich ihn am Arm und zog ihn mit mir den Hang hinab.

Die vor uns gingen, und es waren ihrer fünf, drei junge Männer und zwei Frauen, waren jetzt wieder sichtbar. Einer winkte uns zu: „Ist das nicht der junge Dichter vom Morgen?" fragte ich den Maler.

Der schaute nicht auf. Er sah auch nicht aufs Land hinaus wie ich, sondern starrte auf die Bergwand. Zuweilen blickte er auch widerstrebend rückwärts. Dann faßte ich ihn jeweils fester am Arm.

Als wir zur ersten Brücke über den Gießbach kamen, machte er sich los und beugte sich über die Brüstung. Einige Tannen standen dort. Der Schaum des Wassers netzte seine Stirn und Hände. Dort begann er wieder zu sprechen, ganz leise erst, und da das Tosen des Baches seine Stimme übertönte, wieder lauter.

Er habe sich in früherer Zeit, so sagte er, oft den Vorwurf gemacht, daß er seinem alten Gott nicht die Treue bewahrt habe, als ob der Gott der Milde und Liebe und der der Gerechtigkeit ein einiger sein könne und nicht ein doppelgesichtiger sei. Später habe er wohl versucht, sich einen eigenen Gott zu ergründen, aber kaum entdeckt habe er ihn schon wieder zerschlagen müssen, denn es sei jeweilen ein arger Götze gewesen. An den Gott eines

andern zu glauben vermöge er aber nicht, nachdem ihn eine Ahnung des eigenen Gottes überkommen habe, wie denn auch geschrieben stehe, daß Gott keinen anderen neben sich haben wolle.

Indem er nun zurückblicke, glaube er, daß er die Götter der Griechen gewiß sehr geliebt hätte, weil sie solch schöne Götter waren. An sie geglaubt aber hätte er ebensowenig wie die Griechen, die sie erst ersonnen — solch schöne Götter könne nämlich allein nur Menschengeist ersinnen, und über den Urgrund hätten die Dichter ja stets das tiefste Schweigen bewahrt — und dann zu Grabe getragen hätten. Darum hätten die Athener zuletzt ‚dem unbekannten Gotte' einen Altar geweiht. Was vermögen neben solch edlem Vermächtnis nie besiegter attischer Größe das schwächliche Stammeln der heutigen Zeit und die plumpen Versuche, die Antithesen des Seins und Nichtseins durch ein Anderssein zu versöhnen, eine Brücke zu schlagen zwischen dem Ja und dem Nein?

Gewiß sei inzwischen Brauch worden, Gott jedes Attributs zu entkleiden, ihn bloß noch zu denken, und die, so Gott allein dachten, seien dann in die Gassen gelaufen und hätten geschrieen, bis es ihnen die Stimme verschlug und sie heiser wurden: ‚Pan ist tot', und daß die Kunst gestorben wäre, weil sie auf mannigfachen Wegen wandelte. Doch daß Gott und die Kunst nie andere gewesen denn von Anfang an, das wolle keiner glauben.

‚Das Heil kommt von den Juden,' stehe geschrieben, und gläubige Katholiken sprächen gern von der ‚allezeit sich verjüngenden Kirche Christi', und insoweit als das Wort nach Seinem ewigen Ratschluß Fleisch worden, stehe er gewiß nicht an, diesem Beinamen zuzustimmen. Wenn

einer aber, und dieser eine könne ja täglich kommen und würde gewiß stündlich erwartet werden, den Gedanken verkündete, daß jener Christus ein ganz anders gearteter gewesen sei, als es Evangelium und Dogma besagen, nicht etwa ein liebender, sondern ein rächender, harter Gott, würde gewiß ein anderer alsbald aufstehen müssen und sagen, daß ein liebender und helfender Halbbruder selbigen Gottes der gleichen Krippe und dem gleichen Bethlehem entwachsen sei.

Da müsse schon Menschengeist walten und jener mächtig belebende Pan, damit solch beseligte Götter würden wie die des strahlenden Olymps und solch erlauchte heroische Figuren wie die des äußersten Tartarus. Und da müsse er auch des Bildners gedenken (er nannte ihn Pygmalion, obschon er wohl in Wahrheit des Prometheus gedachte), dessen Gestalten die Göttin belebte, und indem er den Namen jenes nenne, falle ihm auch die Fabel vom Orpheus ein, der in den Orkus stieg, die Verlorene wiederzufinden. Und gleich wie der durch die Macht seines Gesanges die zaudernde Seele der Gattin erlöste, um dann selber von den Mänaden zerrissen und gevierteilt zu werden, so scheine ihm, wenn er es bei sich selber erwäge, daß jene verhüllende heimliche Hand das Chaos der irdischen Brust heilsam lindernd bewahre, sachte den Schleier lüftend, wenn das Herz liebend der Hoffnung sich neige, fest verriegelt und unentwirrbar, wenn ihm die Göttin entschwand ...

So ungefähr sprach er, indem er von den höchsten Dingen redete, zuweilen leiser, zuweilen lauter, je nach dem Fall des Wassers und dem Zischen des Schaums, den sprühend der Wind verbreitete. Ich aber sah, daß

alles, was er vorbrachte, bloßes Stammeln war. Da sagte ich zur Hoffnung: ‚Lange schon führst du uns Suchende irr, und deine Schwester, die Angst, die ihr beide der zaudernden Gegenwart entwachset, kann mir nicht bitterer sein als du. Du trübst unsere Augen nicht weniger als sie und heißt uns hoffend warten. Warten worauf?‘

Ich faßte wiederum seinen Arm, stärker diesmal, und zog ihn fort. „Wir wollen nicht länger warten!“ schrie ich ihm ins Ohr, indes er noch zögerte. Da lachte er laut auf.

„Warten? Warten, worauf? Etwa auf den Abend oder auf die Nacht? Bald wird der Abend kommen und dann die Nacht!“

Wir sahen aufs Land hinaus. Lange Schatten lagen über den Feldern. Der Fluß schimmerte bläulich, ferner und dunkler, blaugrün das Meer. Schwalben kreisten hoch. Irgendwo läutete eine Glocke.

Die jungen Leute, die vor uns hergegangen waren, lagerten talwärts im Grase. Als wir uns ihnen näherten, sagte der Maler: „Ja, das ist der Dichter, und zwei andere Freunde. Der eine, dunkelhaarige, ist ein Musiker, zu ihm gehört auch das ältere Mädchen. Der andere ist, glaube ich, Student. Er spielt schön die Flöte. Das zweite Mädchen ist der anderen Schwester. Sie hat ein schönes Licht in den Augen und ist viel umworben. Soviel ich weiß, vorderhand umsonst. Sie ist sehr jung und liebt noch keinen einzelnen. Sie liebt vielleicht alle, das Ganze . . .“

Indem sie uns kommen sahen, winkten sie uns zu. Der Dichter schalt, daß wir so säumig waren, und die Mädchen lachten laut. Sie hatten Kränze im Haar und hielten viel Blumen in den Händen. Die Instrumente lagen neben ihnen im Gras.

„Wir wollen den Abend gemeinsam verbringen, in der Talschenke,“ sagte der Dichter. „Sie haben uns einen Tisch in der Laube bereitet, den die Mädchen noch bekränzen müssen ...“

„Doch wir haben noch Zeit,“ meinte der Musiker. „Unser Freund, der Philosoph, soll erst seine Geschichte beenden. Es handelte sich um Gott ...“

„Es ist eine Geschichte ohne Ende,“ sagte der errötend. „Sie geht weiter bis auf den heutigen Tag.“

„Alle Geschichten handeln von Gott!“ rief lachend der Dichter. „Dieses Mal war es ein Volk, das sich einen Gott erdachte!“

Der Student errötete noch einmal, dann aber meinte er, daß er sich ungern bitten lasse, denn die Sache liege ihm sehr am Herzen. Vielleicht könnte ihm auch einer den Schluß der Geschichte sagen, den er selber nicht zu finden vermöge. Darauf begann er:

„Die Ältesten eines Volks, das in harter Knechtschaft sich befand, traten zusammen und sagten untereinander: ‚Wir wollen uns einen Gott erdenken. Einen gütigen, starken Gott aus unserem Jammertal, der uns führe durch das Rote Meer.‘

Und der Gott führt sie durch das Meer, das über dem Pharaonenheer wütend zusammenschlägt. Und das Volk ist eitel Freude: ‚Wir haben einen großen, mächtigen Gott, der uns aus unserem Leid und von dem Joch der Ägypter geholfen hat.‘

Sie stimmen Lieder an, und der Herr hört den Lobgesang der Menge, und ihre Dankopfer sind ihm angenehm.

Er befiehlt den Ältesten des Volks, zu ihm auf den Berg zu kommen, und spricht zu ihnen: ‚Ich habe euch

aus dem Land eurer Feinde geführt, nun sollt ihr mich loben und mir Dienste tun. Ihr sollt einen Tag der Woche fasten und dabei dankbar meiner gedenken!'

Die Ältesten des Volkes kommen zur Menge und sagen ihr: ‚Ihr sollt einen Tag der Woche fasten und dabei dankbar des Herrn eures Gottes gedenken, der euch aus eurer Feinde Land geführt hat!' Und die Menge antwortet: ‚Wir wollen gerne einen Tag der Woche fasten und dankbar seiner gedenken. Denn er hat uns von dem Joch der Ägypter befreit und in ein Land geführt, wo Milch und Honig fließt. Aber wir sehen, er ist nicht nur ein guter, sondern auch ein strenger Gott!'

Von nun ab fastet das Volk jeden Freitag, und in dem Tempel, den sie ihm errichtet haben, wird sein Name hochgepriesen ...

So vergehen viele Jahre. Nachdem aber die Enkel des Volkes herangewachsen sind, verstehen sie nicht mehr das freitägliche Fasten. Sie sagen: ‚Wir brauchen die Ägypter nicht mehr zu fürchten, denn wir sind selber ein großes und mächtiges Volk geworden. Wohl haben die Ägypter unsere Väter und Großväter bedrückt, aber nun ist der Gott unserer Väter und Großväter unser Bedrücker geworden, den wir lobpreisen sollen. Bewahre er uns vor dem Tod, den wir allein noch zu fürchten haben, so wollen wir gerne um seinetwillen und seiner Güte halber den Freitag heiligen.'

Als der Gott ihrer Väter und Großväter das vernahm, ward er sehr zornig und wendete sich den Heiden zu, daß sie sein undankbares Volk zerschmetterten und in Gefangenschaft führen sollten. Und als das Volk hart bedrückt und arg geschunden wurde, deuchte sie das Joch ihres Gottes ein leichtes neben dem Joch der Menschen,

und sandten einen aus, der sie mit Gott versöhnte. Der Abgesandte aber war der Klügste und Gescheiteste des ganzen Volks. Er stieg auf den Berg, auf dem der Herr wohnte und dessen Gipfel ganz von Wolken verhüllt war, und sprach: ‚Dein Lob war in aller Munde, als du dein Volk aus dem Land der Ägypter geführt hast, und darum daß du dein Volk in die Gewalt der Heiden gegeben hast, haben sie sich in Demut deiner erinnert, damit du sie wiederum befreien mögest. Denn sie wissen wohl, daß du ein guter und mächtiger Gott bist!'

Und der Herr antwortete: ‚Wohl habe ich dein Volk aus dem Land der Ägypter geführt, dann aber habe ich sie in die Gewalt der Heiden gegeben, darum, daß sie nicht den Freitag heiligen wollten, wie ich sie geheißen habe. Nun aber habe ich Mitleid mit deinem Volk und will es auch aus der Sklaverei seiner Feinde befreien, wenn sie mir von jetzt ab an zwei Tagen der Woche Opfer bringen und Fastendienste tun!'

Da entgegnete der Abgesandte des Volks: ‚Das sei ferne von dir, denn sie werden wohl gerne fasten, solange sie sich deiner Taten erinnern. Aber ihre Kinder und Enkel werden wie die Kinder und Enkel der ersten sich deiner Gnade nicht mehr entsinnen und darum wieder in Knechtschaft fallen müssen. Warum willst du, der du doch der Herr der Liebe und der Vater deines Volkes bist, auch strenge zu deinem Volk sein, da es dich doch nie verstehen wird?'

Darauf erwiderte der Herr: ‚Dann hättet ihr mich eben nicht erdenken sollen . . .'"

Nachdem er so geendet hatte, sah er uns fragend an. Einige schüttelten den Kopf, die andern sahen nachdenk-

lich vor sich hin. Der Dichter mahnte zum Aufbruch, da der Abend nahe sei.

Der Student ging mit der jüngeren Schwester voran. Er hatte wieder seine Flöte vorgeholt. Der Musiker hielt seine Freundin eng umfaßt, den andern Arm aber hatte sie dem Maler geboten. Der Dichter und ich selber folgten lachend nach.

„Was sagen Sie zu dem Studenten?" meinte mein Begleiter nach einer Weile. „Ich glaube, er führt uns am Narrenseil, und wenn ich ihn so sehe, muß ich auch gleich an den Rattenfänger von Hameln denken. Gott sei Dank sind wir keine Kinder mehr!"

„Ach, um den Maler bin ich nicht besorgt," antwortete ich, „und der Musiker wird wohl auch andere Weisen kennen, die mächtiger sind als die unseres Rattenfängers. Hingegen gräme ich mich der Damen halber nicht wenig," setzte ich lachend hinzu.

Der Dichter zuckte verächtlich die Achseln. „Um die Damen ängstige ich mich nicht," machte er. „Ja, vielleicht um die Kleine dort vorne, doch ist sie wohl noch zu jung. Und was die andere anlangt, so hat sie ihren Musiker." Und er begann sich über die Art der Frauen zu verbreiten: „Sie lieben uns ja nicht um unsrer selber willen. Auch nicht um unsrer Arbeit willen oder unsrer Kunst. Sehen Sie den Musiker und seine Freundin. Sie liebt ihn sehr, aber sie liebt ihn ja nicht darum, daß er besonders klug und begabt oder besonders schön gewachsen wäre (und er war klug und schön zum Anschauen), sondern allein darum, daß sie Frau ist und er Mann."

Er seufzte tief auf, und sein Seufzen, das wohl ein heimliches gewesen, war ihm gewiß selber nicht entgangen, denn er sagte gleich darauf (und es war rührend zu

hören, wie schlicht und gelassen er das sagte): „Ja, ich bin sehr traurig, daß ich so sprechen mußte ..."

Die Sonne stand nun schon tief. Die Schatten derer vor uns — und sie lachten noch immer — tanzten unsicher zu unseren Füßen. Da fing er wieder an: „Welche Kraft muß doch der, den ich liebe und gerne Meister nenne, aus so viel Liebe entfalten. Denn wir lieben ihn alle. Warum aber verlangt er Glauben? Es sei denn Glaube aus Liebe! Doch die Liebe birgt auch den Zweifel, denn Liebe ist traumgeboren.

„Er nennt sich Seher, doch ich sehe nicht, was er sieht. Er sagt: Wer Ohren hat zu hören, der höre! — und ich höre anderes, als das er sagt. Ich fühle nur seine Ahnung, und die Ahnung, die kommt ihm von Gott.

„Er und alle anderen, die sich Meister nennen, verlangen das Opfer des Glaubens. Sie wollen nicht die Liebe, sondern die Frucht der Liebe. Denken Sie an jenen andern großen Meister, der dem Freund die Seele entführte. Er nahm sie, und nicht etwa als Geschenk.

„Ich entsinne mich genau eines Abends im Hause der Gattin. Man saß vor dem Bild des Meisters. Viel reichgeschmückte hochadelige Damen und Herren in Abendkleidung. Da wurde denn viel von Pflicht und Andenken gesprochen, und obwohl ihn alle liebten, sprach nicht einer das kleine Wörtlein: Liebe!"

„Ich verstehe Sie da, Sie sprechen vom Meister von Bayreuth!" wandte ich ein, als ich ihn zögern sah, doch er antwortete alsbald: „Ob ich vom Bayreuther Meister spreche oder von einem andern, tut nichts zur Sache. Vielleicht war er es, vielleicht auch nicht. Ich wage nicht über Menschen zu sprechen, sondern allein von Bildern.

Ich sprach wohl von dem Marmor, der dort stand, vielleicht auch von den Gipsfiguren, die allüberall für wenig Pfennige zu kaufen sind ...

„Aus Liebe aber soll nicht Glauben kommen, sondern Güte und Kraft," fuhr er fort, und wohl scheine ihm zuweilen, als vermögen Güte und Kraft nicht sich zu paaren, insoweit als die Schwachen allein den Weg der Güte wählten, der zur Entsagung führt. Dann aber habe er gesehen, daß das Golgatha des Schwachen um vieles grausamer sei, da ihm ja die drei Haupttugenden des Starken versagt geblieben seien, nämlich Trotz, Lust und Wagemut; und wenn ihm einer einwenden wolle, daß der Sinn des Schwachen auf Glaube, Liebe, Hoffnung stehe, müsse er erwidern, daß wer Glauben auch Zweifel habe und wer Liebe Haß, und dem Hoffenden bleibe auch die Angst nicht erspart. Ja, ihm sei, als antworte dem schwachen Leidenden, der leise um Erlösung flehe, das Hohngelächter der Hölle, und insoweit als Gut und Böse Ideen seien, würde dem ewig bedürftigen Sehnsüchtigen, wenn er nach dem einen hasche, gewiß das andere zufallen müssen.

Da müsse man denn doch zwischen solchen unterscheiden, die die Liebe zu Gütigen und Starken gemacht habe, und solchen, die aus Hoffnung Gütige und aus Trotz und Wagemut Starke sind. Denn die Liebe sei so beschaffen, daß die Liebe des Liebenden dem Nichtliebenden zu Leid und bittrer Bürde werde (der Liebende sei nämlich um so vieles mächtiger als der Nicht-Liebende, da er ja einen gewaltigen Gott zum Beistand habe), und dem wahren Liebhaber könne nur wieder die Liebe frommen, nicht aber der Glaube des Geliebten, der doch von seiner eigenen Liebe zehre ...

Indem er noch redete, hatten wir uns der Talschenke genähert, und die letzten Worte sprach er schon auf der Türschwelle. Er sah mich dabei traurig an und meinte dann, daß wir vermutlich im Lauf des Abends noch Gelegenheit zu weiterer Erörterung fänden.

In der dem Haus vorgelagerten, mit wildem Wein bewachsenen Laube stand ein sauber gedeckter Tisch, der für uns bereitet war und den die beiden Mädchen alsbald zu bekränzen anfingen, indes die jungen Männer mit allerhand Kurzweil sich vergnügten. Nur der Dichter hielt sich abseits mit der Begründung, daß er eine feierliche Ode verfassen wolle, die er dann und zu gegebener Zeit auch seinen Tischgenossen vortragen werde.

Der Maler, der den Mädchen mit Rat und zuletzt auch mit Tat Beihilfe geleistet hatte, trat, nachdem alles glücklich zu Ende geführt war, wieder an meine Seite.

„Wie gefällt Ihnen diese Landschaft?" fragte er. „Ich glaube, es wird mein bestes Bild. Die Aussicht ist wohl hier viel enger als droben am Waldrand. So ist vor allem das Meer nicht mehr sichtbar. Wenn ich aber eifrig lausche, glaube ich doch seinen Wellenschlag zu vernehmen, und dann ist mir, als bebe die Erde hier zu unseren Füßen vor seiner Wucht. Seine Stimme — mögen auch die Menschen sagen, das sei der Schlag der Amsel hinter jener Hecke oder das Rauschen der alten Eichen über uns — höre ich deutlich, und das Jauchzen der Schiffer auf den Schiffen und das Flattern der Segel und der vielen Wimpel am Strand ...

„Kommen Sie," sagte er dann. „Wir wollen noch eine Strecke Wegs gehen, durch den Garten und über die Treppen gegen den Fluß. Man sieht ihn besser dort

hinter jener Biegung. Wir müssen noch einmal über den Bach. Auch sieht man auf jenem niederen Hügel die Ruinen des Kastells. Vor kurzem wurden viel altes Geräte, Knochenreste und eine Frauenstatue drin zutage gefördert. Die Knochen stammen natürlich aus neuerer Zeit ..."

Wir schritten durch den Garten und über den Bach. Der lag nun ganz im Schatten. Aber drüben scheint noch die Sonne. Rot sind jetzt die Hügel und das Silber der Pappeln, müde von ihrem Gold gleitet der Fluß. Hie und da hört man das Brüllen eines Rindes. Nach der Ermattung des Mittags belebt himmlisch stille Freude die Blumen und die Bäume der Erde.

Wir kommen zum Hang, wo die Ruinen stehen. Die Grillen zirpen nun lauter. Der Duft von frischem Heu steigt von den Wiesen auf. Vor uns liegt der Fluß. Irgend ein Hauch von Versöhnung zittert aus der Höhe, von Versöhnung und Sehnsucht nach gutem Tod. Bald läuten die Glocken der Stadt. Schon weht der Abendwind ...

„Es wird wohl ein Tempel hier gestanden haben," sagte der Maler, „aus der Figur der Göttin zu schließen, die nun im Königl. Museum zu sehen steht. Auch Reste eines athenischen Frieses sollen gefunden worden sein, wohl verschleppte Stücke. Und dann unter dem Bildnis das Gerippe zweier Menschen. Der Volksmund verbindet mit dieser Tatsache die Erzählung von einem Liebespaar, das die Göttin aus Eifersucht erschlagen habe. Dies ist natürlich Fabel. Immerhin, an der gleichen Stelle stand eine Zeitlang ein Muttergottesbild, das wundertätige Heilungen vollbracht haben soll, bis auch es verschüttet wurde. Der Student behauptet,

das sei die unerlöste Seele der Göttin gewesen, doch er ist ein rechter Fabulierer ..."

Wir ließen uns auf einem der zersprengten moosbewachsenen Blöcke nieder.

„Wir wollen hier die Dämmerung abwarten," fuhr er fort. „Dann trägt die Eule der Pallas unserem Dichter seine Ode zu. Auch habe ich gehört, daß das Essen erst nach Einbruch der Dunkelheit aufgetragen werden soll."

Blauer Dunst hob sich im Tal. Gegen Norden begann es zu dunkeln. Man hört das Läuten heimkehrender Herden, auch das Rauschen ist nun deutlicher. Ein spätes Boot kommt den Fluß herab. Just hinter den Büschen an der Stelle, wo der Bach sich in den Fluß ergießt, legt es an. Einer steigt aus, doch sind wir zu weit entfernt, ihn zu erkennen.

„Eine seltsame Sage, auf jeden Fall," begann mein Begleiter wieder. „Die Erzählung von der Eifersucht der Göttin ist natürlich unsinnig. Doch könnte man fast sagen, daß die zwei sich so innig liebten, daß sie sich selbst getötet haben und daß die Göttin sie aus Mitleid vor der Anderen Neugier zugedeckt habe. War sie doch gewiß eine Göttin der Liebe ...

„Wenn zwei sich nämlich ganz und innig lieben," fuhr er fort, „wollen sie sterben, wollen ewig glücklich, das heißt tot sein. Sie wollen der ewig leidenden und ewig leiden machenden Natur entfliehen, zu Gott eingehen. Zum außerweltlichen Gott. Und so wird ihnen Gottbejahung zur Naturverneinung. Und Sie sehen ja, der außerweltliche Gott, der ihnen erst so lieblich und gütig war, wird nun zum strengen. (Das wollte doch wohl der Student mit seiner Geschichte sagen) ...

„Man soll sich Gott nicht außerhalb des Weltge-

schehens denken, da man ihn doch gar nicht anders denken kann. Und ich sagte ja schon, das Verbildlichen tötet die Götter, doch hören wir nicht auf, sie zu bilden unserem furchtsam-sehnsüchtigen Herzen zur Lust ..."

„Worüber redet ihr da?" rief uns einer an. Als wir uns erstaunt umsahen, erkannten wir den Dichter.

„Ich bin euch insgeheim nachgegangen," sagte er, und ich berichtete ihm über die letzten Worte des Malers und seine Erzählung von der Göttin.

Da lachte er laut und sagte: „Ich erinnere mich genau eines Abends, zu einer Zeit, da ich noch fast ein Knabe war. Ein Freund hatte mir ein Bild der Venus gezeigt, die im römischen Nationalmuseum steht und die man die kyrenaische nennt. Ich bin die ganze Nacht und die darauffolgenden durch die Straßen gelaufen, um eine solche lebende zu finden. Selbstverständlich umsonst. Sie waren mir alle zu lebendig. Nun begnüge auch ich mich mit einer Photographie, die ich jedem, der sie etwa sehen will, gern zur Verfügung stelle. Ich liebe die toten Götter, sie sind unverrückt wie dort der Abendstern ...

„Kommen Sie," sagte er dann. „Es taugt nicht, die Götter zu erschleichen, geschweige denn zu erobern. — Die andern erwarten uns ..."

Er sprang auf, und da wir nichts zu erwidern wußten, folgten wir seinem Beispiel. Es war jetzt schon fast Nacht. Der Fluß schimmerte bleiern und fahl. In der Ferne sah man die bunten Lampen der Schenke.

Doch als wir über den Bach schritten, begann der Dichter noch einmal: „Ich frage euch, was taugt es, uns Helden zu erdichten, die den Drachen erlegen und ihm doch zuletzt selbst zum Opfer fallen? Die entweder

von ihm verschlungen werden oder doch an seinem Gifthauch zugrunde gehen. Oder etwa durch Verrat fallen und meuchlerischen Mord. Denn lebendig sind nur zwei gen Himmel gefahren, Henoch und der Prophet Elias. Wir haben alle ein Stück von seinem Mantel geerbt ..."

„Sie vergessen Christus," sagte der Maler. „War Er doch auch Gottes Sohn! Und um Seinen Mantel wurde das Los geworfen, welcher der Kriegsknechte ihn erhalten sollte ... Kriegsknechte haben ihn auch heute noch und werden darum allerorts baß verehrt ..." setzte er lachend hinzu.

„Und wie steht es mit Ihrer Ode, mein Freund?" fuhr er fort.

„Bleiben wir lieber beim Mantel des Elias," antwortete der.

Als wir in die Laube traten, hatten die anderen bereits mit der Mahlzeit begonnen. Einfache, doch einladende Gerichte standen auf dem Tisch, und dunkler roter Wein färbte die Gläser.

Oben am Tisch, dem Eingang gegenüber, saß niemand anderes als mein Fährmann von der vergangenen Nacht, ihm zur Rechten der Musiker nebst seiner Freundin, und zur Linken die jüngere Schwester neben dem Studenten.

„Woher kommen Sie so spät?" rief die ältere Schwester, als sie uns kommen sah. „Wir haben bereits unseren ersten Hunger gestillt. Doch nehmen Sie gleich Platz ..."

Mit diesen Worten wies sie mir den Stuhl nächst dem ihrigen an, während der Maler neben der jüngeren Schwester und der Dichter am Tischende unserem abendlichen Bootsmann gegenüber Platz nahmen.

„Sie haben gewiß wieder fabuliert!“ begann die ältere Schwester von neuem, indem sie uns das Essen auf unsere dargereichten Teller legte. (Sie hatte nämlich die Rolle der Gastgeberin freundlich übernommen.)

„Ja!“ erwiderte der Maler. „Wir sprachen vom Mantel des Elias, und der Dichter meinte, daß wir alle ein Stück von ihm geerbt hätten.“

„Was ich aber nicht mehr sagen konnte, weil er um meine Ode wissen wollte, von der ich Unvorsichtiger vorzeitig berichtete, war, daß die jüngere Schwester ein weit größeres Stück überkommen hat als wir andern alle . . .“

Die so Belobte sah träumerisch auf. „Ich habe nicht verstanden, was er sagte,“ meinte sie dann errötend, da wir alle zu ihr hinüberschauten.

„Doch wollen wir jetzt die beleidigten Götter versöhnen!“ fing der Maler wieder an, indem er sein Glas erhob, und wir folgten gern seinem Beispiel. Dann aber begannen wir, uns der Mahlzeit zuzuwenden.

Nachdem wir geendet hatten und uns an Früchten gütlich taten, wobei auch Zigaretten gereicht wurden, begann wiederum der Maler, indem er sich an den Dichter wendete: „Gestatten Sie mir, mich nochmals betreffs Ihrer Ode an Sie zu richten. Ich bin überzeugt, daß wir alle großen Gefallen dran finden werden. Machen Sie den Anfang, alsdann werden uns die beiden Damen hoffentlich ein schönes Lied hören lassen. Mein Begleiter und ich haben ihre Stimmen nur aus der Entfernung vernommen, und da dünkten sie uns recht schöne zu sein.“

Die Mädchen lachten, der Dichter schien indessen wenig erbaut: „Sie sollten mich nicht um meiner Ode willen quälen. Ich bin nun einmal nicht Horatius, und

mir fehlen noch einige Zeilen, die ich doch noch ordentlich würzen möchte," setzte er schmollend hinzu.

„Ja! Laßt ihn in Frieden," legte sich die ältere Schwester ins Mittel, und die anderen stimmten ihr zu, bis auf den Dichter selber, der ungefähr folgende Worte an mich richtete: „Wie bitter und schmählich ist doch unser Los. Wir haben nicht wie die Maler Leinwände zu zeigen, wenn zufällig einer uns nach unserer Leistung frägt, und wir können kein Ständchen geben wie der Musiker, den man darum behelligt. Auch vermögen wir keine Theorien zu entwickeln darüber, wie es um das Wesen der Ethik bestellt sei, und die Göttin Logik war uns von jeher abhold.

„Wir sind Verliebte und doch nicht verliebt. Wir sind allezeit durstig, und jedes Glas ist zu voll für unseren Durst. Wir leben nicht und sind doch nicht gestorben. Und was das schlimmste ist, wir sind stets allein.

„Wir haben weder eine Muse, wie viele sagen, noch die Schlüssel des Himmelreichs. Bloß unsere Schmerzen sind wirklich, und die Selbstbesinnung ist unser Feind.

„Wenn einer zu uns spricht, so ist nicht er der Sprechende, sondern immer nur wir selber, und wenn uns einer schilt, so sind wir es, die uns schelten. Und wenn einer auf den Gedanken käme, uns hoch zu preisen, müßten wir unsere Ohnmacht und unseren Hochmut bitter spüren.

„Wir sind die ewig Unnützen und Heimatlosen. Unsere Zuflucht ist der Schatten des Lorbeerbaums, der aus Verwesung wächst. Die Langeweile und die ungestandenen Sehnsüchte der anderen liefern uns unser Brot."

Er schien das Groteske seiner Rede selber einzusehen, denn hastig leerte er das Glas, das vor ihm stand, und

hastig fuhr er fort: „Dann kam ich zum Meister. Er hatte eine herrliche Welt erstellt, die nicht die meine ist. Und die meinige, obwohl ich sie suche und kenne, kenne ich sie doch nicht, und finde sie auch nicht. Denn diese Welt hier ist nicht die meine. Sie ist ein Traum. Vielleicht der Traum des Malers oder eines anderen, vielleicht der Ihrige. Für mich aber ist all dies Romantik, schlechte Romantik in der Tat! So wie die Großstadt, in der ich wohne, das Haus, in dem ich lebe, Romantik ist, schlechte Romantik auch sie ..."

Hier wollte ich einige Worte einwenden, doch er gebot mir fast heftig zu schweigen: „O, gewiß, ich kenne sie, die Romantik der Vorstädte und der Bahnhöfe und der Fabrikschornsteine und der stillen Gassen, die weitgeöffnet warten, ob nicht einer des Weges komme, der sie begehe. Und nicht minder kenne ich die Romantik der hohen Wissenschaften und der Theorien um Staatsverwaltung, gepaart mit Reflexionen um Vernunft und Sitten, und die florentinische Landschaft, die der Basler Meister mit Rittern und Nymphen begabte, habe ich oft begangen ..."

Hier unterbrach er sich abermals, und seine Erregung war so groß, daß seine Hände zitterten. Auch sprach er, der erst ganz leise begonnen hatte, um die gewiß heiteren anderen nicht zu stören, in der Folge zuweilen heftig und laut, als habe er vergessen, daß wir nicht allein waren, und mir selber wurde erst später die Ursache verständlich, warum sich keiner von diesen in seine Rede mischte, da sich doch gewiß recht Wortgewandte unter ihnen befanden. Der Dichter aber fuhr, nachdem er sich das wirre Haar aus der Stirn gestrichen hatte, folgendermaßen fort: „Aus solchem Verhängnis sind viele

den Weg der Beweinung und unerwiderten Klagens gegangen, und deren Bücher waren nicht minder tränennaß denn ihre Augen und ihre Lider. Andere wieder haben darum die eigene Seele insgeheim zur Erde bestattet, doch als sie andern Tags am Grab zu weinen kamen, fanden sie es leer, nicht ohne daß ein kleiner bunter Vogel daneben in den Zweigen sang, wie solches im Märchen artig und glaubhaft berichtet steht.

„Mir aber, der ich nicht dabei war, als das Vöglein sang, schien solche Wirklichkeit ein traurig Beispiel zerfallener Herzen und heimlich behüteten Grolls, wohl vergleichlich dem Herzen dessen, der das Licht dem Heiligen weiht. (Denn was vermag das Opfer des Schwachen dem Starken, wenn nicht ärgere Last?)

„Und so ließ ich sie denn ziehen, zu suchen, damit sie sich fände, derweil ich selber wie Jonas im Bauch des Walfischs aufhörte zu rechten, und nun harre ich hier am Ufer ihrer Rückkehr, denn ich weiß, daß die einmal geborene gewaltig wiederkommen müsse und mich entführen und von dannen tragen über Nacht ..."

Heftiges Hundegebell schreckte uns auf, und gleich darauf drängte sich eine mächtige dunkelfarbene Dogge durch den Eingang der Laube und zu den Füßen des jungen Dichters. Da sagte ich ihm: „Welch Wunder, daß das nicht der Pudel ist, oder des Pudels Kern!"

Der Angeredete lachte: „Nein! Ich bin kein Magier, obwohl auch dieser Hund einen Kern haben wird."

„Und auf welchen Namen hört er?" fragte ich weiter.

„Ich nannte ihn Cerberus," antwortete der.

Nach diesen Worten hob er abermals sein Glas, doch entglitt es seiner Hand und zerbrach klirrend am Boden.

Bestürzt über sein Mißgeschick blickte er auf und stammelte einige Worte der Entschuldigung.

Indem er jedoch aufsah, gewahrte ich den tief erstaunten Ausdruck seiner Augen, und als er ganz verwirrt meinen Arm faßte, wurde auch ich zum Aufschauen veranlaßt.

In der Tat bot sich uns ein nicht wenig befremdender Anblick. Die übrigen Gäste saßen nämlich uns abgekehrt und dem oberen Tischende zugewendet und schienen dem Vortrag des wundersamen Mannes, der dort saß, aufmerksam zu lauschen. Dieser selbe aber, und das war das erstaunliche, bewegte wohl die Lippen, und zuweilen glaubte ich auch einige Silben dessen, das er sagte, zu vernehmen, doch jeweils so, als kämen sie aus weiter Ferne, im übrigen aber drang kein Laut an mein Ohr. Ja, wenn er sich einer anderen, uns fremden Sprache bedient hätte, die den übrigen so eifrig Lauschenden zufällig bekannt gewesen wäre, hätte ich dies gewiß schmerzlich bedauert, aber hätte es doch verständlich erachtet; daß er aber zu anderen laute Worte sprechen sollte, die mein Ohr überhaupt nicht erreichten, versetzte mich in die größte Verwirrung.

Zu Anfang glaubte ich wohl, einer Sinnestäuschung verfallen zu sein, doch so häufig ich mir auch über Stirn und Augen strich, das Bild wollte vor mir nicht weichen. Auch die Vorstellung, daß ich plötzlich von Taubheit befallen sei, konnte nicht standhalten, denn als ich vor Erregung zitternd den unter dem Tisch liegenden Hund, den der Dichter soeben noch Cerberus genannt hatte, mit meiner Fußspitze berührte, ließ der ein zorniges Knurren vernehmen.

Schwer wäre es, sollte ich die furchtbare Beklemmung beschreiben, die mich da überfiel und die meine Hände

und überhaupt alle meine Glieder so zittern machte, wie ich dies bisher nur bei gewissen Besessenen mit innerstem Erschauern erlebt und gesehen hatte. Auch hörte ich nunmehr deutlich, wie meine Zähne und Kiefer unablässig heftig gegeneinanderschlugen, und trotz verzweifeltsten Ringens um Selbstbesinnung glaubte ich jeden Augenblick in eine schwere und vielleicht erlösende Ohnmacht zu versinken.

Ich sah nämlich mit fast übermenschlicher Anstrengung unentwegt in das Antlitz jenes Mannes, das mir freundlich zu lächeln schien, ohne daß seine Augen den meinigen ihn suchenden heilsam begegnet wären; je länger und sehnsüchtiger ich aber zu ihm aufblickte, desto mehr schienen er und der Tisch, an dem sie alle saßen, sich von mir zu entfernen, gleich als würde er von einer mächtigen Wolke davongetragen. Dann aber sah ich, daß nicht etwa jener Tisch, sondern ich selber entrückt wurde und ein immer größerer Abgrund zwischen jenen und mir sich auftat, den nichts je wieder überbrücken sollte. Ich erinnere mich nur zu genau des furchtbaren Schmerzes, von den dort versammelten und geliebten Personen getrennt zu werden, ohne daß einer, sei es auch bloß der Hund, den ich jetzt deutlich zu des Dichters Füßen liegen sah, es der Mühe wert gefunden hätte, nach mir von bisher ungeahnter Verzweiflung Befallenem sich umzuwenden.

Eine wahnwitzige Angst, wenn so mich auszudrücken mir verstattet sei, die Angst des einzelnen urplötzlich dem Rahmen der Natur scheinbar Entrissenen und dadurch in feindlichen Gegensatz zu ihr Getretenen, hatte mich ergriffen, kalter Schweiß rann von meiner Stirne, und das Blut hämmerte an meinen Schläfen. Ja, es war gewiß

die furchtbarste Todesangst, die Angst des noch Lebenden vor dem grausamen letzten Erleben, die mich da gefangen nahm, und diese wieder zauberte mir die schreckhaftesten Visionen, vergleichlich den von Thomas de Quincey beschriebenen.

Mit Ausnahme nämlich des erleuchteten Tisches, der sich aber wie gesagt immer mehr von mir entfernte, so daß er bald nur noch als kleiner heller Schimmer meinem Auge sichtbar war, umfing mich nun tiefste Nacht. Ein gewaltiges gurgelndes, sich allgemach zu immer stärkerer Intensität steigerndes Rauschen verschloß mein Ohr jedem anderen Laut, der Brandung eines ungeheuren Meeres gemahnend, doch nicht wie diese dem wechselnden Auf- und Rückprall der Wogen unterworfen. Hingegen glaubte ich zuweilen an meinen Händen und im Gesicht einen brennenden Sprühregen zu verspüren, wobei ich nicht unterscheiden konnte, ob die Schmerzempfindung durch seine allzugroße Hitze oder Kälte verursacht wurde. In der Tat gewahrte ich bald darauf schmale züngelnde Flämmchen, die sich ruhelos hin- und herbewegten und mich von allen Seiten, immer mehr und mehr sich verdichtend, bedrängten. Ihr zitterndes Licht und der singende Laut, den sie verursachten und der sich etwa dem kleiner Gasflammen näherte, versetzten mich in noch weit größere Verwirrung und vermehrten meine Angst, da ich kein Mittel sah, ihnen zu entgehen oder auch nur mich ihrem Ansturm zu erwehren. Ein leises Stöhnen entrang sich meiner Brust, auch begann ich nun mit einemmal heftig zu schwanken, und schon fühlte ich, daß ich unabwendbar in die Tiefe stürzen müsse, als mein Arm von einer starken Hand ergriffen wurde. Gleich darauf schwanden mir die Sinne ...

Fahles Licht umfing mich, als ich die Augen öffnete. Kahle Felsen schwarzer Steine ringsum, Sand und verstreut ärmliches Gras. Neben mir saß einer, in einen dunkelfarbenen Mantel gehüllt. Auch sein Kopf war verhüllt, auf beide Knie gestützt. Da sprang ich auf, und indem ich aufsprang, sah er auf. Ein Graukopf mit blauen Augen und glattem Kinn.

‚Wer seid Ihr?‘ rief ich ihn an, doch er schüttelte bloß den Kopf.

‚Ich bin ein alter Mann,‘ antwortete er. ‚Ich wohne hier.‘

‚Seid Ihr etwa der Versucher?‘ fragte ich wieder. Er aber lächelte leicht: ‚Und wenn ich auch der wäre, habe ich Euch doch eben erst hierhergetragen ...‘

Da er aber so leicht und gar freundlich lächelte, setzte ich mich wieder neben ihn ...

‚Ich weiß, ich kann von Euch lernen,‘ begann ich nach einer Weile. ‚Könnt Ihr mir etwa sagen, von wannen jener Wind kommt, der die Wolken über uns, Schafen vergleichlich, vor sich hertreibt?‘

‚Jener Wind kommt vom Tal herauf, und vom Tal herauf trägt er auch die Gesänge der Knaben, die Ihr da höret. (In der Tat drang ferner Gesang an mein Ohr). Wie der Wind aber in jenes Tal gelangte, vermag nur der Wind zu sagen, da er doch gewiß aus der Höhe kam.‘

‚Wer sind aber jene Knaben?‘ fragte ich weiter, ‚— denn die Antwort, die Ihr mir wegen des Windes Kommen gabt, habe ich nicht verstanden.‘

Da lächelte der Alte wieder: ‚Jene Knaben sind Knaben wie andere mehr, und es ist allein der Wind, der sie beseelt und ihre Stimmen zu uns heraufträgt.‘

‚Aber könnt Ihr weiser Mann mir auch sagen — denn gewiß weise seid Ihr —, von wannen jener Rauch kommt, der einer Säule gleich dort aufsteigt und den Himmel zu verdüstern droht?‘

Da hieß er mich aufstehen und ihm folgen. Wir gelangten an den Rand eines großen Kessels, aus dem dichter, schwarzer Rauch aufstieg, und er kam gewiß aus der Tiefe des Berges.

‚Ich lebe hier,‘ sagte der Alte. ‚Doch will ich Euch jetzt auch die andere Seite des Berges zeigen.‘

Wir gingen längs des Abgrunds, und manchmal drohte der Rauch mir meinen Führer zu verhüllen. Da hieß er mich den Zipfel seines Mantels greifen. Ich zögerte wohl einen Augenblick und richtete dann an ihn die Frage: ‚Wie sollte ich denn aber auch wissen, ob Ihr mich nicht insgeheim über den Rand dieses Abgrunds führen werdet?‘

‚Glaubt Ihr vielleicht,‘ antwortete er da, ‚daß ich Euch zu diesem Zweck allein hierhergetragen habe?‘

So gingen wir eine Weile, bis sich der Ausblick lichtete.

Man sah jetzt aufs Meer hinaus und auf eine ferne Küste, die im Sonnenlicht prangte. Grüne Fluren erstreckten sich am Fuß des Berges. Über ihnen helleres Weideland, von schwarzen Strömen kalter Lava durchfurcht. Die Brandung des Meeres ging hoch und seiner schaumgekrönten Wellen fernes Brausen, zerrissen vom Zischen und Gurgeln der Scylla und vom charybdischen Strudel.

Bittrer und schwerer denn je empfand ich die Last des Fragens: ‚Was soll mir all das? Was soll mir das Grün der Fluren, die hoffend grünen? Ich lobe mir die Bläue des Himmels und die Bläue des Meers und das Rot des

Bluts. Wenn aber das Rote und das Blaue sich mischen, entsteht ein grausam Zwitter. Könnt Ihr mir auch darauf antworten, alter Mann vom Berge?‘

‚Wenn Rot und Blau sich paaren, wird wohl das Gelbe die Lösung schaffen, denn es ist weder Rot noch Blau. Wenn einer aber das Gelbe mit dem Blauen vereint, wird es grün, das heißt hoffend, und das Gelbe mit dem Roten, so wird es rötlich wie die Abendsonne, also scheidend. Und wenn er alle dreie vereint, wird es die Farbe der Nacht. So kann also das Gelbe das Schöne und das Andere des Schönen schaffen, wenn es aber das Schöne schafft, wenden wir uns ihm freudig zu, und wenn das Andere, fliehen wir entsetzt....‘

Wir kamen an einen tiefen Brunnen, der voll Wasser war. Dort hielt er inne und sagte: ‚In diesem Brunnen ist nichts Lebendiges. Es ist ein toter Brunnen. Wenn wir aber an den Rand des Wassers treten, sehen wir den Himmel drinnen und unser eigen Antlitz. Wir sind nicht Spiegel, doch er ist unser Spiegel. Alles, was uns von drinnen kommt, kommt ihm von draußen. Wie groß ist doch der Unterschied zwischen einem Menschen und einem Spiegel...!

‚Wenn aber ein Wind kommt‘, so fuhr er fort, ‚und sein Wasser bewegt, bewegt er auch unser beider Gestalten und Antlitz, die drinnen sind, denn der Wind kommt ihm von draußen und uns von drinnen her. Und wenn einer über die Gasse geht und der Wind um die Ecke kommt und ihm den Hut vom Kopfe trägt, ist es Zeit, daß dieser eine seinem Hut nacheile und ihn reinige.‘

Wir gingen weiter. An einer Felswand hing einer und klagte: ‚Man hat mich an diesen Fels geschmiedet, und meine Leber wächst jeden Abend neu zur Nahrung

des Adlers. Wann wird endlich der Adler ausbleiben und meine Leber verdorren ...?'

Doch als er meines Begleiters ansichtig wurde, rief der Bedrängte laut: ,So wisse denn, Empedokles, daß alles, was ich sage, nur ein Symbol ist, dessen daß ich hier hange. Auch ist es nicht etwa Liebe und Haß, wie du zu wähnen scheinst, die die Elemente binden und lösen, sondern ein ganz andersartig beschaffen Ding ...'

,Wie meinst du das?' fragte da mein Begleiter.

,Ich meine,' gab der andere zurück, ,daß es nicht zweierlei gäbe, weder ein solches noch ein Andersseiendes, sondern allein einerlei ...'

Nach diesen Worten löste jener die Hände aus den Ketten, die ihn eben noch zu bedrücken schienen, und neigte sich dem Bett des Baches, der unter der Felswand dahineilte und weiterhin in einem Hohlweg verschwand.

,Ist jener Mann Prometheus?' fragte ich meinen Begleiter. Der antwortete: ,Jener Mann ist weder Prometheus noch, wie Ihr etwa annehmen könntet, der große Herakleitos. Auch bin ich selber nicht der, den er nannte.'

Als er nach diesen Worten schwieg, fragte ich ihn, ob jenes eine, von dem der, der eben noch an der Felswand gehangen hatte, sprach, die Liebe sei oder bloß das Feuer.

,Nein!' erwiderte der Angeredete. ,Ich glaube, er sprach vom Wind, der bald warm ist und bald kalt. Der Wind aber kommt nach Heraklit wiederum vom Feuer.'

Ein Reiter kam den Hohlweg herauf. Er ritt im Bett des Baches, damit der seine Spuren verwische. Es war aber ein graues Pferd, auf dem er ritt.

,Wohin reitet jener Mann?' erforschte ich meinen Führer, indem wir ihm nachsahen. ,Und von wannen kommt er?'

‚Er kommt von Mitternacht und reitet gegen Morgen. Wenn er aber gen Morgen geritten ist, wird er gen Mittag reiten, und von Mittag gegen Abend, und von Abend wiederum gen Mitternacht.'

Während er noch sprach, kam ein anderer Reiter, dieser auf einem schwarzen Pferd, längs des Hanges. Er hielt den Kopf gesenkt, und auch sein Tier schritt müde fürbaß.

Diesem vertrat mein Begleiter den Weg, indem er die Hand erhob, zum Zeichen, daß jener innehalten möchte. Da rief der Reiter ihn an: ‚Nachdem du jenen ersten Reiter hast ziehen lassen und ihm nicht den Weg verwehrtest, mußt du auch mich lassen ziehen, denn so wie er gen Mittag reitet, reite ich gen Mitternacht.'

‚Recht hast du gesprochen,' antwortete der, ‚doch will ich versuchen, dich aufzuhalten, denn wenn du Vergangenheit zauderst, wird auch die Zukunft zögern müssen. Denn ich wollte dich fragen, der du alles weißt, was geschehen ist: wie war es mit Zagreus, als ihn die Titanen zerrissen?'

Der Gefragte antwortete: ‚Zögern darf ich nicht bei meiner Fahrt, wenn du mich aber ein Stück Weges geleiten willst, will ich dir gerne die Geschichte des Gottes erzählen, wie er zerrissen ward.'

Der Alte nickte, und der Reiter zügelte sein Roß derart, daß es noch langsamer ging, denn da wir zuerst ihn sahen. Dann begann er: ‚Nachdem nämlich Semele durch den Blitz des Donnerers erschlagen und ihr Knabe aus der Hüfte des Gottes geboren ward, sannen die Titanen darauf, wie sie sich seiner, der sie zähmen wollte, bemächtigten. Es war aber im Tal des Strymon in Thrakien, daß sie ihn endlich ergriffen und ihn also

schmählich zu Tode brachten. Wodurch es ihnen aber gelang, ihn, der doch ein kluger und vielgewandter Gott war, der sie wohl zu bändigen vermocht hatte, in ihre Gewalt zu bekommen, weiß kein anderer als ich.'

,Gewiß bist du der einzige, der mir das sagen könnte, und darum frage ich dich,' antwortete mein Führer.

,Als nämlich eines Tages der Gott Dionysos dem Saitenspiel oblag, begegnete ihm kein anderer als der Reiter, den ihr soeben selber gesehen habt, und so wie du jetzt neben mir, so ging er neben jenem einher und wollte nicht wieder mit mir zurückschreiten, obwohl er wußte, daß es ein gar gefahrvoll Unterfangen war. Denn das Roß jenes habe seinen Lauf immer mehr beschleunigt, und zuletzt seien sie so schnell geritten drei Tage und drei Nächte lang, daß der Gott am vierten Morgen kraftlos zusammenbrach. Im nämlichen Augenblick aber hätten sich die Titanen auf ihn gestürzt, und auf solche Weise sei ihm jener grausame Tod widerfahren.

,Doch nun trennt euch von mir, damit euch nicht das gleiche widerfahre, das dem Gotte Zagreus . . .'

Der, der gesprochen hatte, schwieg nun: „Gewiß eine merkwürdige Erzählung," hörte ich jemand sagen. „Man kann Sie mit Recht einen Dichter nennen . . ."

Eine andere hellere aber sprach dagegen: „Sie sagen: merkwürdig; wie verschieden doch die Menschen geartet sind. Mein Professor würde da zweifelsohne von den ersten deutlichen Anzeichen einer Paranoia sprechen, und dabei halb freudig halb bedauernd mit dem Kopfe nicken . . ."

Mehrere lachten, der aber, der zuerst gesprochen hatte, fuhr fort: „Dichtung ist es ja nicht, und auch nicht Sage,

was ich Euch hier vortrug und weiterhin noch berichten werde. Es war auch keiner von den ewig flüchtigen Gedanken eines Sommerabends, noch der Traum einsamer Stunden, sondern einzig und allein, und so wahr Gott lebt, ein Gesicht, das mir zuteil geworden ist und ewig unverändert mir vor Augen steht, unverändert und unverrückt von damals bis zu dieser Stunde. Und nun hört: Indes nämlich jener also sprach — und halb unwillig lauschte ich dem, das er sagte —, blieb ich stehen, während mein Begleiter ihn noch eine Strecke Wegs geleiten wollte. Doch verlor ich die beiden nicht aus dem Auge, und sei es nun Trugbild (wie zuerst ich wähnte) oder Wirklichkeit, das schwarze Roß des einen begann mit einemmal schneller zu laufen, so sehr sein Reiter es auch zu zügeln versuchte. Und ebensowenig, wie der es zurückzuhalten vermochte, vermochte es mein Führer, sich von jenem zu trennen, da er doch noch gewiß vieles von ihm zu erfahren hoffte, sondern folgte jenem Reiter durch das Gestein des Baches und längs des Abhangs und rings des Berges, auf dem wir uns befanden. Und während ich selber elend und erschöpft am Rand des Wassers kauerte, indessen der Tag zur Nacht und die Nacht zum Tag und dieser wiederum zur Nacht wurde, sah ich den, der mich eben noch geführt hatte, neben jenem schwarzen Reiter einherlaufen und eilends an mir vorüberziehen und nicht innehalten, so sehr ich auch jenes Namen rief und des anderen Zauber verfluchte.

„Des dritten Tages früh aber machte ich mich auf und irrte selber längs des Berges, damit ich einen Ausweg fände aus meiner Einsamkeit. Nach langer Wanderung gelangte ich zuletzt abermals an den Rand jenes Trichters, aus dem ich den dichten Rauch hatte aufsteigen sehen,

und ließ mich auf einem der schwarzen Blöcke zu Rast und Erholung nieder. Doch ehe ich lange dort gesessen, sah ich den schwarzen Reiter wiederum auftauchen, und neben ihm eilte noch immer jener Alte, triefend von Schweiß und keuchend und mit blutenden Füßen. Als sie aber nahe bei mir vorüberkamen, griff ich nach dem Mantel des Mannes und hielt ihn so fest in meiner Hand, daß er von oben bis unten zerriß und mir ein kleines Stück in meinen Fingern blieb. Ihn selber aber vermochte ich nicht zu halten. Er sah mich wohl, wie mir schien, flehend an, dann aber folgte er dem Reiter über den Rand des Abgrunds, so daß er im Dunkel des Rauchs meinen Blicken entschwand.

„Da wartete ich denn eine Zeitlang in großer Angst, ob er nicht wiederkomme, als es aber zu dunkeln anfing, beugte ich mich selber über den Abgrund, da er gewiß gefallen war, und rief laut seinen Namen.

„‚Empedokles,‘ rief ich, ‚hörst du mich, so antworte mir, denn ich habe noch nicht alles gelernt von dir Weisem, und sicher bist du der Weiseste von allen Männern! . . .‘

„Doch antwortete er nicht mehr, und nachdem ich die ganze Nacht dort gesessen und der vierte Morgen zu dämmern anhub, machte ich mich auf und schritt den Berg hinab ins Tal. Indem ich aber längs des Baches ging, begegnete mir der schwarze Reiter, doch sah er nicht auf, und auch wagte ich nicht, ihn aufzuhalten, aus Sorge, daß mir nicht das gleiche Unheil widerfahre, und weiter unten in der Schlucht kam hinter mir der graue Reiter und ritt vor mir her, und der Bach verwischte die Spur von seines Rosses Hufen.

„Nachdem ich aber selber die Schlucht verlassen hatte und wieder unter Bäumen ging, war der Morgen schon

weit vorgeschritten. Viel bunte Vögel sangen in den Sträuchern, und auf den Weiden zwischen den erkalteten Strömen der Lava tummelte sich junges Vieh. Trunken von Sonne und Licht standen die Felder, frischer Tau perlte auf den Gräsern. Da beugte ich mich denn zum Lauf des Baches und wusch mir Gesicht und Hände ..."

Ein kalter Luftzug schreckte mich auf. Die Lampen über dem Tisch waren bis auf eine erloschen. Die Dämmerung hatte begonnen, und es war wohl der erste Hauch des Frühwinds gewesen, der mich gestreift hatte. Er trug auch das Rauschen des Baches zu uns her. Im Garten fiel eine Pforte ins Schloß.

Neben mir saß der junge Dichter und starrte vor sich hin. Einige lose Blätter, die der Wind bewegte, lagen vor ihm, und hie und da rührte er die Lippen. Der Maler hielt den Kopf in beide Hände gestützt, und sein Gesicht war so verdeckt, daß ich nicht unterscheiden konnte, ob er wache oder nicht. Die andern schienen zu schlafen. Der Stuhl aber, der am oberen Ende des Tisches stand, war leer.

„Wo ist er hingegangen?" fragte ich den Dichter.

Der sah auf, als erwache er aus einer tiefen Betäubung.

„Wer?" fragte er mich wieder. Dann aber sprang er auf. Auch der Maler hatte den Kopf erhoben.

„Soeben saß er noch dort!" machte er.

„Vielleicht ist er zum Fluß gegangen, mit dem er auch kam ..."

„Wir wollen hinter ihm hergehen!" rief der Dichter. „Er kann noch nicht gar so weit sein."

„Ja! Ich erinnere mich. Die Gartentür fiel ins Schloß. Soeben erst!"

Indes die anderen noch schliefen, eilten wir den Bach entlang. Auch der Hund war uns gefolgt. Er überholte uns lustig bellend bei der Brücke.

Im Osten war es schon ganz licht. Man sah kaum noch die Sterne. Irgendwo krähte ein Hahn, zwei, drei andere antworteten. In den Ställen am Weg wurde es lebendig. Zwischen den Büschen schimmerte fahl und silbrig der Fluß ...

„Schneller!" rief der Maler. „Ich glaube, ich sehe ihn dort."

Leichter Nebel schwamm über den Feldern. Grau und gespenstisch neigten sich die Weiden zum Bach ...

„Ja, nun sehe ich ihn genau. Er löst die Kette des Nachens am Ufer. Der Hund ist mit ihm ..."

Wir hörten das Rasseln der Kette. Unsere Schuhe waren ganz naß vom Tau. Da faßte mich der Maler am Arm: „Es ist unnütz, so zu eilen. Wir sind zu spät erwacht. Schon hat er das Ruder zur Hand."

Schwer atmend hielt auch der Dichter inne. „Ja!" sagte er, „denn schon stößt er ab. Der Hund steht noch dort. Nein, nun springt er ihm nach ..."

Wir hörten ein kurzes Bellen, einen Fall.

Als wir am Ufer anlangten, war der Nachen schon mitten im Fluß. Der ihn lenkte, beugte sich über den Bug und half dem Tier jubelnd ins Boot. Dann hob er die Hand, winkte, grüßte und lachte uns zu ...

Wir sahen ihm nach, bis er unseren Blicken entschwand ...

„Wollen wir nicht den Sonnenaufgang hier erwarten?" sagte der Maler.

Der Dichter pflichtete dem bei, da die andern gewiß vor unserer Rückkehr nicht aufbrechen würden. Obwohl

es zwei feine Paare gäbe. Dann aber, und da sich ihm alles, was er erlebte und sah, auf sein Verhältnis zur Frau bezog, sagte er (er pflegte sich aber in solchen besonders feierlichen Momenten der englischen Sprache zu bedienen, die die Sprache seiner Mutter gewesen war): „How wonderful must be the woman to be loved by such as He!“





